Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Aus meinem Bühnenleben

Erinnerungen

Bauer, Karoline

Berlin, 1876

urn:nbn:de:bsz:31-92935

Visual Library

KAROLINE BAUER

AUS MEINEM BÜHNENLEBEN.

I.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

VI.
350.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Aus meinem Bühnenleben.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Aus meinem Bühnenleben.

Erinnerungen

von

Karoline Bauer.

Herausgegeben

von

Arnold Wellmer.

Zweite, reich vermehrte Auflage.

Erster Theil.

Mit dem Jugendbildniß der Verfasserin in Photographie.

Berlin 1876.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

ak

98 B 79817, RH, 1

Das Uebersetzungsrecht ist vorbehalten.

Dem Andenken

der liebevollsten, besten Mutter

Christiane Bauer

geborne Stockmar,

geb. 1785 zu Koburg,

heimgegangen 1842 zu Mannheim,

meines Bühnenlebens Morgenthau und Sonnenschein,
Stab und Schirm, Sporn und Führung, Stärke und Milde,
Hoffnung und Zuversicht, Mitfreude und Mitleid,
Glück und Stern,

in unsterblicher Dankbarkeit,
Liebe und Sehnsucht.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Dem ergibt die Kunst sich völlig,
Der sich völlig ihr ergibt!

Platen.

Ist die Zeit auch hingeflogen,
Die Erinn'rung weichet nie;
Als ein lichter Regenbogen
Steht auf trüben Wolken sie.

Uhland.

Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmale,
die der einzelne Mensch hinterlassen kann.

Goethe.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Karoline Bauer? IX

Zur zweiten Auflage XIX

I. In der Heimat.

1808—1824.

1. Meine Eltern 3
2. Die kleine Komödiantin 23
3. Neue Heimat, neues Leben 56
4. Die kleine Gouvernante 91
5. Die erste Gage 101
6. Das erste Engagement 129

II. Berlin.

1824.

1. In und an der Königstadt 177
2. Heiße Bretter 212
3. Rahel 246
4. Eine heitere Kunstpause 290

Karoline Bauer?

Es war im Spätherbst 1868. Ich saß am Redactionstische von »Ueber Land und Meer« und las einen Brief und dann ein beiliegendes Manuscript: »Bühnenerinnerungen, von Karoline Bauer« ...

Karoline Bauer? Ich muß ehrlich bekennen, der Name war mir völlig fremd. Die alte tapfere Theater-Garde aus den zwanziger und dreißiger Jahren, die so fröhlich lebte und schwärmte und kunstenthusiastisch glühte und sich so gern und so stolz — ergab, möge dem Nachgeborenen verzeihen.

In dem Briefe stand: ... »Ich war nicht die bedeutendste und berühmteste Künstlerin meiner Zeit, aber ich hatte das Glück, in der Blütezeit dramatischer Kunst mit den größten Mimen unseres Jahrhunderts zusammenwirken zu dürfen. Von diesen edlen Künstlern und von dem ganzen vergangenen Künstlerleben zu erzählen, treibt mich mein Herz, das einst so heiß für die Kunst glühte und sich noch immer so gern an dem Blütenduft der Erinnerung aus jenen unvergeßlichen Frühlingstagen erquickt. Ich habe treu und ehrlich und schmucklos nach dem Leben gezeichnet — auch nach dem meinigen. Ich habe mich bemüht, wahr über mich und gerecht gegen Andere zu sein. Vielleicht gehen diese Spiegelbilder aus alten Tagen

auch nicht ganz nutzlos an den Augen und Herzen meiner jungen Leser vorüber. . . .«

Dann las ich das Manuscript — und bald hatte sich mein ganzes Herz liebevoll versenkt in diese Blätter, in jene verschollenen großen Künstlertage und vor Allem in das liebenswürdig fesselnde, anmuthig erheiternde und belehrende . . . und dann wieder so wunderbar tief rührende »Bühnenleben« der Schreiberin. — Das war keine gewöhnliche Waare auf meinem so viel belagerten und gemißbrauchten Redactionstische.

»Haben Sie Karoline Bauer spielen sehn?« fragte ich einen alten Tapferen jener aussterbenden Berliner Theater-Garde. . . . Wie seine Augen da leuchteten, so stolz und dann so wehmüthig feucht! Und sein altes — unsterblich junges Herz lag in den Worten: »Karoline Bauer? — Cara memoria! La bella Donna Diana — das holdeste Käthchen von Heilbronn — die liebreizendste Julia — die edelste Maria Stuart — die rührendste Gabriele — — und dann wieder das übermüthigste Suschen — der keckste Page in den Pagenstreichen — der flotteste Armand Richelieu . . . Karoline Bauer war entzückend schön, aber doch noch ausgezeichneter durch Grazie, Anmuth, Liebenswürdigkeit, Wohllaut der Stimme und vor allen Dingen durch edelste Naturwahrheit in der Darstellung. Sie spielte ihre Rollen nicht, sie lebte sie. Darum gelangen ihr auch am Besten die liebenswürdigen Partien, weil sie in diesen sich selber gab. Sie war vielseitig, wie heute wenige Schauspielerinnen. Eine gediegene Geistes- und Herzens-

bildung unterstützten ihr reiches Talent auf der Bühne und machten die bewunderte Künstlerin fast noch mehr zum Liebling der Gesellschaftskreise. Sie und ihre schöne hochgebildete Mutter waren eben so ganz anders, als die meisten Theaterdamen — wahrhaft vornehm! — Im Uebrigen verweise ich Sie auf das Theater-Lexikon von Robert Blum, Herloßsohn und Marggraff und auf die »Portraits und Silhouetten« von Gustav Kühne. . . .«

Robert Blum, der damals als Theater-Secretair in Leipzig lebte und später durch seinen traurigen Tod so berühmt werden sollte, schreibt nach der kurzen Biographie, die der Leser in dem »Bühnenleben« ja ausführlicher wiederfindet, 1839: »Karoline Bauer ist eine der lieblichsten und achtungswerthesten Schauspielerinnen; im feineren Lustspiel, im höheren Conversationsstücke, in naiven, kecken, koketten, pikanten und schalkhaften Charakteren ist sie ausgezeichnet und dürfte nicht leicht eine würdige Rivalin in diesem Genre finden; in der Tragödie hat sie in der letzten Zeit außerordentliche Fortschritte gemacht und sich als eine treffliche Darstellerin gezeigt, deren Mittel und Fähigkeiten das Vollkommenste erwarten lassen. Ihre Leistungen zeugen ebensosehr für ihr tiefes Gefühl und ihren klaren Verstand, als für ihr eminentes Darstellungs-Talent und ihre vollendete allseitige Bildung; sie erhalten einen besonderen Reiz durch den Umstand, daß sie alle Effekthascherei verschmäht und nur durch die Totalität eines vollkommen gerundeten Bildes zu wirken strebt. Die reizendste Persönlichkeit unterstützt ihre lebensvollen Darstellungen und sie weiß die ihr von Natur

verliehenen schönen Mittel auf's vortheilhafteste zu benutzen, ohne dieselben jemals an unpassender Stelle geltend zu machen. Ihrer liebenswürdigen Charaktereigenschaften wegen wird sie ebenso geliebt und geehrt, als wegen ihrer künstlerischen Vortrefflichkeit gepriesen und bewundert!«

In Gustav Kühne's »Portraits und Silhouetten« (Hannover 1843) heißt es über Karoline Bauer aus dem Jahre 1836:

»Nach dreiwöchentlicher Landestrauer wurde die Leipziger Bühne mit dem Gastspiel von Fräulein Bauer wieder eröffnet. Ein Leipziger Correspondent in der Allgemeinen Zeitung nannte Fräulein Bauer eine — Repräsentantin echt classischer Schauspielkunst. Dieser Ausdruck, falls er Sinn haben soll, läßt bei dem geehrten Herrn auf die entgegengesetzte Annahme einer romantischen Schauspielkunst schließen.

Diese Unterscheidungsweise mag etwas für sich haben. Eine Repräsentantin romantischer Schauspielkunst dürfte sich in der Schröder-Devrient finden, und wem aus der Erinnerung Wolff's und Devrient's Gestalten aufsteigen, der hätte recht eigentlich Belege für diese zwiefache Richtung der Bühnenkunst. In Wolff war Classicität: sein ganzes Spiel ging lediglich aus dem Verständniß des Dichters hervor; die Idee des Poeten zu erreichen, schien ihm das Höchste, ein anderes Ziel kannte er nicht. Devrient's Spiel war nie das Ergebniß der Reflexion, er hatte nie den Zweck, durch Studium den Gedanken des Dichters zur Erscheinung zu bringen. Er hatte gleichsam seinen eigenen Gott für sich, der ihn so, und nicht anders seine Rolle auffassen hieß, ihn nicht selten ganz

irre führte, aber ihn, wo er zutraf, der größten Effekte gewiß machte. War seine Darstellung einer Rolle mit der Intention des Dichters identisch, hatte sein Genius richtig getappt, so sah man wie durch wunderbares Walten das Höchste zur Erscheinung kommen. In Wolff feierte das Talent, in Devrient das Genie seine Triumphe.

Bei dieser Unterscheidung aber stehen bleiben und sie auf eine einzelne Erscheinung, die vielleicht noch nicht das Höchste, was sie vermag, erreicht hat, beziehen, hieße irre gehen. Hier wird weit weniger von einem großen Stil, als von Manieren in der Spielart die Rede sein müssen. Und in dieser Beziehung muß man an den Leistungen des Fräulein Bauer rühmlichst anerkennen, daß sie in einer Manier gehalten sind, die gar keine Manier ist. Bei Mad. Crelinger, Mad. Haizinger, Fräulein von Hagn kann man in der That von Manieren reden, von großen, interessanten und liebenswürdigen, womit sie zu effektuiren im Stande sind, und mir fällt dabei das Wort der Catalani über die Sontag ein, von der sie sagte: sie sei groß in ihrer Manier, aber ihre Manier sei nicht groß. Fräulein Bauer hat in ihrem Spiel den eigenthümlichen Vorzug, keine effektuirenden Nebenrücksichten zu kennen, ihr Spiel geht wesentlich aus dem Verständniß des Dichters hervor, und tritt niemals aus dem Rahmen heraus, der ein Kunstwerk zu einem Ganzen gestaltet. Künstlerische Persönlichkeiten dieser Art erhalten ihre wahre Stellung recht eigentlich nur in einem allseitig durchbildeten Ensemble, dessen Zusammenspiel nur den Zweck hat, ein echtes Kunstwerk zur vollendeten Erscheinung zu bringen.

Wolff mußte sich immer erst seine Mitspieler erziehen, damit sie ihm so, wie es zu einem Totaleindruck nöthig war, in die Hand spielten. Devrient bedurfte kaum talentvoller und convenabler Mitspieler, er riß in seinen großen Momenten Alles mit sich fort, und zwang dann auch den Stümper, wie ein willenloses Werkzeug ihm zu folgen; in Nebenzügen ließ er das Stück und die Mitspieler fallen.

Von effektuirenden Momenten ist bei Fräulein Bauer eigentlich keine Spur. Mag das Bedingung ihres Naturells, oder Ergebniß ihres poetischen Verständnisses oder Beides sein; so brillant ihre Erscheinung auf der Bühne genannt werden kann, so wenig besteht ihr Spiel aus brillanten Einzelheiten. Sie scheint selbst auf Kosten der Wirksamkeit nur einen — Totaleindruck zu erzielen. Es liegt hierin etwas sehr Schönes und echt Künstlerisches; allein wie viel Rollen, selbst gute Rollen gibt es nicht, deren Werth nur in der Entwickelung dieses oder jenes Momentes beruht! Stände Fräulein Bauer immer in einem kunstfertigen, ausgebildeten Ensemble, und brächten unsere Bühnen nur immer Classisches, so würde das Talent dieser Künstlerin wohl niemals seiner Wirksamkeit entbehren. Wie schön ist in Dresden ihr Zusammenspiel als Julia mit der humoristisch-salbungsvollen Werdy als Amme! — Auf unserer Bühne hatte sie mit ihrer Amme förmlich zu kämpfen, und der Zauber ihrer musikalischen Stimme in den Balconscenen zerbrach fast an einem wortkargen Romeo, dem der Souffleur mit seinem Kasten hätte nachlaufen müssen in die grüne Schattenlaube.

Durchaus glänzend — und von dem Effekt, den die Dichtung bezweckt, war der große Monolog, nach welchem Julia den Giftbecher leert. In der Scene mit dem alten Capulet war ihr Kampf zwischen Liebe, Schmerz, Verzweiflung und kindlicher Ergebung meisterhaft. Dagegen erschien sie in der Todtengruft zu kühl. Wie sehr ihr Spiel jedoch, selbst mit Aufopferung des Effekts, dem poetischen Verständniß huldigt, beweist unter anderem die Art und Weise, wie sie in der Scene auf dem Ball die Worte: »Ihr küßt recht nach der Kunst« — von jeder sonst üblichen Betonung verschieden, zu geben wußte. Diese Worte lassen sich im Sinne der Julia kaum recht deuten; man weiß nicht, wie Julia zu dieser auffälligen Rede kommt. In der Regel tappen die Darstellerinnen über diese Schwierigkeit sehr oberflächlich hin. Fräulein Fournier schlägt wie erröthend den Blick dabei zu Boden. Fräulein von Hagn sieht dem Romeo dabei listig in's Auge, sowie denn diese Schauspielerin überhaupt dem Charakter einen Beigeschmack von moderner Schalkhaftigkeit gibt, von der das Shakespeare'sche Mädchen nichts weiß. Beide Darstellerinnen effektuiren aber mit dieser Auffassung der Stelle. Fräulein Bauer spricht die Worte gewissermaßen ganz harmlos in's Blaue, wie ein junges Ding einmal Gehörtes gedankenlos nachplaudert. Mich dünkt, Shakespeare habe so und nicht anders seiner Julia dergleichen in den Mund gelegt.

An Fräulein Bauer als Donna Diana ist vielerlei als Mißgriff zu bezeichnen. Der ganze Charakter war mädchenhaft, deutsch, nicht spanisch, nach ihrer Auffassung. In der Eifersucht war sie mehr die empfindlich Gereizte,

als die Leidenschaftliche, vor deren Liebesschmerz die Säulen des Stolzes zusammenbrechen. Ihre Leidenschaft drohte nicht, sie zu verzehren, sie wurde nur gepeinigt von dem Gefühl der erwachten Liebe. Der ganze Charakter wird von der Darstellerin durchaus deutsch gefühlt und gegeben, mit allen Nüancen weiblicher Empfindsamkeit, weiblicher List und mädchenhafter Lust zu triumphiren.

In den ersten Akten mußte der Stolz pointirter, in der Gartenscene die Coquetterie raffinirter gehalten werden. In Beiden ist die Crelinger bedeutsamer, während sich in ihrem Spiel wieder das verwischt, was Fräulein Bauer, die an der Naturtreue allgemein menschlicher Auffassung festhielt, durch den Reiz elegischer Rührung hervorruft. Meines Wissens war die zu früh für die Kunst gestorbene Sophie Müller diejenige Diana, welche den spanischen Typus mit dem allgemein poetischen Grundelement am richtigsten vereinte. Die heißeren Farben des Gemäldes waren in der Darstellung von Fräulein Bauer viel zu sehr durch Lieblichkeit und mädchenhafte Grazie vertuscht.

Als Hedwig im »Ball zu Ellerbrunn« gab sie ein vortreffliches Bild der modernen Salondame. Als Suschen und Walpurgis entfaltete sie die ganze Spielerei einer ersten jungfräulichen Neigung in allen ihren Stufengängen von der erwachenden Lust bis zur listigen Verschlagenheit. Wie die unbefangene Seele sich überraschen läßt von ihrem eigenen Gefühle, trat in diesen Bildern idyllischer Gemüthswelt als ganz besonders glücklicher Moment hervor. Als Goldschmied's Tochter ließ sie den Zug einer religiösen Stimmung nicht außer Acht und sprach das Gebet

vor Schlafengehen, das andere Darstellerinnen in falsch verstandener Auffassung dieses Charakters fortlassen, mit jener echten Natureinfalt des Gemüths, die bei Rollen dieser Art so leicht in Coquetterie umzuschlagen pflegt. So hob sie auch ihres Vaters Rang als Altbürger von Ulm gegen den Ritter ganz besonders hervor, und gab der Walpurgis dadurch jene Beimischung von mittelalterlich-bürgerlichem Stolz, der diese Figur von aller modernen Naivetät abscheidet.

Als Margarethe (in den Hagestolzen) war sie eine Erscheinung, wie sie alte niederländische Maler in ihren Bildern eines idyllischen Friedens so gern zeichneten.

Ihr Käthchen von Heilbronn war von ganz besonderem poetischen Verdienst. Diesen mittelalterlichen Charakter sieht man oft mit einer Sentimentalität versetzt, die ihn völlig vernichtet. Weil das Mittelalter schwärmte, glaubt man, es sei auch sentimental gewesen.

Heinrich von Kleist war ein zu tiefer Poet, um so fehlzugreifen. In dem Unbewußten, in dem Räthselhaften des innern Dranges liegt die Romantik des Mittelalters, und diese Entzückung zeigt der Dichter in der spiegelreinen Mädchenseele. Dies ist die unverwüstliche Poesie in diesem Käthchen von Heilbronn.

Fräulein Bauer war in jeder Beziehung das lebendige Bild dieser Dichtung.«

So Gustav Kühne. Mein Interesse an dem »Bühnenleben« der mir unbekannten Künstlerin, die sich in so bescheidener Weise bei »Ueber Land und Meer« einführte, wuchs natürlich nach diesen glänzenden Kränzen, welche

die Mitwelt ihr geflochten und die so freundlich bis in unsere Tage fortgrünen und duften. Mit Liebe ging ich an die Redaction des Bühnenlebens — eine fröhliche Oase in der sonst oft recht dürren Redactionsthätigkeit. Und die Früchte blieben nicht aus. Keine Artikel fanden während der drei Jahre, in denen die Bühnen-Erinnerungen von Karoline Bauer in »Ueber Land und Meer« erschienen, eine solche Theilnahme bei den Lesern, wie dies »Bühnenleben«. Dafür zeugen die vielen herzlichen Briefe aus ganz Deutschland, aus Rußland, ja aus Amerika, die bei der Redaction einliefen und von der unvergessenen und unvergeßlichen Karoline Bauer sprachen und um Fortsetzungen und schließlich um eine Buchherausgabe der Erinnerungen baten.

Dieser — auch mein wiederholter dringender Wunsch ist mit diesem Buche erfüllt. Die Verfasserin hat mir eine Sammlung und Herausgabe ihrer Bühnenartikel gestattet. Für dies Buch übernehme ich als Herausgeber die volle Verantwortlichkeit. Also, meine Herren Collegen mit den flinken Recensentenfedern, respectiren Sie die Anonymität der Verfasserin, die sich seit 1844 in ein hervorragendes glückliches Privatleben still zurückgezogen hat, — und halten Sie sich freundlichst bei Ihren Besprechungen an das »Bühnenleben« von Karoline Bauer und — wenn's sonst noch Noth thut — an den

verantwortlichen Herausgeber.

Wien, im Oktober 1871.

Zur zweiten Auflage.

Eine neue Auflage des »Bühnenleben« liegt vor mir. Richtiger: ein neues Buch — neu in der Form und neu im Inhalt!

Zunächst die Form, rein äußerlich. Die zweite Auflage des »Bühnenleben« ist räumlich um mehr als das Doppelte gewachsen und erscheint daher in zwei Bänden. Zunächst liegt nur der erste vor, die ersten sechzehn Lebensjahre unserer Künstlerin umfassend. Dennoch hat Band I. räumlich ziemlich genau den gleichen Inhalt, wie das frühere ganze »Bühnenleben«; dabei ist der bedeutend engere Druck der vorliegenden Auflage in Rechnung zu bringen.

Aber gewachsen wohl gar auf Kosten des geistigen Lebens im früheren Buche? — das der Verfasserin in wunderbarer Uebereinstimmung die gesammte Kritik und die Herzen der ganzen deutschen Lesewelt im Sturm gewann, wie in den letzten Jahren kaum ein anderes Buch!

Sicher nicht! Die erste Auflage enthielt liebenswürdige — aber doch immer mehr oder weniger flüchtige — — Skizzen-Blätter der Erinnerung, wie sie im

Laufe der Jahre leicht und lose, bunt und — wollen wir bei der Selbstprüfung ehrlich sein — meist recht planlos in langen Zwischenräumen aus einem guten warmen Frauenherzen und aus einer leichtbeflügelten Frauenfeder schnell auf's Papier sprangen und so in Journalen gedruckt wurden. Bei der Sammlung in Buchform fehlte es aber an Zeit, diese flüchtigen, bunten, losen Skizzen liebevoll und gründlich noch ein Mal durchzuarbeiten, zu klären und abzurunden zu einem Gesammt-Bilde, wie es sich dem ernst arbeitenden Künstler erst nach mühevollen Skizzen-Studien, die dem Auge des Publikums gewöhnlich verborgen bleiben, während der Arbeit nach und nach zur völligen Klarheit und Wahrheit gestaltet.

Das vorliegende Buch ist das Product solch einer treuen, fleißigen, jahrelangen Arbeit, die sich redlich bemühte, jene alten Skizzenblätter nur als Vorstudien zu betrachten, und aus ihnen — die das rückblickende Auge ordnend und sichtend jetzt in ihrer Gesammtheit klar und voll überschauen darf — ein harmonisches Gesammt-Lebensbild zu schaffen: in correcterer Zeichnung und Gruppirung, reicher Ergänzung in Stoff und Farben und in reiferer Ausführung.

So war in dem früheren Buche das Leben der Kindheit und des Hauses nur leise gestreift. Ich aber kannte viele interessante, anmuthige und charakteristische Züge dieses wohlthuenden Jugendlebens aus traulichen Gesprächen mit der Verfasserin, und ich bat sie wiederholt und dringend, ihr Bühnenleben durch das Nieder-

schreiben dieser Erzählungen zu bereichern. Ich muß dabei eingestehen, daß es mir nicht leicht wurde, der Verfasserin Bedenken: »Wen kann das interessiren, wie ich als Kind war und lebte?« — zu überwinden.

»Das Kind ist des Mannes Vater!« Erst wenn wir den kleinen werdenden Menschen ganz kennen, indem wir ihn geistig vor uns aufwachsen, sich in seinen Eigenarten und — kleinen Unarten vor uns entwickeln sehen, verstehen wir auch den großen gewordenen Menschen völlig. Und grade das spielende Kind Linchen streut so viel warmes, reines Sonnenlicht voraus auf das zukünftige Bühnenspiel der Mlle. Karoline Bauer — auf diese durch und durch wohlthuende, sonnige und harmonische Erscheinung der Bretter, wie alle Zeitgenossen sie uns schildern: daß wir das Kind in der berühmten Künstlerin — und diese in dem Kinde nur noch lieber gewinnen. So muß es allen reinen, warmen Herzen unter den Lesern ergehen — besonders einer glücklichen Jugend, der des Lebens Stürme noch nicht des Herzens Blüten und Ideale zerstört haben.

Zugleich bietet das Jugendleben unserer Künstlerin uns ein interessantes treues Kulturbild aus den ersten beiden Decennien unseres Jahrhunderts.

Auch gegen die Aufnahme der alten Briefe und einzelner Rezensionen sträubte sich die Bescheidenheit der Verfasserin. Nach dem Gefühle des Herausgebers und nach Goethe's Ausspruch: »Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmale, die der einzelne Mensch hinterlassen kann!« — durften sie aber nicht fehlen. Wie

Briefe: Denkmale — so sind jene alten ernst- und ehrenhaften Rezensionen Situations- und Stimmungsbilder längst verwehter kunstfröhlicher Tage, wie sie keine Erinnerung uns malen kann: so tagesfrisch und so wahr!

Dem Herausgeber haben jene Familienbriefe und Zeitungskritiken jetzt zum ersten Mal im Original vorgelegen. Er darf der Verfasserin und sich das Zeugniß geben, daß nicht die liebe Eitelkeit, — sondern ein ernsthaftes Streben nach Wahrheit und Klarheit und möglichster Vollständigkeit aus jenen alten Papieren nur die charakteristischsten Stellen ausgewählt hat.

Durch jene Blätter, frisch nach den Erlebnissen geschrieben oder gedruckt, ist es auch möglich geworden, Irrthümer in der ersten Auflage, falsche Zeit- und andere Data jetzt richtig zu stellen. Dies zur Erklärung für manche abweichenden Lesarten in beiden Büchern, die sonst Befremden erregen könnten.

Der zweite Band des »Bühnenleben«, der in einigen Monaten folgen soll, wird die Jahre umfassen: 1825 bis 1844, — die Engagements unserer Künstlerin an den Hoftheatern zu Berlin, Petersburg und Dresden. Zugleich wird der uns oft ausgesprochene Wunsch der Leser: die greise Verfasserin im Bilde zu sehen! — erfüllt werden.

Auch im zweiten Bande erscheint der interessante Stoff neu geordnet und reich vermehrt. Dagegen werden die im früheren Bühnenleben geschilderten Gastspiele in Wien, Pest und Oldenburg fortfallen, da sie besser in einen neuen Band »Komödianten-Fahrten« hineinpassen.

Von Karoline Bauers »Komödianten-Fahrten« — ihren Erlebnissen auf Gastspielreisen — ist vor einem Jahre der erste Band erschienen und nicht weniger freundlich von Kritik und Publikum aufgenommen worden, als das »Bühnenleben«. Der Band enthält die Gastspiele: in Mannheim, Potsdam, Hamburg, Königsberg, Memel, Leipzig, Braunschweig, Lübeck.

Der eine von diesen Städtenamen mahnt mich zu einer gern gegebenen Berichtigung — der andere leider zu einer nothgedrungenen Entgegnung.

In »Memel« ist die romantische Liebesgeschichte der Madame Narischkin, der schönen, unglücklichen Geliebten des Kaisers Alexander erzählt und diese Frau: eine geborene Prinzessin Anna Czartoryska genannt. Das letztere ist ein Irrthum. Fürst Constantin Czartoryski, Mitglied des Oesterreichischen Herrenhauses, schreibt dem Herausgeber darüber: »In den für den dramatischen Künstler, wie für den wahren Theaterfreund gleich anregenden »Komödianten-Fahrten« von Karoline Bauer ist unbestritten der fünfte Abschnitt: »Memel« einer der interessantesten. Der historische Hintergrund, die Wärme des Gemüthes, die vollendete Form der Erzählung wirken hier in wirklich fesselnder Weise. Wie viel an der Geschichte jener Jugendliebe Kaiser Alexanders Dichtung, wie viel Wahrheit sein mag, dürfte wohl schwer zu unterscheiden und nachzuweisen sein. Nur Eines muß ich mir zu bemerken erlauben — und dies soll eben der Zweck dieser Zeilen sein: — daß nämlich hier zum Mindesten eine Verwechselung von Namen und Personen stattgefunden hat. Die

Familie Czartoryski ist stets eine wenig zahlreiche gewesen, daher der Nachweis nicht schwer fällt, daß jene Anna Czartoryska gar nicht existirt hat und daß überhaupt kein weibliches Mitglied dieser Familie zur damaligen Zeit in Petersburg gewesen ist. . . . . Auch könnte nachgewiesen werden, daß zu keiner Zeit eine Czartoryska weder einen Narischkin, noch einen Branicki geheirathet. Jene Madame Narischkin oder jene Gräfin Branicka sollen übrigens, wie mir aus verläßlicher Quelle mitgetheilt wurde, nicht eine und dieselbe Person, sondern zwei Schwestern, Töchter des Grafen Felix Potocki gewesen sein. — Es ist sicherlich nicht zu verwundern, wenn nach einem Zeitabschnitt von mehr als vierzig Jahren in den Erinnerungen der liebenswürdigen Verfasserin eine kleine Unrichtigkeit in der Angabe fremder Namen mit unterlaufen ist. Sie wird es aber gewiß vollkommen gerechtfertigt finden, wenn ich und die andern Mitglieder meiner Familie Sie um eine kurze Berichtigung ersuchen. . . Ich habe eine zu hohe Achtung vor der geistreichen Verfasserin, um ihr nur mit einem kurzen, trocknen Dementi entgegen treten zu wollen. Ich habe die gewissenhaftesten Nachforschungen gepflogen und getrachtet, die Stichhaltigkeit meiner Berichtigung zu begründen. Ich schließe mit der Bitte, der liebenswürdigen Verfasserin meinen aufrichtigen Dank auszusprechen für die so angenehmen Stunden, welche sie mir, wie so vielen Andern mit ihren in so anregender Weise geschilderten »Komödianten-Fahrten« bereitet hat. . «

Da auch in anderen Schriften der Mädchenname der Madame Narischkin als »Prinzessin Anna Czarto-

ryska« irrthümlich sich gedruckt findet, glaubte ich diese ebenso sachgemäße, wie freundliche Berichtigung in ihren wichtigsten Punkten hier wiedergeben zu müssen. Nachtragen möchte ich nur noch aus der mir gleichzeitig gütigst mitgetheilten Genealogie des Hauses Czartoryski, daß dasselbe mit der oben angeführten Familie Potocki verschwägert war, indem die Grafen Johann und Alfred Potocki zwei Töchter des Fürsten Joseph Clemens Czartoryski von der Linie Korzec heiratheten: Maria, geboren 1777, und Josephine, geboren 1788. —

Von einem älteren, dem russischen Reichskanzler Fürsten Gortschakoff nahestehenden deutschen Diplomaten wird mir jedoch ein anderer Mädchenname der Madame Narischkin genannt: Prinzessin Getwertinska.

Diesen Namen finde ich auch in Bulgarins Memoiren, nur anders geschrieben: Tschetwertinska.

Durch Stanislaus Poniatowski und Kaiserin Katharina II. wurden vornehme Polen nach Petersburg gezogen. Die Zarin begünstigte Heirathen zwischen Russen und Polinnen und umgekehrt So wurden die drei Töchter des reichen, vornehmen L. A. Narischkin mit fürstlichen und gräflichen Polen, und Dmitri Lwowitsch Narischkin mit der Fürstin Maria Antonowna Tschetwertinska verheirathet. Deren Mutter, die bei Hofe in hohem Ansehen stehende betagte Fürstin Tschetwertinska machte ein großes Haus und empfing unter ihren Gästen häufig auch den jungen Großfürsten Alexander. Ueber unsere Heldin schreibt Bulgarin: »Gleich zwei köstlichen Brillanten in einem werthvollen Perlenschmuck glänzten,

leuchteten in der höheren Gesellschaft zwei polnische Schönheiten: Maria Antonowna Narischkin (geborne Tschetwertinska) und die Gräfin Subow (geborne Potocka). . . . Ich habe in meinem Leben viele Schönheiten gesehen, aber so reizende Wesen, wie Maria Antonowna Narischkin und später die Schwester Napoleons, Elisa, ohne Zweifel die ersten Schönheiten unseres Jahrhunderts, nie wieder . . .«

Aus dem Vorstehenden scheint mir nun unzweifelhaft hervorzugehen: daß die bekannte — und doch so unbekannte Heldin der Komödianten-Fahrt »Memel« eine geborne Prinzessin Tschetwertinska war. —

Dies die Berichtigung. Meine Entgegnung knüpft sich an das Kapitel »Hamburg« der »Komödianten-Fahrten«. Dort heißt es: »Im Jahre 1840 kehrte ich von Dresden zu einem zweiten — letzten Gastspiel nach Hamburg zurück. Aber ich konnte mein altes liebes Hamburg und — mich selber kaum wieder finden. . . Fehlten doch auch die meisten guten Gesichter aus den alten frohen Tagen von 1826. Director Herzfeld war todt . . . und so mancher, mancher Andere. Adolf Herzfeld war nach Wien ans Burgtheater gegangen. Der (einst als Schauspieler) treffliche Schmidt . . . war allein übrig geblieben, aber alt und stumpf geworden. Und Schröders Schule — ach! wie traurig sah's da aus! Wo war jenes herrliche Ensemble unter Herzfelds Leitung? Das Wort war zum leeren Schall — ja, zum Hohn geworden. Der geniale Baison allein leuchtete wie ein Stern aus diesem Chaos hervor. Als ich die Donna Diana spielte,

mußte ich oft denken: Wenn Schröder — wenn Herzfeld diesen Jammer mit ansehn könnten! Wie ein Klumpen Blei, wurde das graziöseste Lustspiel durch den Abend geschleppt. Nicht einmal Perin vermochte es, dem Publikum ein Lächeln abzugewinnen. Daß die Zuschauer mir Beifall klatschten und mich herausriefen, vermochte mich nicht zu trösten. Als ich nach der Vorstellung in der »Stadt London« ankam, fiel ich der Mutter weinend um den Hals und sie weinte mit mir. Am andern Abend gab ich die Fenella in der »Stummen von Portici«. Das ging besser. Da brauchte ich kein Ensemble. Nach der vierten Rolle brach ich verzweifelnd mein Gastspiel ab und nahm wehmüthig Abschied . . . von der alten lieben Stadt, in der ich vor vierzehn Jahren so froh und glücklich gewesen war. Für immer!«

Kann man milder über die bitterste Enttäuschung eines ganzen langen Bühnenlebens urtheilen?

Und dennoch hat diese Stelle die Galläpfel in gewissen Hamburger Tintenfässern furchtbar aufgeregt. Ein Anonymus F. — (natürlich!) — in der »Hamburger Reform« spricht sogar von »geflissentlicher Buchmacherei« und scheut zu deren Begründung selbst die plumpe Unwahrheit nicht: seinen Lesern von der »Wiederaufnahme einiger Kapitel aus dem Buche »Aus meinem Bühnenleben«, derenwegen der Herausgeber im Vorwort keine ganz befriedigende Erklärung zu geben vermag . . .« zu erzählen . . .

Und worauf reduciren sich diese »einige Kapitel« der geflissentlichen Buchmacherei? Auf die Einfügung von zwei

bis drei Seiten aus der ersten längst vergriffenen Auflage des »Bühnenleben« in das neue, 52 Seiten starke Kapitel der Komödianten-Fahrten: »Mannheim«.

Des Herausgebers »keine ganz befriedigende Erklärung« dazu lautet wörtlich: »Allerdings enthält auch das »Bühnenleben« (erste Auflage 1871) einige Gastspielreisen. Dieselben werden bei einer bevorstehenden zweiten Auflage des Buches fortbleiben. Mit Rücksicht darauf durfte ich schon jetzt die zwei bis drei Seiten über die erste kleine Gastreise der funfzehnjährigen Karlsruher Hofschauspielerin fast wörtlich aus dem früheren in dies Buch übernehmen!«

So bläs't eine gewissenlose Kritik eine Mücke zu einem Elephanten auf — wenn's ihr in ihren unlauteren Kram paßt. Hiermit bin ich natürlich mit dem kritischen Anonymus der Hamburger Reform für immer fertig. Ebenso natürlich wird er noch etliche giftigste Galläpfel gegen mich lossprützen. Immer zu! Jeder nach seiner Façon und seinem — Gewissen! Bei mir heißt's: Man merkt die Absicht und — man lacht dazu!

Daß man aber in Hamburg sogar den »alten stumpfen« Theaterdirector Friedrich Ludwig Schmidt aus seiner wohlverdienten fünfunddreißigjährigen Grabesruhe aufgestört hat, auf daß er für jenes kühne Wort der alten Schriftstellerin über ihn — die junge Künstlerin Karoline Bauer noch nachträglich zu einem erbarmungswürdigen Nichts zerstampfe — — das ist wahrhaft grausam gegen den Todten.

In Hamburg ist nämlich vor einigen Monaten ein dickleibiges Buch von 810 Seiten erschienen: »Denkwürdig-

keiten des Schauspielers, Schauspieldichters und Schauspieldirectors Friedrich Ludwig Schmidt (1772 — 1841), nach hinterlassenen Entwürfen zusammengestellt und herausgegeben von Hermann Uhde.« Der Herausgeber gibt als sein Material an: »Die von F. L. Schmidt seit dem Tage seines ersten Auftretens bis zu demjenigen seines Abschiedes von der Bühne mit größter Genauigkeit geführten Tageshefte, Notiz- und Kassenbücher, im Verein mit einer ziemlich reichhaltigen Briefsammlung.« Einige Lücken waren bereits »durch Entwürfe und Notizen des Sohnes (Dr. med. Philipp Schmidt, gest. 6. August 1873) ausgefüllt«. Diese »ebenfalls in die autobiographische Form zu gießen« — hat der Herausgeber »nicht gezaudert«. Derselbe dankt außerdem noch einem Schwiegersohne Schmidts, dem Handelsgärtner Hinrich Böckmann, für seine Unterstützung. Ueber F. L. Schmidt heißt es zusammenfassend in der Vorrede: »Was uns aber des Mannes Bild vor Allem anziehend macht, ist seine schlichte Biederkeit und Wahrheit.«

Das Alles mußte ich voraussenden, da ich völlig im Unklaren bin, welchem von oben genannten Herren ich die in F. L. Schmidts Denkwürdigkeiten enthaltenen tendentiösen Unwahrheiten gegen die Künstlerin Karoline Bauer zur Last zu legen habe.

Im 2. Bande der »Denkwürdigkeiten« heißt es S. 225: »Auch der Dlle. Karoline Bauer, welche vom 22. April bis 7. Mai 1826 bei uns elf Mal mit leidlichem Erfolge gastirte, wurde, wenn ich mich recht erinnere, von Herzfeld ein Engagement angeboten, obwohl

wir uns über die großen Schwächen dieser einseitigen, manierirten und »theaternaiven« Schauspielerin nicht täuschten, der es nicht sowohl um Wahrheit und Einfachheit, als vielmehr um das möglichste Glänzenlassen der eigenen Person zu thun war.«

Das ist dem Herausgeber Uhde nun noch nicht scharf genug und er glaubt aus eigenen reichen Mitteln noch mit vollen Händen Pfeffer und Salz dazu thun zu müssen, damit es ja recht brenne. Es brennt aber nicht, weil es — nicht trifft. Also sei ihm ein für alle Mal — auch für die Zukunft — dies Vergnügen stillschweigend gegönnt.

F. L. Schmidt aber stellt durch obiges classische Kunsturtheil sich und seinem Theater mit erstaunlicher Naivetät ein denkwürdiges Armuthszeugniß aus. Denn: war die jugendliche Liebhaberin der Berliner Hofbühne — über deren Kunstleistungen wir übrigens in diesem Buche und in der Vorrede zu den »Komödianten-Fahrten« ganz anders lautende Urtheile namhafter Zeitgenossen finden — wirklich so »einseitig, manierirt und theaternaiv«, wie sie nach den Denkwürdigkeiten dem Geschmack F. L. Schmidt's erscheint — so war es unverantwortlich von dem Theaterdirector Schmidt, eine solche Karikatur von einer Schauspielerin elf Mal auf der Bühne Ackermanns und Schröders vor dem kunstgebildeten Publikum Hamburgs auftreten zu lassen und ihr sogar ein pecuniär glänzenderes Engagement anzubieten, als sie an der Berliner Hofbühne hatte. Ein solches Engagement wurde ihr aber in der That nicht nur vom Director Herzfeld in Hamburg wieder-

holt und dringend angeboten, sondern Herzfeld sandte expreß seinen Sohn Adolf — den späteren namhaften Wiener Burgschauspieler — nach Berlin, um Karoline Bauer für das Hamburger Stadttheater zu gewinnen: unter wiederum erhöhten Gagebedingungen! Director Herzfeld aber durfte natürlich kein so wichtiges und kostspieliges Engagement einleiten, ohne Zustimmung seines Mitdirectors Schmidt. Dieser dachte an den glänzenden Erfolg, den Karoline Bauer 1826 in elf Gastrollen in Hamburg gehabt hatte, und war mit dem Engagement sehr einverstanden.

Zu denken gibt uns auch der Wortlaut der oben citirten Stelle der Schmidt'schen Denkwürdigkeiten. Ihr Herausgeber betheuert uns in der Vorrede, daß F. L. Schmidt seine »mit größter Genauigkeit geführten Tageshefte« und seine »Notizen sogar dann beständig fortsetzte, wenn seine Geschäfte den äußersten Grad menschlicher Leistungsfähigkeit fast überschritten« — — und dennoch heißt es hier: »wenn ich mich recht erinnere«!

Schmidt hat also jene Notiz über den »leidlichen Erfolg« und die »einseitige, manierirte und theaternaive Schauspielerin« Karoline Bauer trotz seiner »größten Genauigkeit« nicht gleich nach jenem Gastspiel in seine Tagebücher geschrieben, sondern wahrscheinlich erst volle vierzehn Jahre später — nach dem zweiten Gastspiel der Künstlerin, 1840, in Hamburg und — — in Folge ihres Zerwürfnisses mit der Direction!

Oder — — hat etwa einer von den übrigen Mitarbeitern an diesen Denkwürdigkeiten jene Notiz an der

betreffenden Stelle mit fleißigem Bemüh'n »ausgefüllt« und in die »autobiographische Form gegossen«?

War Karoline Bauer aber 1826 jene Karikatur von einer Künstlerin, wie sie in der Schmidt'schen Notiz erscheint — wie konnte nur ein alter Bühnen-Practicus und scharfrechnender Kassenfuchs, als welcher F. L. Schmidt in seinen »Denkwürdigkeiten« sich uns darstellt, so furchtbar dumm sein und derselben »einseitigen, manierirten und theaternaiven Schauspielerin«, die schon im vollen Glanz der Jugendblüte in Hamburg nur einen »leidlichen Erfolg« hatte, ein neues vortheilhaftes Gastspiel eröffnen — vortheilhafter sogar, als er es einer Sophie Schröder bewilligte? Sophie Schröder erhielt bei ihren Hamburger Gastspielen als Honorar ein Viertel — Karoline Bauer ein Drittel der Einnahme.

Genug, unsere Künstlerin, die seit fünf Jahren an dem unter Tieck's dramaturgischer Leitung blühenden Dresdener Hoftheater mit Emil Devrient erste Liebhaberinnen spielte, folgte im April 1840 arglos einer Gastspiel-Einladung F. L. Schmidt's an das Hamburger Stadttheater — in fröhlicher Erinnerung an ihr erstes beglückendes Gastspiel in Hamburg unter Herzfeld's Direction. Welche Enttäuschungen erwarten sie! Die bittersten ihres ganzen Bühnenlebens! Das klingt schon aus oben citirter Stelle aus der Komödianten-Fahrt: »Hamburg« vor.

Doch hören wir zunächst F. L. Schmidt über jenes Gastspiel berichten. Nebenbei sei bemerkt, daß die »Denkwürdigkeiten« inzwischen längst zum trostlosen Kassabuch

herabgesunken sind und des Directors kunstkritisches Gewissen nur noch mit seinem geliebten Kassaschlüssel aufgeschlossen wird. Die Scala seines Kunsturtheils in den Tageshesten steigt oder fällt, je nach dem abendlichen Abschluß der Theaterkasse. Das werden wir später an Zahlen sehen.

F. L. Schmidt schreibt: »Sodann gedenke ich der wichtigsten künstlerischen Vorgänge: .... der nach mehrjährigem geheimnißvollen Verschwinden plötzlich wieder auftauchenden Karoline Bauer, welche aber seit den Jahren, wo wir sie nicht gesehen hatten, noch geschraubter, noch manierirter, und dabei selbstbewußt bis zur Unerträglichkeit geworden war. Sie trat zuerst am 21. April 1840 als Donna Diana auf — Verehrer ihrer Kunst hatte sie nicht in Hamburg zu gewinnen gewußt, sonst wäre die Einnahme wohl mehr gewesen als 344 Mark. Bei späteren Vorstellungen erzielte sie gar nur 304, beziehungsweise 290 Mark (23. und 25. April) — am 31. April, wo sie als Preziosa hatte Abschied von Hamburg nehmen wollen, ließ sie daher absagen, mit dem Bemerken: »sie wolle nicht spielen«. Deutlich war das schon, aber es genügte mir nicht; doch bei dem dann erfolgenden Bescheide: »sie sei heiser«, mußte ich mich beruhigen. So reiste sie ab, sans adieu, vertrieben von den schlechten Einnahmen, für die doch Niemand konnte als sie selbst!«

Ein Gewimmel von boshaften Verdrehungen und Unwahrheiten! Mein Beweis dafür wird folgen. — Mit der kindlichen Anmerkung des Herausgebers, der

sich freundlich bemüht, seines Propheten F. L. Schmidt Urtheil über Karoline Bauer durch einen Brief des wegen Trunksucht auf der Hamburger Bühne seit Jahren ausgepfiffenen und schließlich ganz unmöglich gewordenen Ex-Directors Lebrun und dessen Hören-Sagen in Dresden zu bestätigen, belästige ich den Leser weiter nicht.

Zunächst schalte ich hier einen Brief unserer, in den Schmidt'schen Denkwürdigkeiten so schamlos beschimpften Künstlerin ein, der ich jene Ex- und Umgießungen vorzulegen mich verpflichtet hielt. Zugleich hatte ich um einfache Darstellung des richtigen Sachverhältnisses bei jenem zweiten Hamburger Gastspiele gebeten. Die Antwort lautet:

»Villa Broëlberg, den 17. October 1875.

... Jene Bosheit hat mich doch tief verwundet, obgleich ich mir ehrlich sagen kann: nur verletzte Eitelkeit eines alten jähzornigen, durch jahrelange Angriffe und Demüthigungen als Director tief erbitterten Mannes hat sie dictirt. Wie man aber am Grabesrande sein Gewissen und seinen Namen noch mit so handgreiflichen Unwahrheiten belasten kann, um dem augenblicklichen Kitzel einer kleinlichen Privatrache zu genügen — das fasse ich nicht. Aber in der Seele des Todten empfinde ich darüber Weh' und — Scham! — Um so ehrlicher will ich mich bemühen: Ihnen leidenschaftslos — wahr die einfachen Thatsachen zu erzählen. Machen Sie dann den Gebrauch davon, den Sie für den richtigen halten. Ich kann und will den mir noch beschiedenen Abendfrieden durch keine Zeitungspolemik stören lassen. Sollten

Neid und Tücke neue Angriffe gegen eine alte, in stillster Weltabgeschiedenheit ihren Erinnerungen lebende Frau schleudern, — ich werde sie nicht lesen, also auch nicht beantworten.

Und jetzt die Thatsachen — die klarste Wahrheit!

Im Frühjahr 1840 erhielt ich von dem Hamburger Theaterdirector Schmidt mit den schmeichelhaftesten Worten einen Gastspielantrag, zunächst auf acht Rollen — nicht vier, wie in jenen Denkwürdigkeiten steht. Für je drei Abende sollte ich — nach dem damaligen Honorarsatz größerer Bühnen für erste Künstler — ein Drittel der Einnahme erhalten, der vierte und der achte Abend dagegen mein halbes Benefiz sein.

Welche Enttäuschungen erwarteten mich in Hamburg, wo ich einst so fröhlich und beifallberauscht gastirt hatte, von dem guten Director Herzfeld, von Kollegen und Publikum durch Liebe verwöhnt! Schon in der ersten Probe sanken mir Herz und Flügel. Das Hamburger Stadttheater — noch 1826 zu den besten in Deutschland zählend — war im offenbaren Verfall, ja in wilder Auflösung begriffen. Die einst so wohlthuende Harmonie unter den Kollegen, wahre Pietät für die Kunst, musterhafte Ordnung und directorliche Disciplin waren total abhanden gekommen — — der früher so energische Regisseur und Director Schmidt... alt und stumpf geworden — ich wiederhole die Worte mit vollem Bewußtsein: — ein schwacher, schwankender Greis, ein Spielzeug in den Händen der hervorragenderen Schauspieler. So ließ sich der erste Liebhaber Baison, der

in »Donna Diana« den Don Cesar und in »Preziosa« den Don Alonso mit mir spielen sollte, in keiner Probe sehn. Als ich dem Director Schmidt mein Befremden darüber aussprach, zuckte er nur die Achseln und sagte fast weinerlich: »Was soll ich da machen! Der Baison thut nun Mal, was er will, und wenn ich ihm vor den Kopf stoße, ist gar kein Auskommen mit ihm. Und ich kann ihn nicht entbehren!« — Armer alter Mann!

Und wie Baison, so folgten auch die andern Schauspieler mehr ihrem Kopf, als dem des Directors. Die Proben wurden mit einer Nonchalance abgespielt, die Vorstellungen gleichgültig abgehaspelt, wie mir dergleichen noch bei keiner Wandertruppe vorgekommen war. Konnte da von einem Ensemble-Spiel überhaupt die Rede sein? Und was ist grade das feine Lustspiel — sonst mein dankbarstes Kunstgebiet — ohne Ensemble? Farbloses, brutal zerstückeltes Splitterwerk, dessen einzelne hervorleuchtende Scherben wohl Bedauern über ihr Scherben-Schicksal, — — aber keine wahre Freude, kein warmes Interesse zu erwecken vermögen.

Ja, mein zweites Hamburger Gastspiel war ein verfehltes, — das einzige in meinem ganzen Bühnenleben. Ich spielte vor ziemlich leeren Häusern, ohne durchschlagenden Erfolg, ohne Freude. Denn daß ich allein von dem Publikum freundlich ausgezeichnet, applaudirt und gerufen wurde, konnte mir kein Ersatz sein für den kläglichen Jammerabend.

Aber die leeren Häuser bei guten Schau- und Lustspielen — trotz berühmter Gäste! — hätte Director

Schmidt doch schon gewohnt sein sollen, als daß er sie bei meinem Gastspiele so scharf und absichtlich betont! Sophie Schröder, Louise von Holtei, Frau Stich mit ihren beiden Töchtern, Ferdinand und Ludwig Löwe, Heinrich Marr, Laroche, Korn, Emil und Doris Devrient haben nach Schmidt's eigenen Aufzeichnungen ebenfalls vor »leeren Bänken« gespielt — — Dank dem von Jahr zu Jahr immer trostloseren Verfall der Hamburger Bühne!

Und ich hatte das Unglück: in das letzte Directionsjahr von F. L. Schmidt hineinzufallen, als seine Bühne schon eine völlige Ruine und das Interesse des Publikums für Schau- und Lustspiel längst total erkaltet war. Die große Menge besuchte nur noch die niedrige Posse, — das gebildete Publikum nur noch die Oper. Auf diese wendete daher auch die scharf »zählende« Direction alle Kraft und — Schillinge.

In der Oper gastirte gleichzeitig mit mir mein berühmter College aus Dresden, der erste Heldentenor seiner Zeit: Joseph Tichatscheck! — überhaupt zum ersten Mal in Hamburg und mit glänzendstem Erfolge. War doch seine Stimme Jahrzehnte lang durch ihre Kraft, ihre Ausdauer, ihren Vollklang das lockendste Phänomen aller Bühnen! Und Tichatscheck gastirte in Lieblingsopern, wie die »Hugenotten« und »Stumme von Portici«. War's da nicht sehr natürlich, daß der berühmte Sänger das ganze Kunstinteresse der Hamburger für sich in Anspruch nahm? War's zu verwundern, daß sie lieber in die gute, prächtig ausgestattete Oper strömten, als an

den wunderschönsten Frühlingsabenden in alte abgespielte und miserabel gegebene Lustspiele? Nur aus Liebe zu einem Gast, der doch unmöglich eine durch Decennien zu Grunde gewirthschaftete Bühne allein wieder zu erheben und zu beleben vermochte? — Ich habe es den Hamburgern nie verdacht, daß sie lieber zu Tichatscheck in gute Opern gingen, als in discreditirte Lustspiele, in denen ich zu spielen verdammt war. Ich hätte es ebenso gemacht. — Und in neuen Stücken — wie ich gewünscht und vorgeschlagen hatte — durfte ich nicht auftreten: — das erlaubte Herrn Schmidt's Repertoir nicht!

Warum aber erwähnen F. L. Schmidt's »Denkwürdigkeiten«, die doch so wichtig mein verfehltes Gastspiel verzeichnen, — mit keiner Silbe des gleichzeitigen glänzenden Tichatschecks? — Warum verschweigen sie eben so geflissentlich: daß ich in der »Stummen von Portici« zugleich mit Tichatscheck als Fenella auftrat und — gratis? Wahrheit tendentiös verschweigen, ist auch Unwahrheit!

Aber es kam diesen »Denkwürdigkeiten« hier ja nicht auf Wahrheit an. Für sie taugten nur die Farben, die mich der Welt als eine mittelmäßige und obenein geldgierige, hochmüthige Schauspielerin schildern sollten, die ihr Gastspiel abbrach — wegen schlechter Kassenerfolge!

Es war mein Ehrgeiz, mich den Hamburgern, die gütig und theilnahmvoll für mich waren, in würdigerer Umgebung zu zeigen, als das Lustspiel sie mir bieten konnte. Das sagte ich offen dem Director Schmidt

und erbot mich zugleich, mit Tichatscheck die Stumme von Portici zu spielen — ehrenhalber, ganz ohne Honorar!

Schmidt rieb sich vergnügt die Hände und strich noch vergnügter die glänzende Kasseneinnahme ein. Den rauschenden Applaus des Abends theilte ich mit Tichatscheck. Ich wurde gleichzeitig und oft mit ihm gerufen, wie der noch in Dresden lebende Sänger bezeugen muß.

Ich trat — außer als Donna Diana und Fenella noch auf in den Lustspielen: »Das letzte Mittel« — »Das Tagebuch« von Bauernfeld und »Der Ball von Ellerbrunn«. Stets zeichnete mich Beifall und Hervorruf aus — mich allein von allen Mitspielenden.

»Preziosa« sollte mein Benefiz sein. Schmidt selber sagte mir: das opernartige Stück sei in Hamburg sehr beliebt und ein volles Haus sicher! — Aber die Probe machte mich total muthlos. Wie matt, wie lahm schleppte sie sich hin! Kein Alonso-Baison ließ sich blicken — kein Ballet — keine Spur von fröhlichem Ensemble. . .

Aufgeregt, erbittert — und doch noch trauriger kam ich zur Mutter zurück. Dort traf ich einen werthen Wiener Bekannten, den Schriftsteller Uffo Horn. Kaum hatte ich mein Klagelied über die Probe begonnen, so rief Horn lebhaft aus: »Werfen Sie der Direction die Papiere vor die Füße! Es ist Ihrer nicht würdig, auf dieser Bühne und bei dieser Wirthschaft weiter zu spielen. In solch ein Nicht-Ensemble Leben und Rundung bringen wollen, heißt in's Faß der Danaiden schöpfen. . .«

Sogleich stand mein Entschluß fest: auf das gewinnreiche Benefiz und die mir noch contractlich zustehenden vier weiteren Rollen zu verzichten — und abzureisen.

Das und meine Gründe dafür theilte ich dem Director Schmidt brieflich mit.

Anstatt nun dem unbeliebten Gaste, der ihm so wenig Leute in's Haus und so wenig Geld in die Kasse lockte, der »noch geschraubter, noch manierirter und dabei selbstbewußt bis zur Unerträglichkeit geworden war« — einfach, kühl, vornehm, wie es der gekränkten Directorwürde zukam, zu erwidern: Reisen Sie mit Gott! Sie kommen den Wünschen der Direction nur entgegen! — schrieb Schmidt mir zurück: »Es sind zu »Preziosa« schon viele Billets bestellt worden, das Haus wird voll werden. Wir rechnen auf Ihr Auftreten!«

Darauf ging ich auf das Directions-Zimmer und sagte Schmidt in Gegenwart seines Mitdirectors Mühling meine volle, warme Meinung über das von ihm so schmachvoll zu Grunde gewirthschaftete Kunstinstitut Schröders und Herzfelds, wie ich es ja 1826 noch kennen gelernt hatte, — und daß ich seine Bühne nie wieder betreten würde. . .

Der kleine alte eitle Mann wurde purpurroth bei dieser Lection und sprudelte Aerger und Gift. . . Dann suchte er einzulenken: »Und das schöne Benefiz wollen Sie im Stich lassen?«

»Selbst die lockendste Einnahme bestimmt mich nicht, wenn es sich für mich um die Würde der Kunst handelt!«

»Aber wie soll ich dem Publikum gegenüber Ihr Nichtauftreten als Preziosa entschuldigen?«

»Geben Sie meinetwegen Unwohlsein an!«

Damit schieden wir. Ich sah es: Director Schmidt war von Stund an mein Feind. Aber ich hätte nimmer geglaubt, daß diese Feindschaft ihn noch im Greisenalter von 68 Jahren zu so erbärmlichen Unwahrheiten verleiten würde — nur, um das traurige Bewußtsein zu haben: Ich, Friedrich Ludwig Schmidt kann die auf Berlins, Petersburgs und Dresdens Hofbühnen lange Jahre hindurch geachtete Karoline Bauer mit wenigen Federstrichen zur einseitigen, manierirten, geschraubten, theaternaiven Schauspielerin für alle Zeiten niederschmettern — und so werde ich meine Rache haben, selbst wenn ich längst schon begraben bin. . .

Ein trostloser Nachruhm!

Nur eine Entschuldigung finde ich für den alten, so vielfach verbitterten, jähzornigen Mann: daß er in der ersten hellen Wuth über meine Kühnheit, ihm zu opponiren und vielleicht sogar zu imponiren, jene Unwahrheiten niederschrieb, und deshalb vergebe ich ihm auch diese giftigen Stiche, die so lange nach seinem Tode mich noch verwundeten.

Daß ich sie nicht mit kühlem Stillschweigen übergehe, glaube ich meinem Künstlernamen, meiner Künstlerehre — und der Wahrheit schuldig zu sein . . . .«

— So weit Karoline Bauer.

Ich bedaure aufrichtig, daß es meine Pflicht als Herausgeber ist, der unerquicklichen Angelegenheit — die so schlecht in das harmonische, sonnige »Bühnenleben« hineinpaßt — noch Einiges zur Begründung hinzufügen zu müssen.

Zunächst liegt ein Brief vor mir, den Karoline Bauer im Mai 1840 von Bremen aus, also unmittelbar nach jenem verfehlten Hamburger Gastspiel, über dasselbe an Ludwig Tieck nach Dresden schreibt. Dieser Brief war ein rein freundschaftlich vertraulicher, wurde aber nach Tieck's Tode indiscreter Weise von Karl von Holtei mit zwei Bänden anderer Briefe an Tieck veröffentlicht. Auch der Herausgeber von Schmidt's »Denkwürdigkeiten« nimmt sehr erregt von demselben Notiz. Der Brief lautet wörtlich:

»Hamburg hat mir sehr gefallen, das Haus fand ich gar nicht zu groß, das Publikum sehr freundlich — aber die Gesellschaft schlechter als eine herumziehende Truppe. Die Enghaus (spätere Frau Hebbel am Wiener Burgtheater) ist fort, Schmidt, Lenz zu stumpf, Herr Baison ist der einzige helle Punkt, die Perle der Gesellschaft. Das ist viel gesagt. Wenn Schröder die Vorstellung der »Donna Diana« gesehen! Denken Sie, geehrter Freund, daß Perin nicht im Stande war, ein Lächeln dem Publikum zu entlocken. Niemand (außer mir) erhielt ein Zeichen des Beifalls. Vier Mal versuchte ich, Leben in die Masse zu bringen Dann sagte ich der Direction aufrichtig: mit solcher Umgebung könnte ich nicht weiter spielen. Die »Stumme von Portici« ging sehr brillant, da brauchte ich nur die Mimik zur Unterstützung.«

Diesen Brief druckte Robert Heller in einem Hamburger Feuilleton ab. Er nennt Karoline Bauer eine »ausgezeichnete Schauspielerin der Dresdener Hofbühne« und

fügt hinzu: »Die Vergangenheit unseres Stadttheaters ist sonach auch nicht jederzeit eine goldene, die Größe des Schauspielhauses aber nach dem Zeugniß der Bauer in den vierziger Jahren kein Hinderniß für gut beredte Künstler gewesen.«

Mit diesem Urtheil stimmt Ed. Devrient völlig überein, indem er im fünften Bande seiner »Geschichte der deutschen Schauspielkunst« gleich auf der ersten Seite schreibt:

»Nach Immermann's so leuchtend hervortretender Reaction gegen das allgemeine Versinken des Inhalts unserer Kunst begegnen wir noch manchem wohlgemeinten redlichen Bemühen, aber der Totalüberblick der nächsten zwei Jahrzehnte und darüber zeigt doch nur das klägliche Schauspiel einer einzigen großen Niederlage des Kunstgeistes ... Selbst die ruhmvollen alten Schulstätten: Hamburg und Leipzig, sehen wir in dieser Periode alle künstlerische Bedeutung einbüßen. Der wackere alte Schmidt kämpfte am Hamburger Stadttheater noch zehn Jahre lang, um die Rudera des alten Schauspiels und seines Geistes gegen das Ueberfluten der Oper und gegen alle andern Gefahren, die das neue große Theater mitgebracht hatte, zu erhalten ... Aber Schmidt war altersschwach, sein Directionsgenoß Lebrun wurde endlich auf seinem Posten unmöglich, 1836 ersetzte ihn Mühling, ein mittelmäßiger Sänger und Komiker, dessen ökonomische Fähigkeiten nun dem Theater immer mehr den Charakter eines industriellen Unternehmens gaben .... Der künstlerische Werth der Darstellungen trat hinter

das Bestreben: die Neuigkeitssucht des Publikums und die Opernlust auszubeuten, zurück; die von Schröder aufgerichtete Theaterpraxis, Ernst und Genauigkeit der Studien mußten verfallen. Schmidt war müde. Er legte — nachdem er zu Anfang 1840 sein Jubiläum begangen — im März (1841) die Direction nieder und starb am 13. April desselben Jahres.«

Aehnlich urtheilt August Lewald, der Gelegenheit hatte, das Hamburger Theater und seinen Director Schmidt Jahre hindurch zu beobachten, im zweiten Jahrgange seiner »Allgemeinen Theater-Revue« bereits 1835. Er läßt selbst den »Schauspieler Schmidt« nur in sehr beschränkter Weise gelten, indem er schreibt: »Herr Schmidt ist ein untersetzter breitschulteriger Mann; sein feines Gesicht ist jetzt nicht mehr wirksam auf der Bühne; früher, als die Augen feuriger, die Wangen voller gewesen sein mögen, mochte auch dieser eng zusammengekniffene Mund, diese zierliche Nase eher am Platz gewesen sein. Was er nun je zuweilen vornimmt, um durch schief aufgeklebte buschige Brauen und aufgesetzte Nasen von Baumwolle oder Pappendeckel seiner Physiognomie mehr Bedeutung zu verleihen, bezieht sich auf seine eigene Theorie, kann aber von mir nicht als besonders wirksam anerkannt werden und nur höchstens als Uebertreibung gelten. Er selbst spricht sich darüber in seinen dramaturgischen Aphorismen weitläufig das Wort. Diesen Uebelstand abgerechnet, ist es mir aber stets wunderbar vorgekommen, wie man mit solch einem Organ, das so eigentlich kein Organ ist, Schauspieler sein wollte. Herr Schmidt

spricht nämlich leise, heiser, schnarrend, krächzend und zu Zeiten durch die Nase . . . diese beschränkte Persönlichkeit weis't Herrn Schmidt genau den Rollenkreis an . . . Ein Wirth in »Minna von Barnhelm«, ein Wirth in Meißen, ein Dorfrichter Adam, ein Schulze in den »Jägern« und dergleichen sind Menschen, die ganz so angethan sein können, wie Herr Schmidt. Schwerer wird es schon, ihm Glauben zu schenken, wenn er uns Minister und andere Standespersonen vorführt. Sein Anstand nimmt dann eine Geschwätzigkeit an, die ihn um so weniger kleidet, da sie ihm im Leben nicht anklebt und er sich hier so ungenirt und derb zu geben gewohnt ist, wie es seine Stellung als unumschränkter Director einer Anstalt, die sich durch seine Industrie erhält und Niemandem eine Rücksicht schuldig zu sein glaubt, denn auch mit sich bringt. Es ist das Benehmen eines Kaufmannes, der an die Börse geht und Herr in seinem Comtoir ist . . . Ich hatte das Unglück, Herrn Schmidt als Obrist Wrangel (Wallenstein) zum ersten Mal auf der Bühne zu erblicken. Sein ganzer Anzug, seine volle, ihn fast erstickende Halskrause, sein breiter Hut, sein großes Schwert, seine Sporen — das sah ich auf den ersten Blick — genirten den Mann gar sehr. Aber als er sich nun setzte, als diese Sporen in eine unnöthige Berührung geriethen, als dieses Schwert zwischen die Beine kam, da zeigte sich mir eine Verlegenheit in dem ganzen Wesen des Darstellers, die mir bei diesem ganz unerklärlich schien. Wie? war in dem ganzen langen Leben und auf dieser Stelle nicht Zeit dafür da, sich in diesen Punkten zu

vervollständigen? — In zärtlichen Vätern wirken diese Uebelstände zwar auch mit, hier aber ist es dem Darsteller gelungen, durch ein Uebermaß von Gefühl, durch einen fast Erschöpfung erzeugenden Nachdruck, den er in den Hauptscenen solcher Rollen verschwendet, eine Wirkung zu erzielen, die ihm bei einem Publikum, dem er nicht fremd ist, auch oft zum volltönendsten Danke verhilft . . . Als Director stand er dem Institut lange mit Glück und Ruhm vor; eine gewisse Einseitigkeit in der Anordnung der zur Aufführung bestimmten Stücke, blinde Vorliebe für alte Traditionen, Eigenmächtigkeit in der Veränderung von Dichterwerken sind ihm jedoch nicht mit Unrecht vorzuwerfen. Nachgerade ist wohl die Zeit des Rückzugs für Herrn Schmidt gekommen . . . allein wie es den Anschein hat, ist er noch lange nicht gewillt, die Zügel der Herrschaft aus den Händen zu geben.«

Nein, noch volle sechs Jahr umklammerte er die Theaterkasse, so oft Hamburg auch zum Rückzug — pfiff!

Sogar Karl von Holtei, mit Schmidt sehr befreundet, schreibt schon 1833 in seinen »Vierzig Jahren« über den Verfall der Hamburger Bühne:

»Auch in der Leitung des Geschäfts fand ich nicht mehr die ehemalige sichere Ruhe (wie 1823). Größere Ansprüche, durch das neue Gebäude hervorgerufen, hatten die Aufmerksamkeit der Masse mehr auf Aeußerlichkeiten gerichtet; die Oper, früher in engbegrenzten Schranken gehalten und nur mühsam mit dem rezitirenden Drama rivalisirend, hatte jetzt Ueberwasser und schwemmte die letzten Reste der Tradition aus Schröderscher Vorzeit

lustig fort. Nur hier und da ragte noch ein altes ehrwürdiges Haupt aus den Wellen ... Mir wohl bewußt, daß ich nicht mit brachte, was die Masse staunen macht, war mein Trost auf den richtigen Tact der Hamburger Parterreführer gestellt gewesen, den ich bei meiner ersten Anwesenheit kennen und achten gelernt. Diese waren abgestorben und die etwa noch lebten, hatten sich entweder nicht entschließen können, in's neue Haus mit zu übersiedeln oder sie waren in dem nach Hinten zurückgedrängten, großen düstern Parterre auseinander gesprengt worden ... Doch bemerkte ich zu meinem Troste in Hamburg immer noch einen vorherrschenden Tact für das, was einst gegolten, der sich laut und herzlich aussprach, — freilich meist bei leeren Häusern, während nur die Opern Kasse machten ... Meine Einnahme war eine mäßige. Sie hätte bedeutend sein können, denn ich war auf den vierten Theil des Ertrages gestellt ...«

Diese letzten Worte mahnen uns daran, noch einen schnellen Blick auf das A und O der Schmidt'schen »Denkwürdigkeiten« zu werfen: auf die Kassabücher. Der Director spricht freilich hin und wieder recht erbaulich von Kunst, aber schnell greift er wieder nach seinem unfehlbaren Hamburgischen Kunstmesser: wie viel Mark und Schilling dies oder das Stück, dieser oder jener gastirende Künstler in seine geliebte Kasse brachten! — wenn es ihm in seinen Kram so paßt. Ist er doch trotz seiner 68 Jahre schnell fertig mit dem Wort über Karoline Bauer: »Verehrer ihrer Kunst hatte sie nicht in Hamburg zu gewinnen gewußt, sonst wäre die Ein-

nahme (für Donna Diana) wohl mehr gewesen als 344 Mark . . .«

Dabei vergißt der alte stumpfe Mann ganz, was er vorher bei den berühmtesten Künstler-Namen notirt hat: 1824 »Die Ergebnisse classischer Stücke waren nach wie vor kläglich; im Mai gastirte in solchen sechs Mal Ferdinand Löwe von Mannheim, Durchschnittseinnahme 261 Mark per Abend; — im Juni dessen Bruder Ludwig Löwe von Kassel, ein sehr braver tragischer Schauspieler, sieben Mal, Durchschnittseinnahme 274 Mark; — anfangs Juli der Liebling Goethe's, La Roche aus Weimar, ebenfalls sieben Mal, Durchschnittseinnahme 326 Mark für den Abend.«

1825: »Drei Gastrollen des wahrhaft meisterlichen Darstellers classischer Heldengestalten, des Regisseurs Korn vom Wiener Burgtheater, der noch nicht einmal 300 Mark jeden Abend einbrachte.«

Karl Seidelmann gastirte »nicht ohne Glück«.

1830: Eduard Devrient »gefiel so wenig, daß ich ihn nur vier Mal auftreten lassen konnte!« — Sophie Schröder erzielte in ihrer Glanzrolle »Merope« in der besten Theaterzeit, 21. December, nur 219 Mark und spielte vor leeren Bänken, »indem sogar die Abonnenten durch ihre Abwesenheit glänzten«.

Am 6. Mai 1834 trat der berühmte dreizehnjährige Geiger Vieuxtemps im Theater auf. »Nicht einmal die Abonnenten, die ihn umsonst hören konnten, waren im Theater. An der Kasse wurden 170 Mark 14 Schillinge eingenommen. Da nun Vieuxtemps nach Abzug von

200 Mark Kosten den vierten Theil der Einnahme als Honorar bekommen sollte, so ging er leer aus... Schlechte Geschäfte machte sogar Sophie Schröder, als sie im August (dies Mal noch besonders trefflich unterstützt durch die am 20. Juli 1834 neu engagirte, hoch begabte, wenn auch erst unter meiner besondern Leitung (!) sich voll entfaltende Dem. Enghaus) wieder in ihren Glanzrollen bei uns auftrat — ihr Honorar, ein Viertel der Einnahme, belief sich bei ihrer mühevollsten und kostbarsten Vorstellung (vierter Akt von »Emilia Galotti« und »Medea«) auf — 83 Mark 12 Schilling!

1835 erzielte der Guitarrenvirtuos Musikdirector Stoll aus Wien für sich — 3 Mark 2 Schilling. Bei Theodor Dörings »meisterhaftem Clavigo« hatten sich die Zuschauer nur »sehr spärlich« eingestellt.

1838 erzielte Emil Devrient, den Schmidt kühn einen »Miethling« nennt und der auch einer von den Vielen ist, die unser Director mit seinem Privathaß taxirt, als Posa nur — 90 Mark und bei der Wiederholung des »Choristen Fröhlich« gar nur 79 Mark Honorar.

Wie schnöde wird die berühmte Crelinger abgefertigt! Oktober 1838 »gastirte — wie ich nicht mit Stillschweigen übergehen will — Madame Crelinger aus Berlin mit ihren Töchtern aus erster Ehe, Klara und Bertha Stich; ein Kleeblatt, welches ein großes Honorar mit noch viel größerer Anmaßung empfing. Zu seinem Benefiz gab dasselbe »Kabale und Liebe«, nahm aber, da die Vorstellung classisch war, nur 688 Mark 12 Schilling ein.«

Heinrich Marr als Nathan der Weise erzielte 200 Mark. . . . Doch genug dieser kläglichen Zahlen-Schmerzensschreie eines kassemachenden Theaterdirectors, der kleinlich genug ist, dem Hofrath Winkler von dem Honorar für ein Lustspiel baare 2 Thaler abhandeln zu wollen.

Aber nicht wahr, in obiger erlesener Künstlergesellschaft nimmt sich unsere »Donna Diana« mit 344 Mark gar nicht so übel aus?

Wenn aber überhaupt die Kasseneinnahme der Kunstmesser für den Künstler ist — in welche niedrigste Schauspieler-Kategorie müßte sich da Herr Schmidt, der doch durchaus keine kleine Meinung von seinem Künstlerruhm hat, selber einreihen, nach dem Bekenntniß: daß er 1810 bei einem Gastspiel in Magdeburg, der Pflanzstätte seines jungen Ruhmes, für neun Gastrollen nur die Summe von 164 Thlr. 12 Gr. erzielte — also pro Abend baare 18 Thlr. 8 Gr.? Und doch war der große Mime im Gefühl seiner Unfehlbarkeit nur aus »Mitleid« nach Magdeburg gekommen, um das »sinkende Theaterschifflein durch sein Gastspiel noch für einige Zeit flott zu erhalten«. Schon der Thoreinnehmer versichert dem berühmten Gast »herzlich: wie er selbst gleich der ganzen Stadt voll Freude über mein Gastspiel sei!« — Und doch pro Abend, als ein Drittel von der Gesammt-Einnahme, Honorar für den Gast nur: 18 Thlr. 8 Gr.!!

»Verehrer meiner Kunst hatte ich mir in Magdeburg während meines früheren zehnjährigen Engagements nicht zu gewinnen gewußt, sonst wäre die Einnahme wohl mehr gewesen als . . .«

Ach nein, für unseren Helden, von dem sein Vorredner schreibt: »Was uns aber des Mannes Bild vor Allem anziehend macht, ist seine schlichte Biederkeit und Wahrheit. Ein Deutscher von echtem Schrot und Korn, war Friedrich Ludwig Schmidt, was man so selten findet: ein Charakter!« — für diesen Charakter gilt nicht das Wort: miß Dich zunächst selber mit dem Maße, mit dem Du Andre messen willst! — Er schreibt über sein Magdeburger Gastspiel:

»Ach, wie bitter sollte ich enttäuscht werden! Ich erkannte die Bühne nicht mehr, auf der ich so lange gewirkt! Das Personal bestand aus Rekruten und Invaliden; ein widerlicher Dilettantismus machte sich breit; der Souffleur, permanent betrunken, ließ Einen um den Andern stecken . . . Eine ähnliche Zerrüttung der Verhältnisse mag nicht leicht wieder gefunden werden; für nichts als Geld hatte die Direction Sinn (!) . . . Wenn angesichts solcher schreienden Mißstände das Theater fast immer leer war, so durfte man sich darüber nicht wundern . . .«

Wirklich nicht? Und doch finden wir selbst in F. L. Schmidt's »Denkwürdigkeiten« in aller Unschuld nicht weniger »schreiende Mißstände« des Hamburger Stadttheaters unter seiner eigenen Direction notirt.

War in Magdeburg der Souffleur betrunken — so ist es in Hamburg sogar der hochgebietende Mitdirector, Carl Lebrun.

Schon im Januar 1831 schreibt Schmidt: »Mein Kollege Lebrun, der sich leider allmälig der unglücklichen

Leidenschaft des Trinkens ergeben hatte, vergaß sich so weit, betrunken auf der Scene zu erscheinen; das Publikum verhöhnte ihn, pfiff und rief: Herunter von der Bühne! . . . Ich erlebte den Gräuel noch mehr als ein Mal!« — Der Director muß öffentlich von der Bühne herab abbitten. Bald darauf heißt's: »Mein Kollege Lebrun . . . verfiel wieder in seinen alten Fehler der Trunksucht. Als Lohnlakai Unruh in Bauernfeld's »Bürgerlich und Romantisch« ward er gradezu ausgezischt; er konnte in diesem schwatzhaften Charakter kaum lallen.« — Dann: Lebrun als Fortinbras im »Hamlet« vermochte »wieder einmal nur zu stammeln. Man lachte, zischte, pfiff und rief ihn heraus. Er trat vor und sprach: »wie er sich sehr geehrt fühle, in der kleinen Rolle so ausgezeichnet zu werden!!« Nun kannte natürlich der Hohn des Publikums keine Grenzen; Lebrun trat ab, verfolgt von dem Geschrei der Versammlung.«

Und diesen Skandal duldete Director Schmidt sieben Jahre auf der Bühne einer Stadt, wie Hamburg, bis Lebrun zurücktrat. Sind das etwa keine »schreienden Mißstände?«

Ueberhaupt war der Theaterskandal in den letzten zehn Jahren der Direction Schmidt an der Tagesordnung. Wie oft wird der Director Schmidt von dem empörten Publikum herausgepfiffen, getrommelt, gerufen — und der alte Mann erscheint dann blaß, zitternd vor den Lampen wie ein Schulknabe, mit der kläglichen Abbitte: ich will's nicht wiederthun! — dies Stück soll nicht wieder gegeben werden! — dieser Schauspieler soll nicht wieder auftreten!

1835 erhalten die Directoren eine »Katzenmusik mit obligatem: Peréant Schmidt und Lebrun!« 1837 wird der Versuch gemacht das Theater anzuzünden. — Flugschrift auf Flugschrift wird gegen die Direction Schmidt geschleudert. »Thatsache ist« — heißt es in den Denkwürdigkeiten — »daß die Mißstimmung gegen das Theater schon damals die weitesten Kreise ergriffen hatte; namentlich war es den Abonnenten niemals recht zu machen. Mehr als eine Novität kam nachzuweisender Maßen durch den nichtswürdigsten Muthwillen zu Falle, weil die jeunesse dorée der Stadt erklärte: »Wenn wir das Stück nicht auspfeifen, so können wir das Vergnügen haben, es sechs Wochen lang jeden dritten Tag zu sehen — und das langweilt uns.« So wurde denn munter gepfiffen. Mißfiel ein Stück ohne solche Machinationen, nur weil es schwach war oder vielleicht mangelhaft hatte besetzt werden müssen, so hieß es: »Die Direction wird von Tag zu Tag unfähiger!« Wo war Hülfe zu finden gegen solchen Drang —!«

Wäre Schmidt ein Charakter gewesen, hätte er seine Manns- und Künstlerehre höher geachtet, als die Einnahmen des Theatergeschäfts, so wäre er längst stolz und würdevoll von der Direction zurückgetreten!

Endlich — endlich, als sich immer mehr und lautere Stimmen gegen die Direction Schmidt erheben — im April 1840 — reifte »mein zunehmendes Alter, daneben aber auch der immer deutlicher zu Tage tretende Krebsgang, den trotz aufopferungsvollster Mühe unsere Bühne ging, in mir allmälig den Entschluß: das Directions-

scepter aus der Hand zu legen ... Hatte ich schon seit Jahr und Tag unter planvoll ausgeführten Angriffen zu leiden, die sammt und sonders darauf hinausliefen, das Theater in den Augen des Publikums herabzusetzen, mich als altersschwach und stumpf darzustellen und dadurch zum Rücktritt vom Directorat zu bewegen ...«

Und in denselben April 1840 und in die trostloseste aller Theaterwirthschaften unter der Direction eines verbitterten, schier zu Tode gehetzten altersschwachen Mannes, der sein künstlerisches Ehrgefühl längst begraben und sich nur noch die persönliche Eitelkeit gerettet hat ... fällt das Gastspiel Karoline Bauers!

Ihr Ehrgefühl brach es ab und ließ das Benefiz im Stich! — Mit diesen Schmidt'schen Anschuldigungen sind wir fertig.

Leider habe ich noch eine kleine versteckte Bosheit des biedern Deutschen von echtem Schrot und Korn an's Licht zu ziehen.

Er schreibt 1840 von »der nach mehrjährigem geheimnißvollen Verschwinden plötzlich wieder auftauchenden Karoline Bauer« ... und überläßt es schlau dem Leser, sich dabei allerlei zu denken — natürlich: das Schlimmste!

Und doch ist die einfache Thatsache, die auch dem Director Schmidt nicht ganz fremd sein konnte, die: unsere Künstlerin hatte im Mai 1829 mit ausdrücklicher Bewilligung Friedrich Wilhelms III. von Preußen die Berliner Hofbühne verlassen und war in England eine — wie die Welt es nennt — glanzvolle Ehe eingegangen. Ihre treue Mutter geleitete sie selber in die neue Heimat

und blieb bei ihr. Aus politischen Rücksichten wurde die Ehe nicht publicirt. Sie blieb kinderlos. Politische Rücksichten lösten sie 1831 friedlich wieder. Die Gräfin Montgomery — man findet den Namen im Gothaischen Almanach — ließ freiwillig Titel, Namen, Glanz zurück und betrat als Karoline Bauer wieder die noch immer über Alles geliebte Bühne, zunächst in Petersburg.

Als sie 1840 nach Hamburg zum Gastspiel kam, gehörte sie schon neun volle Jahre wieder der Bühne an. Das ist das »geheimnißvolle Verschwinden« und plötzliche Wiederauftauchen, von dem Schmidt's Denkwürdigkeiten erzählen.

Und jetzt möge der Leser, der Karoline Bauer aus ihrer langjährigen ruhmvollen und durchaus makellosen Bühnenthätigkeit, aus ihren Schriften und aus den Stimmen der Zeitgenossen kennt, selber urtheilen: auf welcher Seite ist die Wahrheit?! —

Diese Stimmen der Zeitgenossen, die unsere Künstlerin noch selber auf der Bühne sahen, in den Vorreden zum »Bühnenleben« und zu den »Komödianten-Fahrten« zu sammeln, ist mir eine liebe Aufgabe gewesen. Ich habe die Freude, auch jetzt wieder einige freundliche Blüten hier einstreuen zu können — zur wohlthuenden Erfrischung nach der nothgedrungenen unerquicklichen Exkursion in die »Denkwürdigkeiten« F. L. Schmidt's.

Hofrath Teichmann, langjähriger Geheimsekretär am Berliner Hoftheater, schreibt in seinem von Franz Dingelstedt herausgegebenen »Literarischen Nachlaß« über unsere Künstlerin, nachdem er das frühe Hinscheiden Louise von

Holtei's bedauert, in seiner trocknen geschäftsmäßigen Weise:

»Dagegen kam Mlle. Karoline Bauer vom »Königstädter Theater«, welches sie bei der Eröffnung betrat, zur königlichen Bühne und gehörte dieser bis zum Jahre 1829 als eine der trefflichsten Schauspielerinnen an ... (Folgt die Biographie bis zum Verlassen der »Königstadt«) ... da sie hiernach zur königlichen Hofbühne überging und am 4. Januar 1825 als Julie in »Beschämte Eifersucht« debütirte. Ihr ausgezeichnetes Spiel im feineren Lustspiel und den höheren Konversationsstücken, sowie in naiven, kecken, pikanten und schalkhaften Charakteren wurde durch eine außergewöhnliche Persönlichkeit unterstützt, so daß es nicht ausbleiben konnte, daß sie bald der Liebling des Publikums und es schmerzhaft empfunden wurde, als sie die Bühne so bald wieder verließ ... am 14. Mai 1829. Es ging ihr Kontrakt zwar noch bis Ostern 1830, doch vermochte sie es, diesen schon früher zu lösen und zog sich hierauf ganz von der Bühne zurück. Abwechselnd lebte sie zwei Jahre in London, Paris und auf ihrem Landsitz in England als Gräfin Montgomery; später sehen wir sie jedoch wieder in Petersburg auf dem deutschen Hoftheater und 1833 auf einer Kunstreise durch Deutschland begriffen, auf welcher sie auch Berlin berührte. Von 1835 bis 1844 war sie Mitglied des Hoftheaters zu Dresden und lebt jetzt, verheirathet mit dem Grafen P. in glücklicher Häuslichkeit an den Ufern des Züricher See's!«

Dr. Karl Theodor von Küstner, der verdienstvolle

langjährige Director des Leipziger Stadttheaters und der Darmstädter Hofbühne, Intendant des Münchener und General-Intendant des Berliner Hoftheaters, schreibt 1858 in dem von ihm herausgegebenen »Album des königlichen Schauspiels zu Berlin«, nach der eigentlichen Biographie über Karoline Bauers Kunstthätigkeit:

... »trat dann zur königlichen Bühne über, welcher sie fünf Jahre angehörte. Die meisterhaften Darstellungen eines L. Devrient, Lemm, Rebenstein, der beiden Wolff und der Crelinger hatten auf ihre Ausbildung den günstigsten Einfluß; sie gewann zu ihren schönen Mitteln und natürlichen Anlagen jene Ruhe und Sicherheit, die den wahren Künstler charakterisiren und wurde auch in dieser neuen Stelle Liebling des Publikums. Nachdem sie während dieses Engagements in Hamburg, Königsberg, Riga, Memel und Petersburg mit dem außerordentlichsten Beifall gastirt hatte, verließ sie, durch persönliche Verhältnisse veranlaßt, 1829 das Theater ... Nach Auflösung dieser Verhältnisse kehrte sie freiwillig, lediglich aus Liebe zur Kunst, zur Bühne zurück und nahm ein Engagement bei dem deutschen Hoftheater zu Petersburg an, wo ihr die glänzendste Anerkennung zu Theil wurde. 1834 verließ sie Petersburg und gastirte auf einer größeren Kunstreise in Riga, Königsberg, Pest, Wien, Linz, Berlin, Hannover, Dresden, Prag, Mannheim und Karlsruhe. Diese Reise war ein wahrer Triumphzug ihres Talents. 1835 trat sie ein Engagement beim Hoftheater zu Dresden an, wo sie geliebt und geachtet bis 1844 blieb« ...

Ein anderer Zeitgenosse, der Geh. Hofrath Louis Schneider, Vorleser Kaiser Wilhelms I., urtheilt im Juni 1875 in der »Norddeutschen Allgemeinen Zeitung« über »die beiden einst so glänzenden Erscheinungen an unserer Hofbühne: Karoline Bauer und Charlotte von Hagn! Beide leben noch; beide durch aristokratische Ehebündnisse längst der Bühne entrissen; beide in den behaglichsten Verhältnissen; beide noch mit voller Liebe ihres früheren Wirkens gedenkend; beide mit Dankbarkeit für die Verhältnisse, in denen sie gelebt und durch die sie geworden, was die Kunstgeschichte ihnen zugesteht: Meteore am Horizont der deutschen Bühne! ... Beide Künstlerinnen zeichneten sich durch einen vollendeten Ton und Takt in der gesellschaftlichen Conversation aus; beide wurden in den höchsten, selbst fürstlichen Kreisen gern gesehn, weil sie sich eben vortrefflich in ihnen zu benehmen wußten, wie sie denn auch jetzt noch Zierden ihrer ausgezeichneten gesellschaftlichen Stellung sind« ... Dann erinnert der Verf. an die »geniale und liebenswürdige Darstellungsweise« beider und an die bei R. v. Decker erschienenen »Komödianten-Fahrten« von Karoline Bauer, eine der erfreulichsten, ja, so sonderbar das bei einem literarischen Werk klingt, eine der liebenswürdigsten Erscheinungen der Theater-Memoiren-Literatur, auch die so reiche französische und englische nicht ausgenommen. Reiz der Darstellung neben absoluter Wahrheit — von dieser haben Männer Zeugniß gegeben, welche gleichzeitig mit Karoline Bauer der königlichen Bühne angehört, — Mannigfaltigkeit neben dem

ausgeführtesten Detail, — überall Wärme und Begeisterung für die Sache ... Wir geben damit keineswegs nur dem eigenen Eindruck, sondern dem Urtheil Aller Worte, mit denen wir über die »Komödianten-Fahrten« verkehrt, und mit denen wir uns der glänzenden Erscheinung dieser Künstlerin erinnert, deren eminenteste Begabung stets die Versinnbildlichung der zartesten, fesselndsten Weiblichkeit in allen ihren Abstufungen, auch die Schalkheit nicht ausgeschlossen, war. Mit vollständiger Kenntniß können wir allerdings nur über denjenigen Theil des Buches sprechen, der Berlin und seine Theaterzustände in den zwanziger und dreißiger Jahren betrifft, und es bezieht sich dies auch auf das schon früher erschienene Buch derselben Verfasserin »Aus meinem Bühnenleben«. Dieser Theil ist aber auch ganz besonders anheimelnd und eine im höchsten Grade ansprechend und gefällig kolorirte Photographie Alles dessen, was damals interessirte. — Die politische Diskussion war ja zu jener Zeit noch nicht erfunden und das Theater, oder vielmehr die beiden Theater, das »Königliche« und die »Königstadt«, das fast einzige Gesprächsthema der Gesellschaft. — Der Kampf der weißen und rothen Rose, der Montecchi und Capuletti: — Henriette Sontag und Madame Seidler; — Ludwig Devrient und Schmelka oder Spitzeder! — Karoline Bauer und Madame Stich (Crelinger)! Wie Rellstab und Saphir auf publizistischem, so die Mitglieder beider Bühnen auf künstlerischem Felde. Krieg, Vergleiche, Konkurrenz, Ueberholen — und je lebhafter der Kampf, je größer der Gewinn des Publikums! Auch die komische Phalanx:

Schmelka, Angely, Spitzeder, Beckmann jenseits — und Gern Sohn, Rüthling, Wauer, Schneider diesseits der Spree warfen sich die »weithinschattenden Speere« des Wetteifers zu. Wer hat jetzt noch für dergleichen über die Dauer eines Abends hinaus Interesse? Höchstens vorübergehend zwischen den »Meiningern« und den »Königlichen«; aber freilich auch dies mit der guten Folge, daß das Publikum dabei gewinnt. Die Zeugnisse, welche Arnold Wellmer als literarischer Beirath der Verfasserin über das frühere Buch derselben: »Aus meinem Bühnenleben« und über die Künstlerin selbst gesammelt, sprechen sämmtlich, und zwar von den verschiedensten Standpunkten aus, dasselbe aus, was wir von beiden sagen können. In den »Komödianten-Fahrten« reicht allerdings nur das Kapitel »Potsdam« unter unsere Wahrnehmung, als theilweise selbst Erlebtes und Erfahrenes. Das ist aber auch Alles so exquisit wahr, so ohne alle Zuthat, allen Schmuck richtig, daß eben diese minutiöse Wahrheit zum besten Schmuck wird. Selbst da, wo es den Leser der Jetztzeit fast wie eine Uebertreibung, jedenfalls als eine Kolorirung der Wahrheit anmuthen möchte, können wir aus eigener Kenntniß nur bestätigen, daß das Alles so war, wirklich so vorgegangen ist, die redend eingeführten Personen wirklich so gesprochen, die geschilderten Oertlichkeiten wirklich so ausgesehen, die erzählten Dinge sich wirklich so verhalten haben. Nur wahr? und doch so fesselnd? so lesbar? so wohlthuend? — Allerdings, und das ist es gerade, was dieses Buch vor so vielen anderen gleicher Richtung in der Bühnenliteratur

auszeichnet. Keine sich zur Geistreichheit hinaufschraubende Schriftstellereitelkeit, keine Sarkasmen, kein absprechendes Urtheil über Anderes und Andere, aber immer erfreuend, immer angenehm, immer weiblich mit dem ganzen erwärmenden Reiz der noch immer regen und lebhaften Begeisterung für die Sache, obgleich diese jetzt in der anders gewordenen Welt gewaltig von ihrer früheren Bedeutung verloren hat . . .«

Dann veröffentlichte Gottfried Kinkel in der »Augsb. Allgem. Zeit.« im jüngsten September eine sehr eingehende Kritik der »Komödianten-Fahrten«, der wir einiges Charakteristische entnehmen. Unser Dichter und Kunsthistoriker schreibt:

»Wenige Selbstbiographien der letzten Jahre sind von dem lesenden Publikum und von der Kritik so freundlich anerkannt worden, als das 1871 erschienene Buch »Aus meinem Bühnenleben«, von Karoline Bauer. Auch diese Zeitung hat dasselbe damals mit verdientem Lobe angezeigt. Die Rezensenten rühmten einstimmig den vortrefflichen Ton der Erzählung, die leichte Causerie, den Humor und die Ehrlichkeit der Darstellung. Selbst die gelehrte Kritik hat das Buch als Quelle für die Kultur der Restaurations-Epoche empfohlen. Im Publikum wirkte endlich noch die Erinnerung so viel älterer Personen nach, welche die anmuthige Erscheinung der damals jugendlichen Künstlerin auf unsern Bühnen ersten Ranges noch selbst erblickt hatten . . .

Ihre glänzendste Zeit kam seit 1835 in Dresden, wo sie, bei Tieck als Dramaturgen nochmals eine Schule

durchmachend, neun Jahre die erste Schauspielerin des Hoftheaters gewesen ist. Der Tod ihrer Mutter, auf deren Bild die Erinnerungen der bejahrten Frau heute noch mit zärtlicher Liebe weilen, vereinsamte sie.

In der Mitte ihres Glanzes, auf der Höhe anmuthiger Erscheinung, ohne zu Mütterrollen übergehen zu müssen, verließ Karoline Bauer im Frühjahr 1844 auf immer die Bühne, um, wie sie selbst schreibt, »einer theuern Hand in ein zurückgezogenes Stillleben zu folgen« und hinfort auf einer Villa am Züricher See als Hausfrau zu walten. Sie zählte damals erst 36 Jahre, aber während der 22 Jahre ihrer Thätigkeit war sie (so hat sie selbst einmal mündlich einem Freunde mitgetheilt) an 3500 Abenden als Schauspielerin aufgetreten. Aus ihrer Einsamkeit schickte die in Deutschland fast verschollene Frau dann seit 1868 an mehrere deutsche Blätter einzelne Skizzen aus ihrem Leben. Die anspruchslose Heiterkeit des Tones gefiel, in vielen Herzen erwachte die Erinnerung an die schöne Theaterzeit der zwanziger Jahre, und so war der Erfolg dieser gesammelten Aufsätze in jenem ersten Buch »Aus meinem Bühnenleben« bei der Lesewelt glücklich eingeleitet.

Ich selbst habe »Demoiselle Bauer« (so titulirten damals die Theaterzettel) nur zweimal auftreten sehen, und zwar im Jahre 1834, als sie, von Rußland zurückgekehrt, in Berlin auf der Hofbühne gastirte, bevor sie in Dresden ihr letztes Engagement antrat. Sie war damals 26 Jahre alt, in Kraft und Anmuth blühend. Die erste jener Rollen war die Julia, und in dieser

fehlte meinem shakespeareglühenden Jünglingsgemüth bei dieser hochgebauten deutschen Blondine etwas von dem südlichen Feuer der Italienerin. Dagegen war die zweite Rolle, das Käthchen von Heilbronn, einfach: unvergleichlich. Sie selber hat einmal die Salondame als ihr Hauptfach bezeichnet, und leider habe ich sie in Charakteren dieser Art niemals gesehen. Aber von dem naiven Landkind bis zur Orsina und Lady Macbeth, von dem ganz jungen Mädchen, in dessen Phantasie die erste Neigung erwacht, bis zu den Heldinnen des schicksalvollen mittleren Frauenalters, von Margaretha und Klärchen bis zur Maria Stuart und Königin Anna, hat sie das Weib in merkwürdiger Vielseitigkeit dargestellt.

Die Zeit, welche sie bei der Bühne verbrachte, gehört zwei sehr verschiedenen Perioden unseres Theaters an. Die erste Hälfte, bis 1830, fällt unter die Restauration, als unter Zurückdrängung der öffentlichen Interessen in Wien, Berlin und den kleineren Residenzen, das Theater gerade für die besseren und höher gebildeten Kreise den wichtigsten Inhalt der Welt und des Gespräches bildete, während die Schauspielkunst noch in den Größen fortblühte, welche während der classischen Periode von Hamburg und Weimar ihre Ausbildung erlangt hatten. Nach dem Jahre 1830 verschwanden diese Genien bald von den Brettern; dafür aber traten, indem eine fortschrittlich gesinnte Schriftstellerjugend sich wieder der Theater bemächtigte, die neuen gehaltvolleren Stücke hervor, welche dem Schauspieler wieder interessante Aufgaben stellten und darum auch heute noch Repertoire

bilden. An ihnen wuchs auch ein neues Geschlecht der Darsteller herauf, an Kraft vielleicht dem älteren Geschlecht nicht gleich, an Schärfe der Auffassung, an Zartheit der Nüancen aber höher, weil die neueren Stücke diese feinere Zeichnung verlangen. Mit Kollegen aus diesen beiden Schulen hat Karoline Bauer zusammengewirkt, und neben der Darstellung dessen, was sie selbst geleistet, geht die Schilderung der großen Kunstgenossen her. Besonders für jene erste Zeit, ungefähr bis zu Ludwig Devrients Tod (Dezember 1832), sind diese Schilderungen werthvoll. Die neidlose Güte der Verfasserin, welche auch in ihren Schriften als Hauptcharakterzug der liebenswürdigen Frau hervortritt, hat sie befähigt das Bild ihrer Kollegen, und — was schwieriger war — auch ihrer Kolleginnen in freundlichem Lichte zu malen. Es ist mit Recht, glaube ich, gesagt worden, daß dieses »Bühnenleben« in vielen kleinen Zügen und in einzelnen ganzen Partien für unsere deutsche Theatergeschichte des neunzehnten Jahrhunderts geradezu als Quelle bedeutenden Werth hat.

Jenes erste Buch also gab die Geschichte der regelmäßigen Engagements, welche das Bühnenleben der Verfasserin ausgefüllt haben. Mit gleichem Verdienst schließt sich jetzt daran dieses neue Buch, die »Komödianten-Fahrten«, um die Erfolge der Gastspiele zu erzählen, welche ebenfalls meist auf Bühnen von großen und interessanten Städten gegeben worden sind. Diese Städte sind für diesen ersten Band: Mannheim, Hamburg, Königsberg, Memel, Leipzig, Braunschweig und Lübeck, wozu

dann noch die heiteren Ausfahrten im Theater-Wagen kommen, der das Personal von Berlin oft in das kleine Residenz-Theater zu Potsdam brachte und noch in der Nacht zurückschleppte. Denn diese Gastspielreisen hat die Dame mit ihrer Mutter meist ausgeführt, als Deutschland noch keine Eisenbahnen kannte, und solche Fahrten noch massenweis lustige und zuweilen auch sehr ernste Abenteuer mit sich brachten. Hier ist sie in den verschiedensten Städten und Landestheilen fast mit allen bedeutenden Schauspielern in Deutschland bekannt geworden, und, was wichtig ist, als Kollegin lernte sie dieselben auch hinter den Coulissen kennen. Daneben traten auch andere geistige Größen in ihren Kreis, wie sie denn auch ihrem Gönner Robert Blum, damals (1836) Theater-Sekretär in Leipzig, ein rührendes Denkmal gesetzt hat. Ferdinand Löwe, Pius Alexander Wolff und Amalia Wolff, Frau Crelinger, Sophie Schröder und ihre Tochter, die jüngeren Devrients in Dresden, Eduard Jerrmann und Theodor Döring sind unter den Schauspielern die Hauptgestalten. Von einer genaueren Angabe des Inhalts wird das Urtheil bei einem Buch absehen müssen, wo im Geist einer anmuthigen Causerie Rückblicke auf die ältere Theatergeschichte mit Selbstgeschautem, lustig erzählte Schnurren mit harmlosen und je zuweilen auch mit ernsteren weiblichen Herzensangelegenheiten kaleidoskopisch abwechseln. Doch will ich wenigstens noch des meisterhaften Originalporträts gedenken, welches den glänzenden Schluß dieses Bandes bildet. Es ist der Lübecker »Theatergraf« und weiland mecklenburgische Landmarschall Graf

Hahn, der, von unwiderstehlicher Leidenschaft hingerissen, eine Bühne zu dirigiren und Ausstattungsstücke brillant vorzuführen, zuletzt als Aushülfsrequisitenmeister zu Altona starb, weil er ohne Lampenluft nicht leben konnte! . . .

Die Darstellung der Verfasserin hält sich frei vom Journalistenstyl. In einfachster Sprache berichtet sie, was sie gesehen, erlebt und gethan hat, nicht wie ein Buch, sondern wie eine feine, aber dabei lebhafte und geistreiche Frau vor einer Gesellschaft in ihrem Salon eine Geschichte aus ihrer Bekanntschaft oder ihrem eigenen Leben erzählt. In dieser Einfachheit liegt der große Reiz des Buches — freilich aber auch in dem dichterischen Schimmer, der gleichwohl Begebenheiten und Personen umgibt. Durch ein ganzes Menschenalter jetzt von den letzten dieser Erinnerungen getrennt, sieht die Verfasserin wie von einem hohen Berge auf ihre Vergangenheit hinab, und ein verklärender Abendglanz ruht auf der weiten Ebene. Alles Dunkle ist im Schimmer dieser Erinnerung zu lichtem Halbschatten abgedämpft. Die Künstlerin hat von den Machthabern überall Gunst erfahren; sie ist nicht durch ihre Ueberzeugungen, aber sie ist durch ihre Geburt als Tochter eines Rittmeisters, durch den Tropfen vom Blut der Poniatowski, der vom Großvater her in ihren Adern fließt, sie ist auch durch ihre gegenwärtige Lebensstellung eine Aristokratin. Den furchtbaren Druck einer grausamen Censur, welcher während ihrer Laufbahn auf unserem Theater lastete und bis 1830 sogar den Genius junger Schriftsteller von jedem Einfluß auf die Bühne abschnitt, berührt sie nur

mit zartem Finger; denn sie ist stets eine der feinfühlig positiven Naturen gewesen, welche in jeder Lage das Beste zu leisten suchen, was sie vermögen, und die über dieser Freude an der Arbeit den Druck der Umstände vergessen, unter denen die Arbeit geleistet wird. Neben das wohlwollende Bild, das sie von »leutseligen Monarchen« malt, will ich einen Zug stellen, den ich selbst erlebte, weil die Verfasserin ihn fast tendentiös ausläßt. An einer Stelle des »Bühnenlebens«*) deutet sie allerdings darauf hin, wie Friedrich Wilhelm III. bei einem Stück, welches Polen betraf, den Beifall des Parterres im »Königstädter Theater« niederdrückte, indem er mehrmals zornig aus seiner Loge hinausblickte. Nun erzählt sie aber auch, wie sie in demselben Theater als Zuschauerin an dem Abend gesessen, als Frau Crelinger dort ihre beiden schönen und anmuthigen Töchter zum erstenmal einem herzlich theilnehmenden Publikum vorführte. Gerade an jenem Abend war auch ich dort. Der König mit seiner Gemalin, der Fürstin Liegnitz, beehrte die Künstlerin an diesem Festtag ihres Mutterherzens ebenfalls. Die Fürstin, welche damals stets eine Toque, von einer Straußfeder überstiegen, im Haar trug, saß zur linken Hand ihres Gemals und war während der ganzen Vorstellung dem Publikum sichtbar; der König setzte sich mit dem Rücken an die Logenwand, das Gesicht ganz nach der Bühne gewendet, und so konnten die meisten Zuschauer ihn in seiner Prosceniumsloge nicht

*) Erste Auflage S. 189. 2. Aufl. Bd. II.: »Petersburg«. A. W.

sehen. Als erstes Debüt hatte Frau Crelinger den Kindern die »Minna von Barnhelm« eingeübt: Bertha spielte das Fräulein, Clara die Franciska, die Mutter hatte sich die bescheidene Scenenrolle der Rittmeisterin Marloff vorbehalten. Da kam die Stelle, wo Minna die Zofe wegen ihres ordonnanzmäßig steifen Liebhabers, des biedern Wachtmeisters, foppt, und Clara erwiderte mit ihrer klaren Silberstimme in Lessings eigensten Worten: »Wenn die Soldaten paradiren, ja freilich, scheinen sie da mehr Drechslerpuppen als Männer!« Ein ganz vereinzeltes Bravo brach aus dem Parterre hervor. Sogleich schaute der König mit geröthetem Gesicht aus der Loge heraus und blickte zornig in das Parterre, als wolle er den Rufenden wie einen bösen Buben bestrafen. Nicht genug aber, sondern er erhob sich, die Fürstin mußte folgen, und beide verließen sofort das Theater. Bei einem Gastspiel, wo er seine erste Hofschauspielerin zu ehren gewillt war, glaubte er dem Heer, das den ersten Napoleon bei Waterloo geschlagen hatte, doch diese Satisfaction gegen einen vereinzelten Kommis oder Studenten schuldig zu sein! Als einst Goethe, von seinem Sessel im Parquet sich erhebend, den Jenaer Studenten bei Aufführung des »Alarcos« wie ein Imperator zurief: »Man lache nicht!« so war das wohl die stärkste Determinirung literarischer Kritik. Hier aber verkörperte sich in naivster Weise die politische Theatercensur, durch den Monarchen eines großen Staats so ganz persönlichst ausgeübt! . . .«

Der Verfasserin Anonymität, die ich vor vier Jahren bei Herausgabe des ersten Buches betonen mußte, ist

also — wie aus dem Vorstehenden durchschimmert — längst nicht mehr bewahrt. Karoline Bauer ist seit dem Frühjahr 1844 Gräfin Broël-Plater. Eben so lange wohnt sie in der Schweiz.

Fährt man von Zürich aus mit dem Dampfer über den wunderschönen See, so winkt bald rechts — über der Station Rüschlikon — hoch vom grünen Weinberge, aus einem weiten Park mit alten Bäumen, ein freundliches weißes Haus nieder, von schlanken Pappeln überragt. Aus seinen hellen Fenstern und von der Blumenterrasse blickt man links über das Wasser auf das nahe Zürich, — rechts über den weiten blanken See auf die stolzgethürmten, schneeleuchtenden Glärner Alpen . . . Das frischeste, fröhlichste und friedlichste Fleckchen Erde für einen sonnigen Abendtraum . . .

Ueber dem gastlich winkenden Hause spielt im Winde eine weiß-rothe Fahne — in den Farben Polens. Graf Ladislaus Broël-Plater lebt hier mit rührender Pietät den stolzen Erinnerungen seines unglücklichen Vaterlandes. In seiner Jugend hat er für Polens Freiheit und Selbstständigkeit gekämpft und gelitten — sein ganzes langes Leben hat er für Polens Ruhm und Ehre gearbeitet und mit vollen Händen gegeben. Davon wissen die vielen polnischen Flüchtlinge und die jungen polnischen Studenten am Züricher Polytechnikum zu erzählen, die so oft und nie vergebens an die Thür von Villa Broëlberg klopfen. Dafür zeugt seit Jahren das hochinteressante »Polnische Museum« drüben am See in der alten Rosenstadt Rapperswyl, in dem tausendjährigen epheuumsponnenen Schlosse

der verschollenen Grafen von Rapperswyl, in dem Graf Ladislaus Plater alle Reliquien, alle Trophäen, alle Kunstschätze — kurz, Alles sammelt, was an den einst so stolzen Flug des weißen Adlers — an die glorreichen Zeiten der Piasten, der Jagellonen, der Sobieski, Kosciusko und der vielen anderen Helden Polens erinnert . . .

Das sind die Erinnerungen und — auch die Hoffnungen des Besitzers von Broëlberg.

Die Erinnerungen der Herrin — von den Freunden am See liebevoll scherzend »die Bergfee«, von der ländlichen Bevölkerung »die Fru Grof« genannt und als musterhafte Hausfrau weit und breit hoch geachtet — deren süßeste Erinnerungen sind: die Bücher von Karoline Bauer!

Die volle Verantwortlichkeit für diese Bücher trägt auch ferner der Herausgeber. Speziell bitte ich die ganze tintenflutende Rache für den nothgedrungenen Theil dieser Vorrede — welche die schwer erkrankte Verfasserin erst gedruckt zu Gesicht bekommt — auf mich zu entladen. Ich bin noch jugend-elastisch genug und habe mir im abhärtenden Federberuf die gute Gewohnheit erschrieben: dergleichen mit Humor zu tragen.

Friede dem Abendtraum am Zürichsee!

Arnold Wellmer.

Stuttgart, im December 1875.

Berichtigungen.

Seite	22	Zeile	4:	fünfundzwanzig, statt: fünfzehn.
»	85	»	9:	Mlle. Demmer, statt: Amalie Neumann.
»	94	»	15:	aimerons bien, statt: bien aimerons.
»	152	»	24:	schönen Töchtern, statt: schöneren Hälfte.
»	153	»	9:	Kotzebue's »Braut und Bräutigam«, statt: Klauren's.
»	156	»	11:	in Fesca's Oper: »Omar und Laïla«, statt: »Fenka«.
»	194	»	9:	Banquier Benecke von Gröditzberg hatte sich bereits aus der Firma »Gebrüder Benecke« zurückgezogen, als dies Haus den großen Bankerott machte.
»	209	»	9:	zu streichen: sie.
»	219	»	26:	alternirte, statt: alterirte.
»	242	»	23:	lies: Anna Herold, spätere Frau Mitterwurzer.
»	249	»	30:	lies: nach Jahren sah ich Auguste Brede bei einem Gastspiel in Linz als Königin Elisabeth und Gräfin Orsina und später, 1837, bei meinem letzten Gastspiel in Wien am Burgtheater in zweiten Mütterrollen wieder.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Freiligrath.

1. Meine Eltern.

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält, und still sich freuend
An's Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht!

Goethe's Iphigenie auf Tauris.

Meine frühesten Erinnerungen sind thränenverschleiert. Ich sitze auf dem Schooße einer jungen wunderschönen Frau. Sie ist ganz schwarz gekleidet, selbst die reichen goldbraunen Locken sind von Trauerschleiern überschattet. Das liebliche mädchenhafte Gesicht ist bleich und vergrämt, Thräne auf Thräne entrollt den großen blauen Augen, die verblaßten Lippen zucken im Weh und in den weißen Händen zittert ein Miniaturbild in frischen leuchtenden Farben. Es ist ein junger Offizier in blanker Dragoner-Uniform, blau und roth — ein Bild vollblühender Jugend, Schönheit, Kraft, strahlender Heiterkeit und Lebenslust. Kurze goldne Locken umkräuseln die sonnige Stirn, die blauen Augen sprühen fröhlichsten Uebermuth, über den küssigen rothen Lippen wölbt sich ein keckes Bärtchen, in Kinn und Wangen lächeln schelmische Grübchen ... Wie lebensfroh, glückstrahlend, siegessicher schaut dies Bild die bleiche weinende junge Frau an! — An ihre Knie schmiegen sich verschüchtert zwei sonst so wilde Knaben und ein engelhaftes Mägdlein mit goldnen Locken. Sie küssen den Papa und weinen, weil die Mutter weint. Auch ich küsse und streichle das Bild und weine schmerz- und gedankenlos mit: Armer Papa!

Das sind meine Mutter, meine Geschwister, mein Vater, der so jung in der Schlacht sterben mußte.

* * *

Die Familie meines Vaters stammt aus Polen, hieß ursprünglich Poniatowski und war ein bescheidener Seitenzweig des berühmten Geschlechts. Seines evangelischen Glaubens wegen wanderte des Vaters Großvater in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Hessen aus und kaufte sich in der Nähe von Kassel ein kleines Gut. Seinen Acker bebauend legte er den stolzen Namen Poniatowski ab und nannte sich einfach: Bauer. Landgraf Friedrich VIII. gewann den liebenswürdigen Polen lieb, zog ihn mit seinen Söhnen gern an den Hof und gab der jungen Familie Bauer ein neues Wappen: Ein Bauer, der die Peitsche schwingt. Der glänzende Landgraf Friedrich II., der 22,000 Hessen als Soldaten für fast 22 Millionen Thaler an England verkaufte, um gegen Nordamerika zu kämpfen, der mit diesem Blutgelde einen prunkvollen Hof einrichtete, daneben aber auch Künste und Wissenschaften unterstützte, machte den ältesten Sohn des Landmannes Bauer zu seinem Intendanten. Dieser heirathete ein frisches blondes Hessenkind und wurde Vater von drei Söhnen. Die hatten vom Vater das heiße polnische Blut, den kecken Uebermuth und die graziöse Beweglichkeit, — von der Mutter die blauen Augen und blonden Locken. Der älteste, Philipp, brachte es mit der Zeit zum General. Seine Söhne und Enkel wurden wieder Offiziere und haben im letzten Franzosenkriege mit Auszeichnung gekämpft. — Des alten Intendanten zweiter Sohn, George, wurde später Kriegsrath und Sonderling. Er verbrannte alle polnischen Familienpapiere bis zum letzten Fetzen. Der dritte und jüngste war der wilde Heinrich, 1781 zu Kassel geboren. In ihm schäumte und sprühte das feurige, unruhige Polenblut am lebhaftesten. Er war schön, kraftvoll, siegesmuthig wie der junge Kriegsgott, — stolz und keck wie ein Löwenjüngling, —

unbändig wie ein wildes Füllen, — gut- und großmüthig wie ein echter Poniatowski — leichtsinnig wie ein Fähnrich.

So wuchs der Heinrich unter den Augen des wunderlichen, engherzigen, kleinlich pedantischen, geizigen und hochmüthigen Landgrafen Wilhelm IX. heran, der 1785 zur Regierung kam und wegen eines großen Halsgewächses im Volksmunde nur der »Schwammhals« oder »Schwammhannes« hieß. Der Landgraf versah seine Soldaten und Beamten mit den berüchtigten »Hessenzöpfen«, die Immermann in seinem »Münchhausen« so köstlich geißelte. Er zog seinen Beamten, wenn sie einen guten Rock auf dem Leibe hatten, schnell etwas von der Besoldung ab, damit sie nicht übermüthig würden, und nannte alle Welt: Er!

Das trug dem Schwammhannes einst eine bittere Lehre ein. Er hatte den berühmten Chirurgen Langenbeck aus Göttingen kommen lassen, um ihn von dem lästigen Wulst am Halse zu befreien. Auf des Arztes ehrfurchtsvollen Gruß kaum mit dem häßlichen Kopfe nickend, sagte er mit seiner fetten hochmüthigen Stimme so obenhin: »Er soll sein Handwerk ja gut verstehn. Kann Er mir das Ding da am Halse wegschneiden?«

Kühn und stolz, mit einem feinen ironischen Lächeln antwortete der Arzt: »Er könnte es wohl, aber Er thut es nicht, weil Er nicht will!« Machte Kehrt und ließ sich durch keine, auch die goldigsten Versprechungen nicht bewegen, wieder nach Kassel zu kommen und dem Schwammhannes seinen Schwammhals zu operiren. Sie sind erst 1821 mit einander in die Grube hinabgefahren, nachdem der Kurfürst noch hatte mit seinen geliebten Schätzen vor den Franzosen aus dem Lande fliehen müssen. Nur ein geheimes Fach in der Wand hinter seinem Sekretär mit Geld und Kostbarkeiten hatte er in der Eile der Flucht zurückgelassen. Vor diesem Sekretär hat König Jerôme während seines kurzen wüsten »Karnevals« in Kassel — nach der Volkssage — einst den alten Kurfürsten als verkörperte

Angst um seine Schätze sitzen sehen und darauf das »Spukzimmer« vermauern lassen.

Dieser garstige alte Schwammhannes und der jüngste liebenswürdige Sohn des landgräflichen Intendanten mußten sich natürlich abstoßen, wie zwei Pole. Heinrich Bauer vermochte es nie über sich, den Rücken so tief zu krümmen, wie der Despot es verlangte. Bei dem hochmüthigen »Er« zuckte er jedes Mal zornig zusammen, seine Augen schleuderten Blitze und den gekräuselten Lippen entfuhr manch schnelles keckes Wort à la Langenbeck. Oft schickte der Landgraf den Heinrich — den »Poniatowski«, wie er ihn höhnisch nannte — in Arrest, noch öfter beklagte er sich bei dem Vater über seinen »Mangel an Disziplin«. Umsonst beschwor dieser den jungen Brausekopf, sich den Launen des Gebieters zu fügen, an Vater und Brüder zu denken, die stolzen Poniatowski-Zeiten seien für immer vorbei — — das heiße Polenblut schäumte immer wieder zornentflammend in dem Knaben auf.

Da sandte der Vater den sechszehnjährigen Heinrich nach Braunschweig und ließ ihm von dem berühmten Stallmeister Hühnersdorf Reitunterricht geben. Bald war Heinrich Bauer dessen bester Schüler, der verwegenste und eleganteste Reiter. Zu seinem Vergnügen lernte er auf ungesatteltem Pferde Kunststücke machen, wie ein Kunstreiter. Als er nach einem Jahre nach Kassel zurückkehrte, war er ein vollendeter Stallmeister — aber auch noch unbändiger, als früher, besonders dem Landgrafen gegenüber. Dieser, etwas ängstlicher Natur und sehr unbeholfen auf dem Pferde, wurde stets wüthend, wenn der schlanke, schmucke Heinrich so stolz und so keck an ihm vorübersprengte, wie ein Halbgott. So durfte der alte Intendant nicht daran denken, seinen Liebling in Kassel angestellt zu sehen. Auch wollte der Heinrich nie etwas davon wissen, dem verhaßten Schwammhannes als Offizier oder Stallmeister zu dienen. Viele junge vornehme Hessen, müde der despotischen Launen des Landgrafen, wanderten aus. Auch Heinrich Bauer dachte daran.

Seine geselligen Talente, sein sprudelnder Frohsinn und sein gutes Herz hatten ihn in Braunschweig und Kassel allgemein beliebt gemacht. Einflußreiche Gönner verschafften dem achtzehnjährigen Reitkünstler bei dem Herzog Paul von Württemberg eine Stelle als Stallmeister. Als solcher hatte er das Glück, dem Gebieter einst das Leben zu retten. Der Herzog gerieth auf der Jagd in einen Sumpf. Er sank tiefer und tiefer — da zog ihn sein Stallmeister mit eigener Gefahr heraus, verlor dabei aber selber seine schöne goldne Uhr mit den großen Petschaften. Der Herzog wurde nie müde, den Retter seiner ewigen Dankbarkeit zu versichern, vergaß aber dabei sogar, ihm die im Sumpf zurückgebliebene Uhr zu ersetzen.

Doch sollte Heinrich Bauer dem Herzoge das höchste Glück seines Lebens verdanken, mochte dieser auch nur die unbewußte Ursache davon sein. Herzog Paul von Württemberg verlobte sich mit der wunderschönen Prinzessin Helene von Koburg und sandte seinen Stallmeister mit den Brautjuwelen zu ihr. Schnell war der lebensfröhliche Heinrich in ganz Koburg bekannt und beliebt. Auf einem Balle sah er das funfzehnjährige Christelchen Stockmar. Sie tanzten mit einander und immer wieder. Sogleich hatten sich die jungen zärtlichen Herzen gefunden — — und schon am andern Tage stand der kecke Stallmeister vor der verwitweten Frau Landkammerräthin Stockmar und bat sie um die Hand ihres holden Töchterchens. Aber so sehr das Christelchen auch mit ihm bat, die Mutter wollte ihr einziges Kind einem wildfremden Manne von neunzehn Jahren nicht anvertrauen, um es nach Petersburg zu entführen, wo Herzog Paul in Militärdiensten stand.

Erst als das sonst so sanfte Christelchen unter strömenden Thränen mit ungewöhnlicher Festigkeit erklärte: »Gut! Ihr habt das Recht, mir zu verbieten, den Heinrich Bauer zu heirathen, aber Ihr könnt mich nicht zwingen, eines andern Mannes Weib zu werden. Den — oder keinen!« — und als der verliebte Stallmeister gelobte, sein junges Frauchen nicht

in das ferne eisige Rußland zu entführen, — da schmolz das Mutterherz und gab dem glücklichen Brautpaar seinen reichsten Segen. Und kaum war Heinrich Bauer 20 Jahr, so wurde er der glücklichste Gatte. Im Oktober 1801 war die Hochzeit. Alle Welt nahm Theil an dem Glück dieser fröhlichen, zärtlichen »Kinder«, nur der Schwammhannes schäumte vor Wuth, als der »Thunichtgut« — der »Poniatowski« — in den Flitterwochen seiner Ehe zum Besuch bei dem Vater in Kassel, noch strahlender, noch übermüthiger auf dem herrlichen Goldfuchs an ihm vorüberbrauste, den das goldne Erbtöchterlein schon dem Bräutigam geschenkt hatte. —

Die Familie Stockmar stammt aus Schweden. Ein Stockmar kam im dreißigjährigen Kriege mit Gustav Adolf nach Deutschland und gründete, durch die Liebe gefesselt, im Sächsischen eine Familie. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte in Koburg Ernst Friedrich Stockmar als wohlhabender Kaufmann und Fabrikant. Er besorgte zugleich die Geldgeschäfte der herzoglichen Familie, war bei Hofe sehr angesehn und führte den Titel: Landkammerrath. Er hatte aus erster Ehe einen Sohn und drei Töchter. Sein Sohn Johann Ernst Gotthelf wurde Vater des später so berühmten Baron Christian Stockmar, durch den der Adel in die Familie kam und durch dessen Hände die geheimen Fäden der europäischen Politik liefen.

In zweiter Ehe heirathete der alte Landkammerrath die schöne junge Tochter des geistreichen Chirurgen Ramdor in Braunschweig, der in seinem Fach damals eine europäische Autorität war. Luise Christiane Ramdor war nach des Vaters Tode als Gesellschaftsdame der Prinzessin Caroline nach Koburg gekommen. Dieser Ehe entsproß erst nach 17 Jahren das blonde Christelchen als einziges Kind. Die liebenswürdige Kleine wurde die Gespielin der Koburgischen Prinzen und Prinzessinnen. Der alte Landkammerrath muß im Leben traurige Erfahrungen gemacht haben. Er wurde mit den Jahren immer menschenscheuer und schloß sich zuletzt in seinem schönen Hause in Koburg und

auf seiner ländlichen Besitzung, dem nahen Glockenberg, ängstlich von aller Welt ab. Als der Einsiedler 1793, im Alter von 71 Jahren starb, war das Christelchen kaum 8 Jahre alt.

Als Stallmeister des Erzherzogs Ludwig ging Heinrich Bauer mit seinem Frauchen nach Wien. Dort wurde ihnen am 15. Juli 1802 ihr erstes Kind geboren: Lottchen. Aber die junge Mutter hatte Heimweh nach Deutschland und auch etwas eifersüchtige Liebesfurcht vor den kecken, lustigen Wienerinnen, die ihre gefährlichen Netze immer berückender nach dem schönen Stallmeister auswarfen. Mochte Heinrich auch jetzt noch übermüthig über diese parfümirten Liebesbriefe, diese zärtlichen Augenwinke und Händedrücke lachen, — konnte dies heiße einundzwanzigjährige Herz in diesem üppigen Kapua nicht am Ende dennoch in einer schwachen Stunde verloren gehen? Und dabei war der Heinrich selber eifersüchtig, wie der Mohr von Venedig. Wenn die junge Frau auf den Bällen tanzte, umflattert von den glänzendsten Schmetterlingen Wiens, verließ sein funkelndes Auge sie keine Sekunde.

Einst tanzte sie mit einem kecken, witzigen Offizier die Ekossaise. Der wußte so viel lustige Schnurren zu erzählen, daß seine Tänzerin recht herzlich lachen mußte. Der Heinrich stand am andern Ende der langen Ekossaisenreihen. Sein Auge wurde immer glühender, drohender und schoß flammende Blitze zum arglosen Christelchen hinab. Die plauderte und lachte harmlos weiter. Da kommt der Heinrich mit seiner Tänzerin herabchassirt, mit den graziösesten Pas und dem anmuthigsten Lächeln, und doch glühend wie der zürnende Sonnengott, der Frau Luna mit Endymion belauschte ... Und während er vor dem Christelchen wie ein Vestris balancirt und pirouettirt, gewinnt er Zeit, der Erschrockenen durch die verbissenen Zähne unbemerkt in's Ohr zu flüstern — wie Donnerdrohen: »Christiane! Wenn ich Dich mit dem Gecken noch ein Mal so lachen sehe, so schlage ich ihm ein Paar Ohrfeigen, daß er zu Deinen Füßen niederpurzelt und morgen früh treffe ich ihn im Prater ...«

Und weiter chassirt er — lächelnd, strahlend, als habe er seiner jungen Frau die süßesten Schmeichelworte zugeraunt. Das arme Christelchen aber bleibt todtenblaß, zitternd zurück, und hat wahrhaftig den ganzen Abend über mit ihrem Tänzer nicht wieder gelacht.

Dazu kamen einige unangenehme Konflikte des übermüthigen, zu jedem tollen, leichtsinnigen Streich stets bereiten erzherzoglichen Stallmeisters mit den Wiener »Spitzeln«, den verhaßten geheimen Polizeispionen. So finden wir das junge Paar 1803 schon wieder in Deutschland. Heinrich Bauer tritt als Lieutenant in Kurfürstlich Badische Militärdienste, mit der Garnison Heidelberg. Seine Frau wird am 29. Juli unter der zärtlichen Pflege ihrer Tanten zu Gandersheim bei Braunschweig von einem Knaben entbunden: Karl*). Als der junge Vater im Herbst nach Gandersheim kommt, Weib und Kinder nach Heidelberg abzuholen, bezaubert seine heitere Liebenswürdigkeit die alten Tanten mit den verschollenen Prunkgewändern und traurigen Herzensgeschichten so ganz, daß sie ihre schöne ländliche Besitzung verkaufen und dem jungen Paare nach Heidelberg folgen, um dort schon im nächsten Jahre an demselben Tage zu sterben . . . In meinem Buche »Komödianten-Fahrten« habe ich ihnen im Kapitel »Braunschweig« ein Erinnerungsblatt gewidmet.

Nur wenige ungetrübt glückliche Jahre erblühten der kleinen Familie in Heidelberg. Die wurde 1805 durch die Geburt eines zweiten Knaben, Louis**), vermehrt. Aber nur zu bald sollte der junge Vater hinausgerissen werden in die wilden Napoleonischen Kriege. Baden mußte 1806 mit dem siegreichen Kaiser Napoleon ein Bündniß schließen und dem Rheinbunde beitreten. Der Kurfürst erhielt den Titel Großherzog und der junge Erbgroßherzog Karl die Hand der kaiser-

*) Lebt als pensionirter badischer Major in Karlsruhe.
**) Starb 1862 als angesehener Kaufmann in Paris.

lichen Adoptivtochter Stephanie. Als dessen Adjutant zog Heinrich Bauer mit in den Krieg. Er theilte das Zelt mit dem Fürstensohne und wurde durch seine unverwüstlich heitere Laune, seine lustigen Einfälle, tollkühne Bravour und kecken Reiterstückchen schnell der Liebling seines Zeltkameraden und des ganzen Lagers. Nie benutzte er einen Steigbügel, um auf's Pferd zu kommen, oder es zu verlassen. Mit einem Sprunge schwang er sich von der Seite, über den Schwanz oder Kopf des Pferdes in den Sattel. Selbst im blutigsten Schlachtengetümmel war seine vollblühende Jugend so lebensfröhlich und lebenssicher.

Daheim aber bangte und weinte ein junges Weib um sein geliebtes Leben. Sie bewohnte in Heidelberg, gegenüber der großen Kirche, ein alterthümliches riesiges Haus. Es war früher ein Kloster gewesen, hatte an der Außenseite eine Nische mit einem Marienbilde und im Innern lange düstere Kreuzgänge. In diesen Gängen irrte die geängstete Frau manche bange Nachtstunde auf und ab und rief verzweifelnd: »Heinrich! Heinrich! bist Du todt, so gib mir ein Zeichen!« — Keine Antwort.

Während der Belagerung von Danzig durch den Marschall Lefebvre, im März 1807, hatte sie einen ungewöhnlich lebhaften Traum: Sie sieht in brausender Schlacht ihren Heinrich auf leuchtendem Schimmel dahersausen — sie erkennt sein liebes Lächeln — sein zärtliches Auge . . . Da hört sie einen dumpfen Knall — einen jähen Schmerzensschrei . . . Neben seinem blutenden Schimmel liegt ihr Gatte an der Erde — blutüberströmt — mit brechendem Blick — um den bleichen Mund ein letztes schmerzliches Zucken . . . Eine Kanonenkugel hat ihm das rechte Bein fortgerissen . . . In Thränen gebadet erwacht sie. Sogleich schreibt sie einen angstvollen Brief in das Lager von Danzig und beschwört Heinrich, ihr durch einen Courier Nachricht von sich zu geben. Ausführlich schildert sie ihm ihren furchtbaren Traum . . .

Sie erhält die heiterste Antwort: Lieb Närrchen, Du weißt ja, daß ich Deinen Goldfuchs und einen Braunen reite. Wie kann mich da eine böse Kanonenkugel von einem Schimmel herabreißen? Wann wirst Du endlich ein tapferes Soldatenweib werden?

Und dennoch sollte dieser Traum nach wenigen Jahren in Erfüllung gehen.

Welch beseligendes Wiedersehn, als der geliebte Gatte und Vater gesund und mit reichen Ehren geschmückt nach Heidelberg zurückkehrte! Für die verwegene Rettung eines großen Transportes von Pferden aus den Händen der Feinde hatte Heinrich Bauer den badischen Tapferkeitsorden erhalten.

In Heidelberg wurde ich am 28. Mai 1808 geboren.

Bald darauf übersiedelten die Eltern nach Bruchsal. Der Vater that als Oberlieutenant und Adjutant im 2. Dragoner-Regiment Heimrot Dienste. Die letzten glücklichen Tage der jungen Ehe.

Schon im nächsten Frühjahr rief die Kriegsdrommete wieder hinaus in die Schlacht. Am 9. April 1809 erklärte Oesterreich dem übermüthigen Korsen den Krieg. Sogleich erhielten die Badenser, Darmstädter, Württemberger, Baiern Befehl, gegen Oesterreich zu marschiren.

Dies Mal riß der Vater sich mit blutendem Herzen — mit bangen Ahnungen von dem stillen Glück seines Hauses los. Uns Kinder umarmte er immer und immer wieder. Als er mich unter Küssen und Thränen wieder in die Wiege legte, sagte er leise: »Armes Kind, Du lächelst — und bald — bald bist Du wohl schon eine Waise!«

Die Mutter und sein Liebling Louis begleiteten den Vater bis Pforzheim. Das vierjährige Söhnchen — zärtlich »Luppelkönig« genannt — ließ er keinen Augenblick von der Seite. Es mußte auch sein Lager theilen. Waren die Kameraden Abends im Quartier des Vaters und Louis sagte: »Bin müde — Vater schlafen!« — so nahm dieser sein Söhnchen sogleich

in den Arm, streckte sich mit ihm auf das harte Feldbett, Wange an Wange, zog den Kriegsmantel über sich und sagte zu den plaudernden und zechenden Kameraden: »Stört mein Luppelchen nicht, es ist müde! Gute Nacht!«

Herzzerreißend war der letzte Abschied von der Mutter. Beide hatten zum ersten Mal die bestimmteste Ahnung, daß sie sich auf Erden nicht wiedersehen würden. Der Vater beschwor die Theure immer wieder: Ihm ihre Treue, die ihn über acht Jahre im Leben so hoch beglückt, auch über das Grab hinaus zu bewahren. Er würde sonst nimmer Ruhe finden! — Und als die Mutter ihm das heilig zugeschworen, gelobte er ihr feierlich: »Erlaubt die göttliche Vorsehung dem entfliehenden Geiste, sich in der Todesstunde den Geliebtesten auf Erden zu nahen, so erscheine ich Dir, Christiane, und gebe Dir ein Zeichen von meinem Tode — so wahr ich an Gott und Auferstehung und ein Wiedersehn in einem ewigen Leben glaube!«

Schon am 18. April traf Napoleon in Ingolstadt bei den Truppen des Rheinbundes ein. In den nächsten Tagen kämpfte der Vater in der Avantgarde siegreich mit in den Schlachten bei Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg gegen die Oesterreicher. Bald darauf schrieb er aus München an die Mutter: . . . »Du weißt, Christiane, wie glühend ich Napoleon, den Zertrümmerer unseres schönen Deutschen Vaterlandes, hasse, — ihn, der mit den Geschicken von Millionen nun schon so viele Jahre ein so gotteslästerlich-blutiges Spiel treibt — wie ich ihn schon haßte, als er in den ersten Tagen unseres jungen Heidelberger Glücks wie ein Bandit den unglücklichen Herzog von Enghien in unserem Ettenheim aufgreifen und in Paris ermorden ließ. Du weißt, wie dieser Haß bei allen neuen Gewaltthätigkeiten des Korsen von Jahr zu Jahr wuchs. Dennoch muß ich Dir gestehen, daß ich mich dem dämonischen Zauber, den der Kaiser persönlich auf jeden heißblütigen Soldaten ausübt, in den jüngsten Schlachttagen immer mehr gefangen gab. Wie ein eherner Gott des Krieges saß er

da auf seinem Pferde, während die Schlacht ihn umsauste, die Kugeln an seiner Seite Lücke auf Lücke rissen. Keine Fiber zuckte in seinem bronzenen Antlitz, selbst als ein Sprengstück ihn am Fuße verwundet hatte. Und dann, als nach der Schlacht, während der großen glänzenden Revue über die Lebenden, alle Tapferen vor den Kaiser gerufen wurden — als auch mein Name, — Christiane, Dein und unserer Kinder Name laut erschallte und ich dem Welteneroberer ganz allein gegenüberstand, Auge in Auge, als ich sein beglückendes Lächeln sah und den sonoren Ton seiner Stimme hörte: »Mon brave! . . .« als seine marmorbleiche Hand mir dabei das Offizierkreuz der Ehrenlegion überreichte — diesen Stern mit den fünf doppelten Strahlen, der des Kaisers Bild zeigt mit der Umschrift: Napoléon Empereur et Roi! — — da, Christiane, war ich wie bezaubert. Ich hätte niederknien und diese Hand küssen mögen — diese Hand, die doch so grauenhaft viel Blut und Thränen vergossen hat, mit dem Schwert und mit einem Federzuge. Erst, als ich wieder in Reih und Glied hielt und die Kehrseite des Kreuzes betrachtete: den französischen Adler, in den Krallen zerschmetternde Blitze und rings herum die Umschrift: Honneur et Patrie! — da kam ich wieder zu mir. Ehre und Vaterland! Ich sah in dem Korsen wieder den Henker meines armen Vaterlandes und sein Ehrenzeichen auf meiner Brust kam mir vor wie eine Beschimpfung, daß ich es hätte sogleich herabreißen und in den Staub stampfen mögen. Aber ich bin Soldat und habe meinem Großherzoge Treue bis in den Tod geschworen — und unser armer Fürst muß jetzt noch mit blutendem Herzen sein Vaterland verleugnen und für des Vaterlandes Feind das Schwert ziehen. Möchte Gott, daß es bald anders würde. Wie gern würde ich in den Tod ziehen — für meine deutsche Ehre und mein schönes Vaterland — gegen den verhaßten Korsen . . .«

Dem armen, tapferen Vater sollte kein so erhebender Tod werden.

Gleich darauf avancirte der Vater zum Rittmeister. Sein hessischer Landsmann und langjähriger theuerster Freund, Rittmeister von Schimmelpfennig, blieb in der Schlacht — irre ich nicht — bei Regensburg. Eine Gewehrkugel traf ihn mitten in's Herz. Der Vater warf sich klagend auf ihn und riß ihm die Uniform auf. Nur ein winziges Tröpflein Blut perlte über dem Herzen. Mit einem Kusse schloß der Freund dem Freunde das brechende Auge, den verblassenden Mund und rief der fliehenden Seele voll Schmerz zu: »Ich bin der Nächste, der Dir folgt. Schlaf' wohl, mein theurer Kamerad!« Und wieder warf er sich in die Schlacht. An Schimmelpfennig's Stelle wurde er zum Rittmeister ernannt.

Ende Mai 1809 verbreitete sich in Bruchsal ein dunkles beängstigendes Gerücht von einer blutigen Schlacht hinter dem von den Franzosen besetzten Wien — von einer Niederlage der Franzosen und ihrer Verbündeten durch den Erzherzog Karl. Die Donau sei roth von dem Blut der Gefallenen und wie mit Leichen überbrückt . . . Doch fehlte es noch ganz an Todtenlisten und anderen bestimmten Nachrichten über jene Schlacht!

Wie ein Alp lag die tödtlichste Angst auf ganz Bruchsal. Die Mutter und Großmutter, die alte Landkammerräthin Stockmar, die schon nach Heidelberg zu ihrer Tochter gezogen war und die Enkel zärtlichst liebte, vergingen fast in Sorgen und Thränen um den Vater. Und doch sagte die Mutter oft mit großer Bestimmtheit: »Mein Heinrich lebt. Er hat mir noch kein Zeichen gegeben!« — Die Großmutter schüttelte wehmüthig dazu den Kopf.

So kam der 28. Mai heran, der Tag, an dem ich vor einem Jahre geboren. Ein trauriger Geburtstag!

Die Mutter bewohnte ein großes schönes Haus neben der Dragoner-Kaserne des Regiments Heimrot. Es wurde Abend und immer noch keine Nachricht vom Vater. Die Kinder wurden zu Bett gebracht. Die Mutter schlief unter Thränen ein. Nur

die Großmutter und die alte treue Koburger Magd Marianne waren noch auf.

Marianne sollte noch in die Apotheke gehn und Arznei für das kranke Lottchen holen. Sie nimmt den Hausschlüssel und öffnet die große schwere Hausthür . . . Da steht der Vater vor ihr auf den Trittsteinen, hoch und schlank, das Kasquet tief in die Stirn gedrückt, dicht in seinen Reitermantel gehüllt, als ob er friere. Sein Gesicht ist todtenblaß und ernst, aber wehmüthig mild. Er sagt kein Wort.

»Herr Gott, welche Ueberraschung« — ruft Marianne jubelnd aus — »Herr Lieutenant — Herr Rittmeister, wie werden sich die gnädige Frau und die Frau Landkammerräthin und die Kinder freuen! O, welche Angst haben wir um Sie ausgestanden . . .«

Dann stürzt die treue Seele, mit dem Licht voranleuchtend, die Treppe hinauf. Stumm, mit lautlosem Tritt folgt ihr der Vater. Marianne öffnet oben links vom Flur die Thür zu dem Zimmer, in dem die Brüder tief und friedlich schlafen. Sie sieht noch, wie der Vater sich über die Bettchen beugt und die Knaben küßt — und dann durch die offene Thür in der daneben liegenden Schlafstube der Mutter verschwindet, wo auch Schwester Lottchen und ich schlafen.

Marianne eilt in das auf der andern Seite des breiten Flurs gelegene Schlafzimmer der Großmutter, die im Begriff ist, zu Bett zu gehn, — mit dem Freudenruf: »Frau Landkammerräthin, der Herr ist soeben gekommen, gewiß als Courier . . .«

»O, Marianne, Sie träumt!«

»Nein, wahrhaftig nicht. Ich habe ihm ja die Thür aufgeschlossen und die Treppe heraufgeleuchtet. Jetzt ist er bei der Frau drin. Aber sehr blaß ist er. Er hat als Courier sicher einen scharfen Ritt gehabt und ist erschöpft und hungrig. Ich werde geschwind Feuer anmachen. Fragen Sie den Herrn, was er essen möchte . . .«

Marianne geht in die Küche. Die Großmutter nimmt schnell ein Tuch um und eilt in das Schlafzimmer der Knaben. Im Nebenzimmer hört sie die Mutter leise sprechen . . .

»Welche Freude, lieber Sohn . . .« Mit diesen Worten tritt die Großmutter durch die offene Thür — — und findet das Nebenzimmer leer. Die Nachtlampe brennt. Die Mutter regt sich unruhig im Schlafe und flüstert weich — zärtlich — mit glücklichem Lächeln: »Heinrich — Heinrich . . .«

»Um Gott, wo ist Heinrich?« ruft die Großmutter mit stockendem Herzschlag aus.

Die Mutter schlägt langsam die Augen auf, schaut sich besinnend um und sagt mit hervorbrechenden Thränen: »Wie süß habe ich geträumt! Mein Heinrich umarmte und küßte mich soeben zärtlich. Mir ist, ich spüre noch seinen warmen Athem . . . Wo der Theure jetzt wohl weilt?«

Da klagt ein Seufzer durch das Zimmer — leise — geisterhaft . . .

»Was war das?« — weint die Mutter auf. — »Heinrich, gibst Du mir ein Zeichen Deines Todes?«

Derselbe Seufzer, nur noch leiser — trauriger verklingend.

Der Großmutter drohen die Knie zu brechen. Eisige Tropfen perlen auf der bleichen Stirn und vor Angst und Grauen sträubt sich ihr das Haar. Aber sie gewinnt die Kraft über sich, zitternd zu sagen: »Christiane, beruhige Dich, das kranke Lottchen seufzte wohl im Schlaf. Der Traum hat Dich aufgeregt. Der liebe Gott wird Heinrich — uns Alle nicht verlassen!«

Die alte Marianne ist froh-geschäftig auf der Thürschwelle erschienen. Sie sieht die Großmutter und Mutter in Thränen, von dem Vater keine Spur. Sie hört die letzten Worte . . . Laut weinend sinkt sie auf die Knie, streckt der Mutter die gefalteten Hände entgegen und will sprechen. Die Großmutter führt sie hinaus und gebietet ihr Schweigen. Marianne schwört schluchzend bei ihrer ewigen Seligkeit, daß sie den Vater leibhaftig gesehen habe. »Würde ich denn sonst wieder die Treppe

heraufgestiegen sein, das brennende Licht im Kinderzimmer auf den Tisch gesetzt, Sie gerufen und in der Küche Feuer angemacht haben? Es war der Geist meines armen todten Herrn! Darauf will ich noch in meiner Sterbestunde das heilige Abendmahl nehmen . . .«

Die Großmutter und Marianne blieben die Nacht weinend und betend bei einander. Die Mutter sollte von der Erscheinung nichts erfahren, bis sichere Nachricht vom Regiment angelangt.

Die kam nur zu bald. Bei Aspern, an den Ufern der hier vielarmigen Donau und auf der Donauinsel Lobau begann am 21. Mai die blutigste der Schlachten zwischen dem Erzherzog Karl und Napoleon. Ueber 200,000 Mann kämpften auf Tod und Leben gegen einander. Napoleon wollte mit seiner überlegenen Armee die Lobau und Donau bei Kaiserebersdorf überschreiten und jenseits die Oesterreicher gänzlich vernichten. Der Tagesbefehl des Erzherzogs Karl lautete am 21. Mai: Den Feind gänzlich hinter die ersten Arme der Donau zurückzuwerfen, die von ihm erbauten Brücken zu zerstören und das rechte Ufer der Lobau mit der stärksten Artillerie zu besetzen . . . Am mörderischsten wüthet der Kampf um den Besitz der Dörfer Aspern und Eßling. Zehn Mal nehmen Napoleons Truppen Aspern — zehn Mal verlieren sie es wieder. Als die Nacht ihren Schleier über das blutige Schlachtfeld senkt — über Tausende von Todten und Sterbenden — da ist Aspern im Besitz der jubelnden Oesterreicher. Zwei Pferde sind unter dem Vater erschossen — auch der herrliche alte Goldfuchs, das Brautgeschenk der Mutter, der so viele Schlachten muthvoll überstanden. Zum letzten Mal, mit nassen Augen, streichelt sein Herr ihm zärtlich über die glänzende Mähne: »Treues Thier! Willst Du mir Quartier machen?«

Eine furchtbare Nacht folgt auf diesen Schlachttag. Konnte auch die Finsterniß dem Schlachten Halt gebieten — für die todmüden Kämpfer gibt es keine Ruhe. Die wildströmende

Donau kommen brennende Schiffe, schwer mit Steinen beladen, herabgeschwommen. Umsonst suchen die Franzosen sie in ihrem Laufe aufzuhalten — krachend prallen sie gegen die französischen Schiffsbrücken an . . . Die Brücken der Rettung zerschellen in Trümmer. Vergebens füllen die Franzosen die so gerissenen Lücken wieder aus. Immer neue Brander bringen neues Verderben . . .

Kaum röthet sich der Morgen des 22. Mai, so beginnt der Erzherzog Karl die Schlacht auf's Neue durch einen heftigen Angriff auf Eßling. Die Franzosen suchen Aspern durch Sturm wieder zu nehmen. Die Marschalle Lannes, St. Hilaire und Oudinot stürmen wild auf das österreichische Zentrum ein, das der Erzherzog Karl in Person kommandirt, um es zu durchbrechen. Voran der Vater mit seinen badischen Dragonern. Er reitet einen Schimmel — das Vermächtniß seines Freundes Schimmelpfennig. Erst jetzt fällt ihm der Traum seines bangenden Weibes ein. Mit ahnungsvollem Lächeln sprengt er weiter . . .

Die österreichische Artillerie wirft den Heranstürmenden ein mörderisches Feuer entgegen. Umsonst stürzt sich der siegestrotzige wilde Massena in den Kampf . . . Umsonst sprengt der tapfere Lannes von einem Korps zum andern, die Soldaten zum Muth anzufeuern . . .

Bis gegen Sonnenuntergang hält der Vater mit seinen tapferen Badensern im Feuer von mehr als 200 österreichischen Kanonen. Da — im Begriff hinter dem Marschall Lannes, der vom Pferde gestiegen ist, auf einer kleinen Schiffsbrücke über einen Donauarm zu reiten — werden dem Marschall durch eine Kanonenkugel beide Knie zerschmettert. In derselben Minute reißt eine andere Kugel dem Vater das rechte Bein fort. Er hält sich fest an den Hals seines Schimmels, der von Blut überströmt ist. Seine Soldaten führen ihn aus dem Gewühl, heben ihn vom Pferd und betten ihn in einen Graben. Die grauenhafte Wunde nothdürftig mit einem Tuche verbunden,

das Casquet unter dem Kopf, bedeckt mit seinem Reitermantel, liegt der Arme zwei lange, lange Nächte und einen qualvollen heißen Tag hilflos, fast verschmachtend da. Mit welchen Schmerzen und mit welchen Gedanken! Die fliegen unter dem Röcheln der Sterbenden, unter dem Gewimmer der Verwundeten immer und immer wieder über das blutige Leichenfeld hinüber zu einem einst so friedlich schönen Hause in Bruchsal — hinüber zu einer heiß geliebten jungen weinenden Frau in schwarzen Witwenkleidern und zu vier armen kleinen vaterlosen Waisen . . .

Der Tag ist für die Franzosen verloren. Napoleon muß den Rückzug befehlen. Auch sein tapferer St. Hilaire ist geblieben. Tieferschüttert wirft der Kaiser — sonst so blutgewöhnt, so kalt und regungslos beim Anblick seiner Leichenfelder — sich über den sterbenden Lannes. Der drückt ihm zum letzten Mal die Hand und flüstert mit erlöschender Stimme: »Vous allez perdre celui, qui fut votre meilleur ami et votre fidèle compagnon d'armes. Vivez et sauvez l'armée!«

Bis in die Nacht hinein sitzt der besiegte Kaiser einsam — regungslos — tief sinnend auf einem Baumstamm — in Mitten von 50,000 Todten und Verwundeten . . . Als von Eßling herüber seine zertrümmerte Armee an ihm vorüberflieht und den Besiegten verhöhnt und beschimpft, da fliegt ein fremdes Lächeln über das bleiche Marmorgesicht . . .

In der Nacht flieht der Kaiser in einem Fischernachen über die Donau nach Ebersdorf . . .

Ist nicht der todwunde badische Rittmeister, der da so einsam mit seinem reinen Soldatengewissen in dem blutgetränkten Graben dahinschmachtet, beneidenswerth neben diesem fliehenden Kaiser, dem die Furien eines bösen Gewissens unaufhörlich zugellen müssen: Mörder! tausendfacher Mörder! Wie viel Menschenleben und Menschenglück hast Du in diesen beiden Tagen wieder Deinem fluchwürdigen Ehrgeize geopfert!

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Endlich — nachdem der fast Verschmachtete zum zweiten Mal die goldne Maiensonne über das Blut- und Leichenfeld aufgehn sah, findet man den vom Blutverlust ohnmächtigen Vater und bringt ihn mit anderen Verwundeten nach dem nahen Breitenlee in's Pfarrhaus. — Kaum hat der Erzherzog Karl vernommen, daß der auch von ihm persönlich gekannte und geschätzte frühere Stallmeister Bauer seines Bruders Ludwig in Breitenlee schwer verwundet liegt, so sendet er ihm sogleich seinen Leibchirurgus mit 100 Louisd'ors zur Pflege. Dieser Chirurgus allein amputirte in jenen Tagen 600 Verwundete.

Die nöthig gewordene Amputation bestand der Vater anscheinend gut, indem er sein Pfeifchen dabei rauchte. Er konnte sogar noch lange Briefe an die Mutter schreiben, die aber nie bei uns in Bruchsal anlangten. In dem jungen lebensfrischen Herzen erblühte noch ein Mal die Hoffnung auf ein irdisches Wiedersehn. Es ist so schwer, mit 28 Jahren zu sterben, wenn man so viel Lebensglück zurücklassen muß . . .

Aber es sollte nicht sein. Der kalte Brand ergriff die Wunde und am 28. Mai, Abends 10 Uhr — in derselben Stunde, da unsere alte Marianne in Bruchsal des Vaters Schatten sah und die träumende Mutter seinen Abschiedskuß fühlte, verschied er im Pfarrhause zu Breitenlee sanft — mit mildem, hoffnungsvollem Lächeln. Sein letzter Hauch war: »Ich sehe Euch wieder! Lebt wohl!«

Als die Mutter die sichere Todesnachricht erhalten und die Großmutter und Marianne ihr von der geisterhaften Erscheinung berichtet hatten, kam eine wunderbare Ruhe über sie. Wie verklärt sagte sie: »Ich danke Dir, Heinrich, daß Du Wort gehalten und von Deinen Kindern und von mir Abschied genommen hast. Auch ich werde mein Wort heilig halten und Dir über das Grab hinaus die Treue bewahren. Deinem Andenken und unseren Kindern sei hinfort mein Leben geweiht. Dein Geisterkuß wird mir Kraft verleihen!«

Die Mutter hat ihr Wort gehalten.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Bald sandten ihr die Kameraden des Vaters Uniform, seine Uhr und den Rest jener 100 Louisd'ors vom Erzherzog Karl.

. . . Erst nach fünfzehn Jahren durften die Mutter und ich am Grabe des Vaters beten und weinen. Von Wien aus, wo ich am Burgtheater gastirte, fuhren wir am 28. Mai 1834 an der Donau entlang in wenigen Stunden nach Breitenlee hinaus. Der dortige Pfarrer war inzwischen gestorben, aber der alte Messner lebte noch, der den Vater gepflegt hatte. Er konnte sich des jungen blonden badischen Offiziers noch recht gut erinnern, der so gern von Weib und Kindern sprach und selbst auf seinem Schmerzenslager noch heiter scherzte. Der Alte führte uns an einem Riesenhügel vorüber, unter dem 300 gefallene junge Kadetten schlummerten, an ein reich übergrüntes Grab. Dort unten ruht mein Vater mit einem württembergischen und einem französischen Offizier, die zugleich mit ihm in Breitenlee ihren Wunden erlagen.

Ich pflückte von dem Grabe einige wilde Frühlingsblumen und Kräuter und legte sie getrocknet in ein Papier . . . Nach acht Jahren schon konnte ich von dem frischen Hügel der Mutter auf dem alten Friedhofe zu Mannheim die ersten Veilchen brechen und zu den welken Blumen und Blättern legen . . . Drei und dreißig Lenze sah ich inzwischen wieder verblühen . . .

Eine welke Hand rührt in den welken Gräberblumen und Gräsern und Kräutern. Wie lieb die duften: Auf Wiedersehen — bald!

---

2. Die kleine Komödiantin.

Kinderspiel — wie weit! wie weit!
Was das Kinderspiel entfaltet,
Ernstes Leben ernst gestaltet,
— Frühlingsblüt' reift Sommerzeit!

Meine eigenen Erinnerungen werden klarer, lebensvoller. Gestalten und Bilder nehmen bestimmtere Umrisse und Farben an. Ich sehe mich selber vor mir, wie in einem Spiegel.

Ich bin ein wildes, jungenhaftes Linchen, fast noch wilder als die gutmüthigen, geistig früh geweckten, aber unbändigen Brüder Karl und Louis. Ich trage bis zu meinem sechsten Jahre auch Knabenkleider und das lichtblonde Haar kurzgelockt à la Titus. Die Mutter meint, dies Kostüm passe besser zu meiner großen Nase und den knabenhaften Zügen, meinem leichten Gange und der Mobilität in allen meinen Bewegungen. Ich zerrisse überdies schon so sündhaft viele Jungenshöschen und Kaputröcke von derbem Stoffe — wie das erst mit den leichteren Mädchenkleidern werden würde? Das grämt mich wenig. Ich tummle mich mit den Brüdern und ihren Kameraden auf Hof und Straße, auf Speichern und Heuboden, durch Feld und Wald lustig umher und spiele mit ihnen Räuber und Soldat. Ich bin nicht wenig stolz auf meinen Sonntagsanzug von dunkelblauem Tuch mit Spitzenkragen, auf mein dunkelblaues Sammetbarett mit silberner Troddel und meine hellgelben Saffianstiefelchen. Am stolzesten aber bin ich, wenn man mich für einen Jungen hält.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

benen Arm wegspringen, Verlorenes suchen, sogar aus dem Wasser apportiren, ein Stückchen Zucker, auf seine rosige Nase gelegt, in die Höhe schnellen und geschickt auffangen, das breite silberne Serviettenband auf dem Tische zierlich umkippen, um das darunter liegende Krümchen Brod wegzuschnappen, und er kann auf den Hinterbeinen mit mir walzen und galoppiren. Nein, es gibt nichts Liebenswürdigeres als meinen Ami!

Und dann schmettern die Trompeten und rasseln die Trommeln. Die Franzosen ziehen weiter nach Rußland — in den Tod. Der Colonel hebt vor unserer Thür seine Mutter in den Wagen und steigt zu Pferd. Ich halte Ami mit meinen Armen umschlungen und weine bitterlich und küsse ihn immer wieder zum Abschied. Das kluge Thier leckt meine Hände und die Thränen von meinen Wangen. Erst als der Oberst davonsprengt und der Wagen der Mutter sich in Bewegung setzt, wird Ami unruhig. Er winselt und sieht mich traurig — bittend an. Da küsse ich ihn zum letzten Mal und lasse ihn los. Langsam läuft er dem Wagen nach. An der Straßenecke winken der Colonel und seine Mutter noch ein Mal mit den Tüchern zum Abschied. Ami erhebt sich auf den Hinterbeinen und stößt ein klägliches Geheul aus . . . Dann ist Alles verschwunden . . .

Als dann im Dezember 1812 immer grauenhaftere Nachrichten von dem Untergange der Napoleonischen Armee im Eise Rußlands und in den Wellen der Beresina nach Bruchsal gelangen — — als harte Herzen jubeln über dies Gottesgericht, das endlich den himmelstürmenden Trotz und Hohn des Tyrannen Napoleon zerschmettert — — da weint mein Kinderherz bitterlich um meinen armen lieben Ami und den freundlichen Colonel und seine gute Mutter, die wohl mit einander begraben sind unter Rußlands Schnee und Eis — zugleich mit einer halben Million Menschen und hunderttausend Pferden.

Wir Kinder rufen uns auf der Straße das neueste Räthsel zu: »Was bedeuten die vier gestickten N auf den französischen Rockschößen?«

»Nur Nicht Nach Norden!«

Wie wird der junge Lieutenant Schell bei seiner glücklichen Heimkehr aus dem russischen Feldzuge von angstvollen Eltern, Gattinnen, Kindern umringt und mit Fragen bestürmt nach so grauenhaft vielen Nichtheimgekehrten! Fast immer muß er traurig den Kopf schütteln: »Ich habe nichts wieder von ihm gesehn!« Gegenüber dieser qualvollen Ungewißheit ist sogar die Nachricht ein Trost: »Ich sah ihn als Leiche im Schnee liegen!« — Und wie Furchtbares weiß Schell von seinen eigenen Leiden zu erzählen!

Für uns Kinder aber hat das meiste Interesse die Geschichte von dem Napoleond'or, den der Lieutenant als Griff seines Uhrschlüssels an der Petschaftkette trägt. Das klingt so wunderbar märchenhaft.

Napoleon hat in Fässern 16 Millionen in Gold mit nach Rußland genommen. Auf der wilden Flucht brechen die Wagen in Trümmer und, von der grimmigen Kälte geborsten, liegen die Fässer im Schnee. Todmatte halbverhungerte und erstarrte Flüchtlinge schleppen sich vorüber . . . Da leuchtet das brechende Auge noch ein Mal auf — im unsterblichen Golddurste. Gierige Hände raffen das blinkende Gold ein . . . Die goldne Last zieht die kraftlosen Flüchtlinge nur um so schneller in den tiefen Schnee nieder — in den Tod! — Auch Lieutenant Schell füllt seine Taschen mit Goldstücken. Für ihn werden sie zu Rettern. Er hat noch die Kraft, einen bewohnten Ort zu erreichen. Er kann für Schlitten und Pferd, Pelze und Nahrung das Gold mit vollen Händen bieten. So wird er gerettet. Den letzten Napoleond'or trägt er dankbar zum Andenken.

Nach und nach kehren noch einige deutsche Soldaten zurück, die von den Russen gefangen und nach Sibirien geschickt wurden. Daraus erblühen Hoffnungen, die manches Mutterherz mit seiner unendlichen Liebe thränenbethaut bis an's eigene Grab hegt und pflegt. Eine solche Mutter lernte ich nach Jahren in Mannheim kennen: Gräfin Oettingen!

Aber neue lustige bunte Truppendurchzüge und Einquartierungen verwischen bald diese traurigen Bilder und meine Kinderthränen um Ami. Polnische Ulanen und österreichische Artilleristen, böhmische und ungarische Nobelgarde, langbärtige Russen, blitzäugige, phantastisch gekleidete Mamelucken, schlanke geschmeidige Tscherkessen und kleine häßliche Kosacken lösen einander in unserem Hause ab. Ja, da gibt es für die neugierigen Kinderaugen immer wechselnde lachende Bilder.

Ein österreichischer Adjutant kommt im vollen Regen in's Quartier und stellt sich sogleich, ohne nur ein Uniformstück abzulegen, an den Tisch, um schnell einen Rapport zu schreiben. Aber fortwährend fallen große Tropfen auf sein Papier ... »Donnerwetter, is dös a Quartier, a so schönes Haus und doch tröpfelt's am lichten Tag durch die Decken!« — Grollend schaut er hinauf zur Zimmerdecke — er sieht zu seiner Verwunderung weder Riß noch nasse Stelle, aber auf seine Nase fallen neue Tropfen nieder. Fluchend schiebt er den Tisch in eine andere Ecke der Stube — umsonst! Es tropft wieder auf's Papier. Länger halten wir Kinder unsere Weisheit nicht zurück. Lachend zeigen wir auf den Kopf unseres Gastes ... Dem geht endlich ein Licht auf und gedankenvoll schüttelt er sein würdig Haupt, daß ein förmlicher Regen ihn rings umzittert. Noch gedankenvoller nimmt er seine Kopfbedeckung ab, schaut sie sinnend an und spricht das große Wort: »Deixel, dös is also mein Czako, dös so tropft. Dös kummt von zu nassem Fruhstuck!«

Dies geflügelte Wort blieb den Brüdern und mir unvergeßlich. That Einer in der Zerstreutheit etwas recht Dummes, so hieß es gleich: »Deixel, dös is mein Czako, dös so tropft. Dös kummt von zu nassem Fruhstuck!«

Ein junger böhmischer Offizier spielt Tag und Nacht auf seiner Flöte die schmachtendsten Weisen. Die holde ferne Marianka nimmt sein Sinnen und Trachten so ganz ein. Ob dies

zärtliche Herz auch aus dem eroberten Paris alle geflötete Sehnsucht nur nach Leitomischl dirigiren wird? Glückliche — unwissende Marianka!

Unser Kinderstolz ist ein prachtvoller russischer Fürst, der mit einem glänzenden militärischen Gefolge und einem Troß von Köchen und Bedienten in unserem Hause in Quartier liegt. Da wird gekocht und gebraten und für die leckeren Kindermäulchen fällt manch fetter Bissen ab. Den ganzen Tag über surrt der große silberne Samovar und duftet der echte Karavanenthee. Der wird in großen dunkelblauen goldverzierten Tassen servirt — wahren Riesen von Tassen, wie ich sie erst nach Jahren in Petersburg wieder sehen sollte.

Schwester Lottchen hat das fürstliche Vaterherz so ganz gewonnen, daß der Fürst sie durchaus mit nach Rußland nehmen und seinem einzigen jungen Sohne vermählen will. Doch die Mutter bleibt standhaft bei den glänzendsten Verheißungen.

Hurrah! Die Kosacken sind da. Die kleinen häßlichen — lieben närrischen Kosacken mit ihren wilden Bärten und flinken zottligen Pferdchen. Die gutmüthigsten und zärtlichsten Kinderfreunde. Die haben alle Bruchsaler Kinderherzen im Sturm genommen. Sie sind so possirlich und zutraulich und machen uns Kindern so gern eine Freude. Mögen sie sich auch — wie Schwester Lottchen entrüstet behauptet — nie waschen und die ihnen gespendete Seife sogleich mit dem größten Behagen aufschmausen, wie wir selber staunend sehen — das trübt unsere Freundschaft nicht. Verstehen die Armen auch kein Wörtlein Bruchsalsches Deutsch und wir keine Silbe Kosackisch, — wir unterhalten uns doch prächtig mit einander. Sie nehmen uns auf ihre wilden mageren Pferde und im Galopp jagen wir durch die Straßen und schwenken die Mützen und rufen jubelnd: »Hurrah! Hurrah! Die Kosacken sind da!« — Unsere bärtigen Freunde ziehen dabei ihre breiten Mäuler vor Vergnügen lachend noch breiter — fast unmöglich breit und schmettern ihr bestes Kosackisch in unsern Jubel hinein.

Und wie revangiren wir Kinder uns für das Vergnügen, das die lieben Kosacken uns machen! Wir mausen den Müttern aus Speisekammer und Keller Mehl und Eier und Butter und Speck und Wein und Rum und Schnaps und — Talglichte und schleppen Alles den ewig hungrigen und durstigen Kosacken in die Küche der Kaserne. Die backen dann wundersame Eierkuchen, die sie redlich mit uns theilen. Wie schmecken die doch um so viel köstlicher, als Mariannens Meisterwerke der Pfanne! Nur an die Talglichte können wir uns nicht gewöhnen, die unsere Freunde zum Dessert mit Hochgenuß hinabschlucken. Ja, es kommt uns wohl gar ein gewisses unheimliches Gefühl, wenn wir diesem Schmause nur zuschauen. Verwundert und mitleidig schütteln die Kosacken ihre Zottelköpfe über diesen erstaunlichen Mangel an gastrosophischer Finesse. Après-diner, wenn auch das Getränk seine beseligende Wirkung ausgeübt hat, — wie wirbeln da die krummen Kosackenbeine in den rothen Stiefeln und faltigen blauen Hosen und die geschwenkten Arme mit den schnalzenden Schmutzfingern und die langen blauen Kaftane in der Küche herum, daß die Fensterscheiben klirren und die Töpfe und Schüsseln von den Gesimsen herabhüpfen . . . Nach Jahren sah ich in Berlin die gefeierten Tänzerinnen Desargus und Galster in blausammtenen, pelzverbrämten Kostümen mit den graziösesten Pas ihre Kosackentänze tanzen — aber: »Luise, Deine Limonade ist matt!«

Tiefbetrübt geben wir Kinder unseren abziehenden Kosacken das Geleit bis vor die Thore Bruchsals. Sorgenvoll zählen die Eltern ihre Kinder und ihr Silberzeug, wie viel davon die Kosacken mitgenommen. Die Kinder bleiben ziemlich vollständig, aber des Silberzeugs wird nach jeder Einquartierung immer weniger. Und daran sind zu unserem Kinderstolz nicht nur die Kosacken Schuld. Das spürt auch der einst so reiche Silberschrank der Mutter, der noch von dem seligen Landkammerrath Stockmar und dem Hofchirurgen Ramdor stammte.

Am glänzendsten ist aber das buntbewegte Kriegsleben in

dem großen, prächtigen Schlosse zu Bruchsal. Einst eine üppige Bischofsresidenz, ist es seit 1801 der Witwensitz der herrlichen Markgräfin Amalie. Ein selten-reiches Fürsten- und Frauenleben, — reich an strahlender Freude, aber doch noch reicher an Schmerzen!

Sie ist eine Tochter des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt. Ihre geistvolle, schöne Schwester Luise Auguste ist die Gemalin Karl August's von Weimar und die leuchtende Muse eines Goethe, — von ihm besungen:

Es weilt so hoch, es blinkt so schön
Wie droben jener Stern!

Eine dritte Schwester, Friederike Luise, wird die unglücklichste Königin von Preußen, Gemalin Friedrich Wilhelm II., die einer Madame Rietz-Lichtenau weichen muß. Die vierte Schwester stirbt in blühender Jugend als Großfürstin Paul von Rußland — man sagt: an Gift.

Prinzessin Amalie heirathet den liebenswürdigen Erbprinzen, Markgrafen Karl Ludwig von Baden. Es ist die glücklichste Ehe. Drei wunderschöne Töchter sind berufen, drei stolze Throne zu schmücken: die Kaiserin Elisabeth von Rußland, die Königin Friederike von Schweden und die Königin Karoline von Bayern. Zwei andere Töchter vermählen sich dem Großherzoge Ludwig II. von Hessen und dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Braunschweig. Ihr einziger Sohn, Prinz Karl, wächst blühend heran — eine Hoffnung für den Thron von Baden. Eine Tochter, Amalie, bleibt unvermält bei der Mutter.

Aber das Unglück reitet schnell: Im Jahre 1801 besuchen die glücklichen Eltern ihre jüngst verheiratheten Töchter Elisabeth in Petersburg und Friederike in Schweden. Am 16. Dezember nehmen sie von der Königin Friederike im Schlosse Gripsholm Abschied, um das Weihnachtsfest in Karlsruhe zu verleben. Wenige Stunden später schlägt der Schlitten des Markgrafen so heftig um, daß dieser nur als Leiche nach Baden zurückkehrt.

Und jetzt trifft Schlag auf Schlag das arme Mutterherz. Die Herzogin von Braunschweig muß vor Napoleon aus ihrem Lande fliehen und stirbt in Schweden — in der Verbannung. Deren Gatte, Herzog Friedrich Wilhelm, fällt bei Quatrebras. König Gustav Adolf IV. und Königin Friederike von Schweden werden mit ihren Kindern 1809 von ihrem eigenen Volke aus dem Lande getrieben und finden nirgends Schutz, als am Mutterherzen der Markgräfin Amalie. Und dies arme Herz und thränenmüde Auge muß dann noch ihren einzigen Sohn, den ritterlichen Großherzog Karl von Baden, und dessen beide Söhnchen, die Hoffnungen des Landes, und fast alle ihre Töchter und Schwiegersöhne vor sich in's Grab sinken sehen!

Eine hohe schlanke, vornehme Erscheinung, um die grauen Locken schwarze Schleier, mit feinen blassen welken Zügen und matten blauen Augen, denen man ansieht, daß sie schon viel geweint haben, — über Gesicht und Haltung eine unbeschreiblich rührende Müdigkeit ausgegossen — — so steht die Markgräfin-Witwe in meinen Kinder-Erinnerungen vor mir. Ganz Bruchsal verehrt sie als seine Wohlthäterin.

Und zu dieser Witwe eilen die glänzendsten Herrscher Europa's, ihr Ehrfurcht zu zollen.

Voran der Kaiser Napoleon. In tiefe Trauerkleider gehüllt, im bleichen Antlitz den Schmerz der Niobe um ihre hingeschlachteten Kinder und doch in Haltung und Ton und Worten die hohe Würde einer edlen deutschen Landesmutter — empfängt die Markgräfin-Witwe von Baden den Henker Deutschlands. Und er beugt sich tiefer vor diesem Schmerz und dieser keuschen Frauenwürde, als vor einer siegreichen regierenden Kaiserin. Nur drei Fürstinnen haben dem korsischen Advokatensohne so zu imponiren gewußt: Königin Luise von Preußen — Großherzogin Luise Auguste von Weimar — und deren Schwester von Baden.

Ganz Bruchsal harrt bald noch erwartungsvoller vor dem Schlosse. Die Großmutter und Mutter haben durch den Oberst

von Heimrot das Fenster eines Seitenflügels eingeräumt erhalten. Ich trample jauchzend auf dem Fensterbrett herum, gehütet von Marianne's Händen. Schwester Lottchen steht sinnend neben mir. Die Brüder tummeln sich draußen unter der Menge herum ... Da rollt eine goldblitzende Hofequipage mit sechs wunderschönen milchweißen Pferden heran, vorauf die sammtjackigen flinken Laufer der Markgräfin. Wie die Feenkönigin entsteigt dem Wagen eine hohe leuchtende Frau, über das weißatlassene goldgestickte Unterkleid purpurrother Sammet mit langer goldrauschender Schleppe, um das funkelnde Diamanten-Diadem und die nachtdunklen Locken einen duftigen golddurchwebten Schleier. Mit bezaubernder Anmuth und Hoheit schwebt sie leicht und schnell die Marmorstufen hinauf und umarmt herzlich — ehrfurchtsvoll die verwitwete Markgräfin ... Es ist die strahlende Kaiserin Josephine von Frankreich — — bald die trauernde Verstoßene von Malmaison ...

Durch die blühenden Baumgänge des weiten alten Schloßgartens wogt und schimmert es heran — wunderschöne leuchtende Frauen — glänzende Kavaliere — liebliche Kinder — lachend — plaudernd — spielend ... Das sind die Kinder und Enkel der Frau Markgräfin, die sich alljährlich um die gütigste Großmama sammeln. Der schlanke stattliche Mann, der da am heitersten plaudert und scherzt und lacht, ist der Kaiser Alexander von Rußland, der erste Kavalier und Causeur seiner Zeit, am Arme der graziösen und geistsprudelnden Großherzogin Stephanie von Baden, der Adoptivtochter des Kaisers Napoleon. Der leutselige König Max Joseph von Baiern mit dem guten bürgerlichen Gesicht und dem behaglichsten Lächeln führt seine Schwägerin, die hoheitsvolle milde Kaiserin Elisabeth von Rußland. Die Frau Markgräfin stützt sich auf den Arm ihres rosigen Enkels, des Kronprinzen Ludwig von Baiern. Die schönste von allen Frauen ist aber die Königin Friederike von Schweden, mit den herrlichen dunklen Locken, den feinen wehmüthigen Zügen und den großen tiefblauen Augen, die so

eigen leuchten, wie unter Thränen — die schönste und die traurigste . . .

Und glänzende Feste durchrauschen das prächtige Schloß und den blendend illuminirten Garten, den hohen Gästen zu Ehren.

So erscheint uns Kindern der Witwensitz der Markgräfin Amalie wie ein Märchenschloß. Es betreten zu dürfen, ist unsere höchste Sehnsucht — mein vielbeneidetes Glück.

Ich habe im Schlosse eine freundliche Gönnerin, die gute »Base Gretel«, Tante meiner Wärterin. Als Silberdienerin der Markgräfin bewohnt Base Gretel im vierten Stock des Schlosses ein behagliches getäfeltes Zimmer mit freiem Blick über das wogende Baumgrün des Schloßgartens. Dies Zimmer mit seinen vielen altmodischen Nippes und verschnörkelten Möbeln, einer Spieldose, zu deren verschollenen Melodien eine französische Reifrockschäferin mit ihrem zierlich frisirten und gepuderten Amyntas auf den porzellanenen Zehenspitzen eine Menuette tanzt, — mit der großen rothgedruckten Bilderbibel und den immerblühenden Rosen sind meine Wonne. Zuerst trägt mich meine Wärterin die vielen Treppen hinauf — später klettere ich fast täglich allein in die Höh. Base Gretel hat mich in ihr einsames altes Herz geschlossen. Alle ihre Herrlichkeiten und theuren Andenken aus verblaßter Jugendzeit kramt sie vor mir aus zum Spielen und ein kleines, mit Buchsbaum kunstvoll ausgelegtes Spiegelschränkchen spendet auch regelmäßig irgend eine Leckerei. Am Osterfest nach der Kirche erwartet Base Gretel mich und die Geschwister und meinen liebsten Gespielen Gustav freundlich im knospenden Schloßgarten. Da hat der Osterhase die köstlichsten rothen und blauen und gelben Eier in die hohen alten Buchsbaumhecken mit dem betäubenden Frühlingsduft und in die blühenden Nestchen von Leberblumen und Krokos gelegt. Schmetterlinge gaukeln und Bienen summen fröhlich über den ersten Blumen und Base Gretel wird wieder jung mit uns jubelnden Kindern . . .

Welch ein Fest, wenn ich in Abwesenheit der Markgräfin an Base Gretels Hand das ganze große Schloß mit seinen weiten Marmor- und Spiegelsälen und vergoldeten hundertjährigen Prunkgemächern durchwandern darf. Der eine weiße Marmorsaal mit den goldenen Kapitälen und mythologischen Deckengemälden ist so groß, wie die Reitbahn in der Dragoner-Kaserne. Wenn ich in dem Spiegelsaal mich umschaue, lachen mich hundert verwunderte Kaputrock-Linchen an und hundert vergnügte nickende Flügelhauben der Base Gretel, von denen jede Riesentolle ein artiges Kinderhäubchen abgeben könnte. Ein anderer Saal ist mit farbenprächtigen Gobelins behängt, welche die Irrfahrten des göttlichen Dulders Odysseus vor Troja — bei den Cyklopen — bei der Nymphe Kalypso und der herrlichen Königstochter Nausikaa darstellen. Daran schließen sich die Abenteuer des jungen Telemach. — Heimlich zieht Base Gretel eine große Flötenuhr auf und freut sich, wenn ich zu ihren französischen Tanzmelodien so leicht wie eine Bachstelze dahinhüpfe . . .

Das entzückendste von allen Wundern des Schlosses aber bleibt doch: die Geistertreppe und das Spukzimmer. Wie lauschte ich schon auf dem Arm meiner Wärterin, wenn die Kindermägde sich geheimnißvoll erzählten: »Es spukt im Schlosse! Die weiße Frau und noch sonst etwas viel Schlimmeres!« — In der Dämmerung der Frühlings- und Sommerabende sitzen wir Kinder auf den Trittsteinen vor den Hausthüren und vertrauen uns gruselnd an: »Es hat über Nacht wieder im Schlosse gespukt!« — Ach, wie stolz ist dann das Linchen, daß sie von allen Kindern allein die Spuktreppe und das Spukzimmer des Schlosses betreten hat.

Immer will Base Gretel an der geheimnißvollen Treppenthür im Winkel des rechten Schloßflügels vorübergehn — aber immer bettle und schmeichle ich so lange, bis sie öffnet. Geheimnißvoll — wonnig durchschauert — steige ich an Base Gretels Hand und fest an sie geschmiegt eine schmale dunkle

Treppe hinab. Wie dumpf jeder, auch der leiseste Tritt wiederhallt! Noch eine Thür wird geöffnet — wir stehn im Geisterzimmer. Ein müdes Licht fällt durch die dicht zugezogenen purpurrothen Gardinen. Das Täfelwerk der Wände ist dunkelgebräunt. Wie das knistert und bohrt! Das ist der Holzwurm, der da ungestört und unermüdlich bei Tag und Nacht in dem Getäfel und den schweren hundertjährigen Möbeln mit dem verschossenen rothen Seidenbezuge arbeitet. An den Wänden herum — unter jedem Stuhl und Tisch zeugen gelbweiße Mehlhäufchen von des Holzwurmes unverkümmertem Fleiße. Auf einer Console steht eine schwarze Marmoruhr — die goldnen Zeiger unbeweglich auf Mitternacht — stumm — todt! Dort in der Ecke das riesige Himmelbett mit den rothen Vorhängen und rothen Polstern — so schreckensvoll, wie das Hochgericht. Und sieh', Linchen, in den Polstern den Druck, als ob sich hier noch so eben ein schlummernder Menschenleib einschmiegte — lege die Hand hin, das Bett muß noch warm sein — — und dort, o Grauen! vor dem Lager auf den eichenen Dielen ein großer schwarzer Fleck — — das ist Blut — — Menschenblut!

Horch! Hörst Du auf der Treppe die schweren schleichenden Tritte? Die Stufen knacken — ein Schwert stößt an und klirrt — ein leiser dumpfer Fluch — geheimnißvoll dreht sich der Schlüssel im Schloß — rasselnd springt die Thür auf — bewaffnete bischöfliche Meuchelmörder stürzen herein und auf das Bett zu — ein heller Angstschrei — kurzes Ringen — Verwünschungen — dumpfes Stöhnen . . . Der fremde Gesandte, der des Bischofs lichtscheues Geheimniß weiß, ist ermordet . . .

Zitternd berge ich mein Gesicht in Base Gretels Rockfalten. Meine rege Kinderphantasie hat alle Schrecken, die sich nach den Erzählungen der Bruchsaler allnächtlich auf der Spuktreppe und im Geisterzimmer wiederholen sollen, vor mir verkörpert. Base Gretel schleppt mich geschwind in's goldene Tageslicht zurück und gelobt, nie wieder mit mir einen Schritt in die Spukregionen zu setzen — — — um schon

bei unserer nächsten Schloßwanderung ihr Gelübde meinem Schmeicheln zu opfern.

. . . Viele Jahre gingen vorüber. Die Frau Markgräfin und Base Gretel waren gestorben und das schöne Schloß zu Bruchsal zu Regierungsbureaux und Beamtenwohnungen eingerichtet. Im Jahre 1846 wohnte in jenem Geisterflügel der Schwager meines Bruders Karl, Oberst von Hinkeldey, der mit seinem Regiment von Mannheim nach Bruchsal versetzt war. Man neckte ihn mit dem Spukzimmer. Als beherzter, vorurtheilsfreier Mann, der so oft über Kaiser Napoleon gespottet, weil dieser im Schlosse zu Rastatt Nachts Badens unglückverkündende »Weiße Frau« gesehen haben wollte und darum sogleich das Geisterschloß räumte, — und um dem Gerede für immer ein Ende zu machen, ließ der Oberst jenes Zimmer zu seinem Schlafgemach einrichten. Aber er hat nur die ersten Nachtstunden drin zugebracht. Am Morgen fanden die Töchter ihn erschöpft auf dem Sopha des Wohnzimmers ruhen. Er befahl sogleich, die Eingänge zur Spuktreppe und zum Geisterzimmer mit Brettern zu verschlagen und zu vernageln. Er hat jene Räume nie wieder betreten. Auf alle Fragen schüttelte er nur verdüstert den Kopf: »Fragt mich nicht. Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, Horatio, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt!«

* * *

Doch zurück zu den harmlosen Kindertagen und frohen Kinderspielen.

Das Schloß zu Bruchsal sollte für mich bald eine erhöhte Bedeutung gewinnen. Meine kleine Person war berufen, in den so oft bewunderten Gesellschaftsräumen der Frau Markgräfin wenigstens für einen Abend als »kleine Komödiantin« eine gewisse Hauptrolle zu spielen, wenn auch keine sehr erbauliche.

Ich hatte zwei Titel: »Großnase« und »kleine Komödiantin«. Der erste demüthigte mich gar nicht, der zweite erfüllte mich mit Stolz. Ich erwarb ihn mir schon sehr früh.

Mein »erster theatralischer Versuch« datirt aus der glücklichsten Zeit, da ich noch auf der Mutter Schooß saß. — Schwester Lottchen und die Brüder hatten auf einem Marionetten-Theater den »Verlorenen Sohn« — »Die goldene Mausefalle« — und »Die heilige Genofeva« gesehn. Das letztere Stück hatte sie so gerührt, daß sie es uns zu Hause selber vorspielten. Lottchen gab die schöne unglückliche Genofeva mit aufgelösten Haaren, Louis den Grafen, Karl mit einer wahren Wuth den Bösewicht Golo. Die Großmutter, die Mutter, Marianne, die große weiße Katze und ich waren das Publikum des ersten und zweiten Platzes. Mimi erwies sich aber als die undankbarste Zuschauerin, denn sie schlief schnurrend ein. Marianne war so gerührt über die Leiden des geliebten, frommen Lottchen und so indignirt über die Niederträchtigkeiten des armen Karl, daß sie den ganzen Abend über in Thränen schwamm und dem Karl mehrere Tage hindurch nicht wieder gut wurde. Ich saß da, ganz Auge und Ohr. Eine neue entzückende Welt ging vor mir auf. Bei den leidenschaftlichsten Hauptaktionen strampelte ich mit Händen und Füßen und kreischte mit Golo-Karl in die Wette. Als aber am Schluß der bleiche Graf Louis, vom Bösewicht Golo mit einem Lineal erstochen, am Boden lag und Genofeva sich kaum von der theuren Leiche erhoben hatte — da strampelte ich eilig vom Schooß der Mutter herab und warf mich — wie ich es von Lottchen gesehen hatte — mit ausgebreiteten Armen über Louis und schrie immerfort: »O, ich unglückselges Weib!«

Von jetzt an war der Großmutter großer weißer Haubenkopf vor mir nirgends mehr sicher. Ich schleppte ihn in einen Winkel, kostümirte ihn mit der Großmutter Hauben und Tüchern oder mit den Mützen und Jacken der Brüder und führte die wundersamsten Scenen und Dialoge mit ihm auf — bis

der unglückliche Haubenkopf einst vom Stuhl fiel und sich die Nase und obenein das Genick brach.

Als ich aber gar von einer kleinen Wandertruppe Holbergs »Politischen Kannengießer« und eine Pantomime: »Des Großvaters Geburtstag« und auf dem Schloßplatz einen zauberhaft kostümirten Seiltänzer springen sah — da war die kleine Komödiantin völlig außer Rand und Band und nicht wenig stolz darauf, daß man ihren Produktionen so viel Theilnahme schenkte.

Herrschte Trübsinn im Hause, so riefen die Brüder gewöhnlich: »Komödiantin, spiele uns etwas vor!« — und die kleine Komödiantin gab sich alle Mühe, die Traurigen zu erheitern. — Wenn bei Kaffeevisiten die Unterhaltung stockte, hieß es: »Linchen, tanze!« und freudestrahlend that ich mein Bestes. Einen Stock als Balancirstange nach Art der Seiltänzer haltend, stellte ich mich auf eine Ritze des Fußbodens, und hin und her ging es auf dem Pseudo-Seil mit den zierlichsten Pas . . . Eine alte Dame, die einst diese Seiltänzersprünge sah, hielt mich für — behext und schlug das Kreuz vor mir. Erst meine, der Kammerjungfer abgelauschten Lieder: »In einem Thal bei armen Hirten« und »Willst Dich, Hektor, ewig von mir wenden«, welche ich rein und wohlklingend singen konnte, vermochten sie etwas zu beruhigen.

So sah mich der Oberst Heimrot, der als des Vaters Regiments-Kommandeur stets ein treuer Freund unseres Hauses blieb und zu den Tarok-Partien der Mutter gehörte, einige Mal tanzen. Sogleich bestürmte er die Mutter: mich nach Paris zu senden und dort von Vestris zur Tänzerin ausbilden zu lassen. Ich habe die für eine Solotänzerin in erster Reihe erforderliche angeborne Grazie, die keine Kunst erzielen könne, und ein ungewöhnliches pantomimisches Talent . . . Die Mutter wollte nichts davon wissen und Schwester Lottchen sagte mit frühreifer Entschiedenheit stets, wenn wieder die Rede auf dies Projekt kam: »Nein, Lina soll nicht für Geld vor fremden Leuten tanzen und springen!«

Oberst Heimrot war der liebenswürdigste Gesellschafter und seiner geselligen Talente wegen in ganz Bruchsal und besonders auch von der Frau Markgräfin sehr geschätzt. Er war unermüdlich, Dilettanten-Konzerte, Liebhaber-Theater, Tanzkränzchen, Landpartien und andere Feste zu arrangiren und dadurch den freundlichsten geselligen Verkehr zwischen Militär und Civil, Adel und Bürgerschaft herzustellen.

Residirte die Markgräfin in Bruchsal, so war Oberst Heimrot bei allen Hoffesten der unerschöpfliche Maitre de Plaisir. Wer Talent und Bildung besaß, wurde zu diesen angenehmen Abendunterhaltungen im Schlosse herangezogen und mußte nach Kräften mitwirken.

Meine Mutter spielte vortrefflich Guitarre, Oberst Heimrot war ein Virtuos auf der Flöte. Beide hatten einst für ein kleines Hofkonzert ein Duo eingeübt.

Die Mutter präludirt gewandt auf ihrer Guitarre — Heimrot setzt die Flöte an die gespitzten Lippen . . . aber, wie er einfallen soll, kann er seinem Instrument keinen Ton entlocken. — Die Mutter beginnt ihr Präludium von vorn — Heimrot setzt zum zweiten und zum dritten Mal die Flöte an — umsonst! Sie bleibt tonlos.

Da verneigt der tapfere Oberst sich tief vor der Markgräfin und sagt: »Hoheit! Was dem Donner der Schlachten nie gelungen ist, bewirken hier die mildesten und gnädigsten Augen meiner Herrin. Die Angst vor einer Niederlage hat mir total den Athem geraubt. Ich bin besiegt und bitte um Gnade!«

Die Markgräfin lächelt gütig: »Mein Herr Oberst, Sie sollen in acht Tagen Revanche haben. Wir freuen uns darauf, dann von Ihnen und der Frau Rittmeisterin besiegt zu werden!«

Und beim nächsten Konzert ging das Flöten- und Guitarren-Duo brillant.

Dieser Oberst Heimrot hatte der Frau Markgräfin so viel Wunderdinge von meiner ungekünstelten Tanzkunst erzählt, daß die hohe Frau neugierig wurde und mich zu sehen wünschte.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Bei der nächsten Soiree im Schlosse mußte also die Mutter mich mitbringen.

Ich war selig über mein neues Jungenkostüm von grünem Percal mit weißen Höschen. Ich küßte auch der Frau Markgräfin zierlich die Hand, wie die Mutter es mich gelehrt hatte, ließ mir von ihrer weichen Hand die hellen Locken gern aus der heißen Stirn streichen und die süßen Leckerbissen vortrefflich schmecken. Ich war das artigste Linchen von der Welt. Als aber der Oberst Heimrot mich zum Tanz vorführte — da ward ich wie besessen. Ich warf mich über einen Sessel und strampelte mit Händen und Füßen deckenan und schrie, wie am Speer: »Ich tanze und springe nicht für Geld vor fremden Leuten — mein Lottchen hat's gesagt!« — Und dabei blieb ich, mochte die Mutter auch ihre ganze Strenge entfalten und mir heimlich ein Paar Klapse und Kopfnüsse appliciren — mochte der Oberst Heimrot mit seiner grimmigsten Miene mich bei den Schultern packen und auf die Füße stellen — mochte die Frau Markgräfin mir auf's Gütigste zureden und Leckereien und Spielsachen versprechen ... Das unartige Linchen zeigte sich im vollsten Glanz und behielt seinen Trotzkopf, bis die tiefbeschämte Mutter mich mit einem fühlbaren Denkzettel nach Hause schickte. Dort weinte ich dann untröstlich: vor Scham über meine Ungezogenheiten, die der Mutter die Freude des Abends verdorben hatten, — vor Reue über das verlorne Vergnügen, das ich mir selber so muthwillig und kindisch zerstört hatte.

Ja, schon das Kinderherz hat seine geheimnißvollen Dörnchen, die zu gefährlichen Stacheln für das ganze Lebensglück heranwachsen, wenn eine kluge und liebevoll energische Hand sie nicht bei Zeiten ausbricht. Diese Hand hatte meine Mutter. Ich küsse sie noch im Grabe dafür. —

Einst machte der Oberst Heimrot mit meiner Mutter im Garten seine Partie. Während er die Karten in der Hand hielt, setzte sich auf sein Herz-Aß ein rothes Marienwürmchen.

Das glühte wie ein Blutstropfen, dem Herzen entquollen. Der Oberst, bei aller Tapferkeit abergläubig wie sein Idol Napoleon, wurde blaß und ließ die Karten fallen. Lebhaft sagte er: »Meine Damen, ich sterbe noch in diesem Jahr, von einer Kugel in's Herz getroffen. Wenigstens ein schöner Soldatentod. Denken Sie an diese von mir verlorne Partie!«

Oberst Heimrot, ein natürlicher Sohn des kurfürstlichen »Schwammhannes« von Hessen, fiel am 30. August 1813 bei Teplitz-Kulm, von einer Flintenkugel mitten in's Herz getroffen. Man sagt, seine eigenen Soldaten hätten ihn erschossen, wegen seiner Vergötterung Napoleons.

Nach der Schlacht ritt Friedrich Wilhelm III. von Preußen über das Leichenfeld. Als er den todten Oberst Heimrot sah, wandte er sich unwillig ab und sagte zu seiner Umgebung: »Immer ein mauvais sujet gewesen. Liebte den Korsen und den Marschallstab mehr als sein Vaterland!«

Ob das Weltgericht der Weltgeschichte dies harte Wort bestätigt? — Meinen Eltern und uns Kindern war Oberst Heimrot stets ein aufrichtiger Freund.

* * *

Bald nach meinen Ungezogenheiten vor der Frau Markgräfin machte ich den schlimmsten — ja, gefährlichsten Jungenstreich mit.

Zur Feier des großen Sieges bei Leipzig brannten auf allen Bergen Feuer. Da durften »wir Jungen von Bruchsal« natürlich nicht zurückbleiben. In der Nähe der Scheunen vor dem Heidelberger Thore veranstalteten wir ein solennes Siegesfeuer. Niemand war eifriger, Stroh und Reisig herbei zu schleppen, als Linchen. Welch ein Jubel, als die Flamme hoch aufloderte! Wir faßten uns an die Hände und tanzten herum den Ringelreihen, singend das neuste Volkslied:

Napoleon der mußte retiriren
Hin nach Frankreich ohn' Strümpf' und ohne Schuh'!

Aber — o Entsetzen! — plötzlich stand ein naher Strohhaufen in hellen Flammen. Umsonst waren alle unsere Versuche, zu löschen. Wir verbrannten uns Hände und Kleider. Als gar eine Scheune Feuer fing, liefen wir voll Angst in die Stadt zurück und verkrochen uns auf dem Hausboden. Aber das Strafgericht ereilte uns doch.

Drei Scheunen waren niedergebrannt. Eine großartige Untersuchung wurde angestellt. Viele Knaben wurden zu Gefängniß verurtheilt. Voran meine Brüder als »Anführer« zu acht Tagen. Das kleine dumme Mädchen ließ man durchschlüpfen. Aber die Mutter hat's mir eingetränkt.

Die Brüder saßen im Nord- und Südthurm der Thore von Bruchsal. Da war es wenigstens hell und luftig. Eine ganze Woche lang wanderte ich nun nach dem Nord- und Südthurme. Hinein durfte ich nicht, aber von außen hinaufsprechen und Obst und Brod für die armen Sünder abliefern.

Da stand ich denn zuerst am Nordthurm: »Louis! wie geht's Dir da oben?« — Ein feines blasses Gesicht sah zum vergitterten Fenster heraus: »Ganz gut, Linchen!« — »Hast Du Hunger?« — »Nein! gib es dem Karl, der hat immer Hunger; lebe wohl! grüß' die Mutter.«

Dann eilte ich nach dem Südthurm: »Karl, wie geht's Dir in Deinem Krähennest?« — Das runde, sonst so übermüthig lustige Gesicht meines ältesten Bruders sah wehmüthig nieder. »Nicht gut, Lina.« — »Willst Du Obst und Brod?« — »Gewiß! ich habe Hunger,« — und der Wärter trug ihm meine Schätze hinauf . . .

Dieser letzte wilde Jungenstreich bestimmte die Mutter, mich in zähmende Mädchenkleider zu stecken und auf einige Monate von den unbändigen Brüdern zu trennen. Mit sicherer Gelegenheit wurde ich nach Karlsruhe geschickt. Eine Freundin meiner Mutter nahm mich gastlich in ihr Haus auf. Ich erhielt bei dem Tanzmeister Richard Unterricht in den neuesten Tänzen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Des guten Tanzmeisters flinke Fiedel war wohl noch nie so sehr von kleinen Tänzerinnen in Anspruch genommen, wie zu dieser Zeit. Es stand ein seltenes Kinderfest bevor. Die Frau Markgräfin wollte auf Wunsch ihrer Tochter Elisabeth, Kaiserin von Rußland, die in Karlsruhe zum Besuch und eine große Kinderfreundin war, ihren lieblichen Enkelinnen, Prinzessinnen Cäcilie und Amalie von Schweden, im Schlosse einen fröhlichen Kinderball geben. Alle vier- bis zehnjährigen Töchterchen von Offizieren, höheren Staatsbeamten und sonstigen Honoratioren von Karlsruhe waren eingeladen. Die größeren Mädchen übten die Tänze als Herren ein. Durch die Generalin von Freistedt erging noch in den letzten Tagen vor dem Fest auch an mich eine Einladung. Wer war glücklicher als ich!

»Aber Linchen hat ja kein Ballkleid!« — dies Bedenken hätte fast meine ganze Freude zerstört. Doch ich wußte Rath. »Ich habe zu Hause ein wunderhübsches Jungenkostüm, das ich schon ein Mal im Schlosse zu Bruchsal vor der Frau Markgräfin trug. Der Kittel ist von grünem Percal, dazu weiße Höschen und eine lange grüne Atlasschärpe — das wird mir die Mutter schicken. Da bin ich ein wirklicher kleiner Herr unter den Tänzern, Herr Richard sagt auch, ich tanze am besten von allen Mädchen als Herr . . .« Und die Mutter schickte mein Jungenkostüm und dazu funkelnagelneue grüne Atlasstiefelchen. Ich war selig. Etwas Schöneres, als diese Stiefelchen, gab es auf der ganzen Welt für mich nicht. Ich küßte die reizenden Grünen, nahm sie zärtlich in den Arm, wie eine Puppe, und tanzte so jubelnd durch's Zimmer. Wenn die andern kleinen Tänzerinnen in den letzten Tanzstunden bei Richard mit ihren neuen prächtigen Ballkleidern prahlten, dann sagte ich triumphirend: »Wer hat grüne Atlasstiefel? Ich! Ich!«

Endlich war der köstliche Ballabend da, wenige Tage nach dem Zuge der siegreichen Alliirten über den Rhein. Die fürstlichen Damen saßen im lichtfunkelnden Tanzsaale des Residenzschlosses auf einer Estrade. Die kleinen Tänzerinnen mußten

zuerst paarweise bei ihnen vorbeidefiliren und ihre Verbeugung machen, wie Herr Richard es uns gelehrt hatte. Ich, in meinem Jungenkostüm, den blonden Tituskopf mit frischen Epheuranken geschmückt, führte gravitätisch meine weißgerockte Tänzerin und machte den fürstlichen Damen meinen schönsten Diener. Da rief ein kleines, elfenhaftes Mädchen im rosa Tüllkleidchen neben der Kaiserin Elisabeth: »Tante, mit dem reizenden Knaben möchte ich tanzen!« Es war Prinzessin Cäcilie von Schweden.

Ein Kammerherr führte mich zu der Prinzessin und flüsterte mir zu, ich müsse meine Tänzerin Hoheit und Sie anreden. Das kam mir kurios vor, einem so kleinen Mädchen gegenüber. Blöde stand ich da. Als aber der erste Tanz gespielt wurde und meine Tänzerin mir die Hand reichte — da war alle Blödigkeit und Hoheit vergessen und fröhlich und flink schwenkte ich Prinzessin Cäcilie durch den Saal. Dann tanzte ich mit der jüngeren Prinzessin Amalie und bald wollten beide Prinzessinnen nur noch mit mir tanzen. Ich hielte sie am besten und schwenkte sie am leichtesten — sagten sie. Scherzend nannten sie mich den guten Waldelfen, von dem sie im Märchen gelesen, denn der habe auch Epheuranken im Haar und tanze so lustig im Mondenschein. Nach der großen Française mit Solo des Messieurs et des Dames wollte ich auch die Kuchenfreuden des Balles ein wenig genießen und delektirte mich gerade an einem delikaten Törtchen — da stand wieder der Kammerherr vor mir, nahm mir die Süßigkeit aus der Hand und sagte freundlich: »Kleine, die Kaiserin will Dich sprechen. Zu der mußt Du immer Majesté! sagen!« Damit faßte er meine Hand und führte mich zu der Kaiserin Elisabeth von Rußland. Die lächelte gütig zu mir nieder und sagte dann sanft:

»Ma petite, parlez-vous français?«

Verschüchtert schlug ich die Augen nieder. Denn ich verstand von dieser Anrede weiter nichts, als daß es französische Worte seien. Aber ich konnte ja auch zwei französische Worte

sagen — oui und non! Also ich faßte mir ein Herz und sagte auf gut Glück frisch drauf los:

»Oui, Majesté!«

»Le bal est charmant, n'est-ce pas?«

Da mußte ich doch auch mein anderes französisches Wort anbringen und so wechselte ich hübsch ab:

»Non, Majesté!«

»Mes nièces vous ont joliment fatigué?«

»Oui, Majesté!«

»Aimez-vous la danse?«

»Non, Majesté!«

»Vous êtes un enfant charmant!«

»Oui, Majesté!«

Warum lachten die Umstehenden? Das trieb mir die Thränen in die Augen. Die Kaiserin aber lächelte gütig, zog mich an sich, küßte mich auf die Stirn und sagte deutsch: »Du bist ein liebes gutes Kind!« Mit überströmendem Gefühl küßte ich die sanfte Hand und schluchzte dabei mein: »Oui, Majesté! Non, Majesté!«

Auch die gute Frau Markgräfin hob mich auf ihre Knie, fuhr mir durch die krausen Locken und lächelte: »So habe ich den kleinen Bruchsaler Trotzkopf nun doch noch tanzen sehen. Du hast Deine Sache charmant gemacht. Aber vergiß nie, daß es nichts Häßlicheres gibt, als ein unartiges Kind, das seine Mutter betrübt. Wenn Du wieder nach Bruchsal kommst, so besuche mich mit Deiner guten Mutter.«

Ich habe diese ernsten Worte nie vergessen. Meine französischen Konfusionen aber habe ich von den Ohrenzeugen noch so oft mit allerlei Neckereien hören müssen, bis ich auch sie behalten.

* * *

Anfang Februar 1814 siedelte der markgräfliche Hof mit der Königin von Schweden und der Prinzessin Amalie von Baden nach Bruchsal über. Am 4. Februar traf auch die

Kaiserin Elisabeth von Rußland dort auf einige Monate zum Besuche ein. Militär und Bürgerschaft bereiteten ihr einen festlichen Empfang. Meine Schwester Lottchen war von allen Töchtern Bruchsals gewählt, an der Spitze einer Schaar lieblicher Mädchen in weißen Kleidern der Kaiserin Blumen und Früchte zu überreichen und ein Willkommen-Gedicht zu sprechen. Es war eine bitterliche Kälte und in Bruchsal herrschte der Typhus. Lottchen hatte als kleine Samariterin die kranke Familie der Base Gretel oft besucht und gepflegt. Im weißen Kleidchen, ein Kränzlein von rothen Rosenknospen in den goldnen Locken, die Wangen fiebergeröthet — stand sie in engelhafter Schöne der Kaiserin gegenüber und sprach klar und lieblich die Verse . . . Dann sank sie zu Hause auf's Bett, um nicht mehr aufzustehn. Sie klagte nie über Schmerzen. Das feine Gesichtchen strahlte in einem verklärten Lächeln. Oft sagte sie: »Mutter — Großmutter — habt Ihr mich lieb? Weint nicht, daß ich schon von Euch gehe. Es ist wohl schön hier auf Erden, aber ich möchte doch noch lieber im Himmel sein!« — Dann wieder sagte sie plötzlich: »Lina soll nicht Tänzerin werden!« — Sie wurde schwächer und schwächer. Täglich ließen die Kaiserin Elisabeth und die Markgräfin sich nach ihr erkundigen und sandten ihre Leibärzte . . .

Am 1. März 1814, Morgens 2 Uhr, entschlummerte Lottchen sanft in den Armen der trostlosen Mutter und Großmutter, während ich ahnungslos fröhlich in Karlsruhe meine Tage verjubelte. Um so tiefer traf mein kleines Herz dieser erste jähe Schmerz. Als ich nach Bruchsal zurückgeholt wurde, war meine gute Schwester begraben. Mutter und Großmutter lagen schwer krank darnieder. Beide hatte das viele Nachtwachen und der Schmerz um den sterbenden Liebling auf's Krankenlager geworfen. Die Mutter war vierzehn Tage lang besinnungslos. Am 24. März schon folgte die Großmutter sehnsuchtsvoll der theuersten Enkelin in's Grab. Ich stand zum ersten Mal weinend an einem Sterbebette . . .

Zwei vergilbte Blätter haben mir jene Trauertage stets treu vor Augen gehalten. Ein schmerzvoller Brief des armen Mutterherzens, der einer Schwester meines Vaters beide Todesfälle zugleich anzeigt — und Lottchens letztes Schreibbuch. Da steht auf der letzten Seite, unter dem Datum des 5. Februar 1814 — dem Tage nach Begrüßung der Kaiserin — mit großer steiler Kinderschrift geschrieben:

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Dann wirst Du wie auf Blumenau'n
Durch's Pilgerleben gehn,
Dann kannst Du ohne Furcht und Grau'n
Dem Tod in's Auge sehn!

Wie ahnungsvoll! Das sehnsuchtsvolle Ahnen eines Engelherzens!

Dies doppelte Weh und die lange Krankheit der schwergebeugten Mutter ließen einen tiefen, wohlthätigen Eindruck bei mir zurück. Das wilde jungenhafte trotzige Linchen war überwunden. Ich spielte nicht mehr die lauten tollen Knabenspiele mit. Ich wurde ernster, fleißiger, mädchenhaft-sittsamer und bald nennt die Mutter mich in den mir vorliegenden Briefen aus jenen Tagen ihre Freude und ihren Trost.

Nur einem einzigen Knaben blieb ich eine treue Gespielin — das war der arme sanfte Gustav in dem Gumannschen Hause, mein freundlicher Genosse beim Fest des Osterhasen, das Base Gretel uns bereitete.

Das Gumannsche Haus wurde mir bald zur zweiten Heimat. Es liegt — oder es lag in der einzigen breiten Straße Bruchsals, nach dem Heidelberger Thore zu, schräg gegenüber dem markgräflichen Schlosse. Täglich wanderte ich dahin, mit dem kränklichen Gustav, dem einzigen Söhnchen alternder Eltern, zu spielen. Er war so gut, der arme Gustav! Seine

Mutter delektirte uns zum Vesper gewöhnlich mit eingemachten Hagebutten auf Weißbrod. Das schmauf'te ich gar zu gern. Und jedes Mal sagte mein Kamerad: »Mütterchen, streiche es dem Linchen fetter auf, als mir. Ich mache mir nicht so viel daraus . . .« Der gute Gustav!

Und wie viel Schmerzen mußte er leiden! Und wie geduldig trug er sie! — Ein Insekt stach ihn in die Lippe. Es bildete sich ein gefährliches Geschwür. Das wurde von Tag zu Tage schlimmer. Immer höher rückten die Umschläge und Leinwandbinden, so daß ich zuletzt nur noch die lieben braunen traurigen Augen sah. — Da saß ich denn Stunden lang am Krankenbett und spielte mit Gustav Mühle oder las ihm aus meinem blauen Märchenbuche Geschichten vor. Aber das köstlichste Hagebuttenbrod wollte mir allein gar nicht mehr schmecken.

Das Gumannsche Haus barg überhaupt viel Leiden und Traurigkeit. Durch Gustav war ich allen Bewohnern bekannt und bald mit meiner kindlichen Fröhlichkeit herzlich willkommen. Sie nannten mich ihren »erheiternden Sonnenstrahl«.

Unten links wohnten zwei alte Schwestern, die sich mit Spinnen und Nähen mühsam ernährten und ihre jüngste kranke Schwester liebevoll pflegten. Die arme Lisette hatte einen unförmlichen Wasserkopf und war von Kindheit auf an das Bett gefesselt. Die Arme vermochte den schweren Kopf nie allein zu heben. Und dennoch schauten ihre blauen Augen lieb und klug darein. Lisette trug ihr Loos als fromme Dulderin. Wie dankbar lächelte sie mir zu, wenn ich ihr Blumen und Obst brachte oder den Schweiß von ihrer kranken Stirn trocknete.

Von Lisetten ging ich über den Flur zu »Steuereinnehmers«. Der pensionirte Papa rauchte sein Pfeifchen und war unermüdlich, die Kriegsberichte jener Tage zu lesen. Die junge liebliche Rosalie saß dabei, machte mit ihren geschickten Fingern reizende Blumen und träumte dabei von ihrem Wilhelm, der als Sieger in Paris eingezogen war. Kam ich zum Besuch, so

durfte ich aus den Abfällen auf ihrem Tische die ungeheuerlichsten Phantasie-Blumen zusammenbinden und leimen, während Rosalie strahlend mit mir von ihrem Wilhelm plauderte. Die Liebe erzählt ja so gern von ihrem Glück! An jedem hoffnungsfröhlichen Briefe Wilhelms mußte mein dummes Kinderherz Theil nehmen — und wie oft mit Rosalie die kleine Ausstattung bewundern, die ihr so viel Arbeit und Entbehrungen gekostet hatte. »Und wenn der böse Krieg aus ist, dann giebt's eine lustige Hochzeit und süßen Hochzeitskuchen, und Du, Linchen, sollst meine Brautjungfer sein und mir den Brautkranz bringen!« — Das war der Jubel-Refrain jedes Besuches.

Zuletzt stieg ich zur »Schwester Kapuzinerin« hinauf. Eine hohe schlanke vornehme Erscheinung in der groben braunen Ordenstracht, um die Taille einen weißen Strick mit Rosenkranz, die kurzen schwarzen Löckchen fast immer verdeckt von der braunen Kapuze. Ihr wunderschönes feines Gesicht und die schmalen Hände waren geisterhaft weiß. Um so dunkler glühten die großen Augen aus der Kapuze hervor.

Schwester Kapuzinerin mochte 30 Jahre zählen. Sie sprach das reinste nordische Hochdeutsch und sehr elegant französisch und englisch. Vor etwa sieben Jahren war sie nach Bruchsal gekommen, aber Niemand wußte, woher. Man war in jenen Tagen daran gewöhnt, heimatlose Mönche und Nonnen zu sehen, die der Krieg aus ihrem Kloster vertrieben hatte. — Sie widmete sich der Kranken- und Armenpflege mit Hingebung. In freien Stunden spielte sie wunderschön auf einer kleinen dunkelgebräunten Geige. An Frühlings- und Sommerabenden stand sie dann am offenen Fenster und schaute über die Bäume des Gartens in die Ferne und geigte wunderbar wehmüthige, träumerische Weisen und fromme geistliche Lieder . . .

Mich hatte Schwester Kapuzinerin lieb gewonnen. Sie gab mir aus eigenem Antriebe die ersten Klavierstunden und

sprach zur Mutter von meinem ungewöhnlichen musikalischen Talente. Aber immer setzte sie mit auffallender Heftigkeit hinzu: »Ich beschwöre Sie! Lassen Sie das Kind keine umherziehende Musik-Virtuosin werden. Das ist das Unglück!«

War Schwester Kapuzinerin früher selber eine berühmte Violin-Virtuosin gewesen? Unglücklich war sie sicher!

Den Klavierunterricht ertheilte sie mir mit großer Sanftmuth, indem sie mir Ton für Ton auf der Violine begleitete. Nur wenn ich flatterhaft unaufmerksam war, spürten meine Finger leise den Violinbogen.

Doch bemerkte ich einige Mal, als ich von meinen Tasten aufsah, daß die Lehrerin den Bogen nur mechanisch führte und ihr Auge feucht schimmernd durchs offene Fenster träumte . . . Einst glitt mir die Frage über die Lippen: »Schwester Kapuzinerin, wo sind Sie jetzt?«

Ihre Antwort klang leise — traurig — wie im Traume: »In ferner — ferner — glücklicher Zeit der Liebe und Unschuld!« — — dann schrak sie zusammen, und entließ mich fast heftig mit den Worten: »Kind, vergiß, was ich gesagt habe und frage nie wieder so!«

Unvergeßlich wird mir ein wunderschöner, sonniger Mai-Nachmittag sein — mein siebenter Geburtstag. Die Hände voll Blumen und Geburtstagskuchen, das kleine Herz voll eitel Geburtstagsfreude und Sonnenschein, flog ich dem Gumannschen Hause zu, die Freunde an meinem Glück und meinen Geschenken Theil nehmen zu lassen.

Aber wie fand ich alle so traurig. Der arme Wasserkopf lag wimmernd da, mit brennender Stirn und glühenden Fieberaugen, und erkannte mich nicht. Die krampfhaft auf der Bettdecke umherirrenden Finger zerpflückten meine Blumen und stießen meinen Kuchen zurück. Die Schwestern weinten: »Möchte der liebe Gott die Aermste doch endlich — endlich von ihren namenlosen Leiden erlösen!«

Trostsuchend ging ich zu der sonst so fröhlichen Blumenmacherin. Aber Rosalie saß todtenblaß, mit verweinten Augen, die fleißigen Hände im Schooße gefaltet vor ihrem Arbeitstisch. Ihr Verlobter war am Lazareth-Typhus in Paris gefährlich erkrankt — und wohl bald all' ihr Glück — ihre sonnigen Hoffnungen in Frankreichs Erde begraben . . .

Ein herzzerreißender Schrei riß mich aus meinem dumpfen Hinstarren auf dies einst so sonnige — jetzt so dunkle Menschenleben empor . . . Das war Gustavs Stimme! Ich flog zitternd die Treppe hinauf. Aber die alte Magd trat mir weinend in den Weg: »Du darfst jetzt nicht hinein zu Gustav. Der Professor aus Heidelberg und unser Chirurgus sind drin und brennen ihm die Wunde aus, daß sie nicht weiter um sich frißt . . . . Linchen, bitte den lieben, guten Gott mit mir, daß er Gustavs Schmerzen lindert . . .« Dazwischen drangen durch die Thür immer neue qualvollere Angstschreie . . .

Da war's als kehrte sich in mir das kleine leidenschaftliche Herz um und bäumte sich hoch auf. Ich fühlte förmlich einen körperlichen Schmerz in der Brust und das heiße Blut wild aufschäumen. Leidenschaftlich warf ich mich auf die Schwelle und stieß den Kopf gegen die Thür und schrie außer mir: »Nein, Friederike, Gott ist nicht lieb, Gott ist nicht gut, warum ließe er sonst Gustav und den armen Wasserkopf so leiden — warum Rosaliens Bräutigam sterben, da sie Alle doch so fromm sind, — warum nahm er uns unser Lottchen und die Großmutter, — warum . . .?«

Eine feste, kalte Hand zog mich heftig empor — — ich sah in das jetzt noch bleichere Gesicht und die dunklen tiefen Augen der Schwester Kapuzinerin. Die schauten mich durchdringend — und doch so traurig an, wie noch nie. Willenlos ließ ich mich von der Nonne in ihr Zimmer ziehn. Willenlos trank ich das Glas Wasser aus, das sie mir reichte. Dann nahm sie meine beiden Hände in die ihren und schaute mich

lange mitleidsvoll an, daß ich hätte vor Scham die Augen niederschlagen mögen. Aber sie hingen, wie gebannt, an dem Blick der Kapuzinerin. Die sagte mit leiser zitternder — und doch so warmer Herzensstimme: »Armes Kind, wie kommst Du in so jungen, sonst so glücklichen, ahnungslosen Jahren schon zu diesem frevelhaften »Warum?« an die Vorsehung? — Kind, wie wirst Du dann erst bestehn, wenn Du selber hinaus in's Leben trittst — hinaus in den Sturm . . . und dieser Sturmwind Dir in einer einzigen Nacht alle Blüten dieser Erde bricht — alle und für immer! Ja, Kind, es gibt wildere — tödtlichere Schmerzen, als die des Körpers — oder die der Tod uns bringt. Schmerzen des Herzens und der Seele zugleich, die wahnsinnig machen, Schmerzen, die für immer zu Gott führen — oder zum ewigen Verderben . . . Kind, wenn Gott Dir in seiner unerforschlichen Weisheit im späteren Leben solche Schmerzen senden sollte, so denke an das, was ich Dir erzählen werde. Manches wirst Du jetzt noch nicht verstehen — wohl Dir! Aber die grausame Welt wird es Dir später klar machen. Darum grüble jetzt nicht darüber nach. Zur Zeit werden Dir meine Worte schon wieder einfallen. . .

»Es war ein junges Mädchen, schön und glücklich, — glücklich in ihrer Kunst und in ihrer Liebe. Wie der Sonnenschein zog sie als freie Künstlerin durchs Leben, erfreuend und angebetet. Aber sie liebte — seit ihre Eltern im Grabe schlummerten — nur einen einzigen Mann. Er war schön — glänzend — verführerisch und von berauschender Liebenswürdigkeit. Sie liebte ihn mehr als die ganze Welt — mehr als ihr Leben — mehr als ihre Kunst — mehr als Gott . . . Er schwur ihr ewige Liebe. Aber, er liebte nur ihre Schönheit und — ihre goldbringende Kunst. Und bald verrieth und plünderte er sie. Er trat ihr treues Herz mit Füßen und ließ sie dann verzweifelnd am Wege liegen . . . Da schrie auch sie lästernd: Warum? Gott — warum? — Keine Antwort! — Und mit gellem Hohnlachen wollte sie sich ins Leben stürzen, um in Saus und Braus,

in Sünde und Schande ihr Weh zu vergessen . . . Da hörte sie vor ihrer Thür einen armen alten blinden Geiger, geführt von seinem gebrechlichen, hüstelnden Weibe. Und beide sangen so recht aus zufriedenem dankbaren Herzen . . .«

Dabei nahm Schwester Kapuzinerin ihre Geige und spielte und sang mit vollen weichen Tönen wunderbar ergreifend:

»Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbst eigner Pein
Läßt Gott es sich nicht nehmen —
Es will erbeten sein!«

Mit leuchtenden Augen fuhr sie fort: »Dies Lied rettete die Verzweifelnde davor, sich in der Welt und in ihrem Schmerz zu verlieren. Sie hatte Gott gefunden und einen Gottesdienst. Sie nahm den blinden Geiger und sein Weib zu sich und blieb ihnen bis an den Tod eine treu sorgende Tochter. Dann suchte und fand sie andere Liebesarbeit und ist still in ihrem Herzen und friedlich und dankbar in ihrem Gott . . . Sieh, Kind, das ist eine von den vielen Antworten auf unser sündiges: Warum? Gott — warum?! — Und nun setze Dich ans Klavier und übe mit mir das Lied des blinden Geigers ein . . .«

Ja, mein einfältig Kinderherz verstand nur wenig von der Erzählung der Schwester Kapuzinerin. Aber sie hatte mich dennoch wunderbar beruhigt und getröstet. Reuig küßte ich ihr die Hand und versprach, gegen die Vorsehung nicht mehr mit einem trotzigen »Warum« anzumurren. Dann lernte ich das Lied spielen und singen — und spiele und singe es mir noch heute gern in schweren Stunden.

Auch darin hatte Schwester Kapuzinerin Recht: ihre Geschichte wurde mir nach Jahren klar und klarer — draußen in der Welt, als die treue Samariterin längst in ihrem Liebesdienst einem ansteckenden Typhus erlegen war. Auch Lisette und Gustav wurden bald von ihren Leiden erlöst. Rosalien durfte ich vor meinem Scheiden von Bruchsal den blühenden Myrtenkranz

in die Locken drücken, denn ihr Verlobter kehrte bald als Reconvalescent fröhlich in die Heimat zurück.

Welche Lebens- und Herzensschule fand ich spielendes Kind so schon in diesem einen Hause meiner Heimat!

Beim Abschiede von Bruchsal schrieb Schwester Kapuzinerin mir in mein erstes kindliches Stammbuch:

»Ueber Dir Gottes Auge wacht!
Und wenn im Herzen der Unschuld Himmel lacht,
Dann gehst Du ruhig durch Sturm und Nacht!«

---

3. Neue Heimat, neues Leben.

O Heimatliebe, Heimatlust
Du Born der Sehnsucht unergründet,
Du frommer Strahl, in jeder Brust
Vom Himmel selber angezündet.

Geibel.

Aus Liebe zu uns Kindern, in ernster Sorge für unsere Erziehung entschloß sich die Mutter mit schwerem Herzen, Anfang September 1814 nach Karlsruhe zu übersiedeln.

Einige Sommermonate hatte ich mit der Mutter bei den Verwandten in Stetterburg bei Braunschweig zugebracht und mit allem bellenden, muhenden, bähenden, gackernden, schnatternden Gethier die innigste Freundschaft geschlossen — auf Kosten meiner säuberlichen Gewaschenheit und zum Gaudium des guten Onkels Oberamtmann.

Die Brüder waren inzwischen bei einem katholischen Landpfarrer in der Nähe von Bruchsal in Pension. Als wir sie auf der Heimfahrt besuchen wollten, fanden wir sie in dem Kirchlein: in weißen Chorhemden bei der Messe administrirend, nicht wenig stolz über ihre neue Würde. Das gut evangelische Mutterherz entsetzte sich nicht wenig über diesen Anblick. Wie aber beneidete die kleine Komödiantin die Jungen über ihre zauberhaften weißen Kleider und das goldene Rauchfaß und hell tönende Glöcklein! Wie reizend mußte man damit Komödie spielen können!

Im Uebrigen waren die Brüder als gebietende Anführer der Dorfjugend noch wilder geworden und als treue Mitarbeiter

im Garten und Feld des Herrn Pfarrers an Schulweisheit womöglich noch zurückgeschritten. Auch für mich war die Zeit herangekommen, wo mir eine gute geregelte Schule Noth that. So brachte denn die gute Mutter das Opfer, das freundliche und wohlfeile Bruchsal zu verlassen — »einen Ort« — wie es in einem der vielen alten verblaßten Briefe an eine Schwester meines Vaters heißt, die jetzt, nach 60 Jahren, vor mir liegen und aus denen ich meine eigenen Erinnerungen ergänze, voll Wehmuth und Dankbarkeit — »einen Ort, wo ich so manche goldene Glücksstunde mit Heinrich verlebte und dann allein noch so viel mehr schmerzensvolle, und die theure Erde, in der meine gute Mutter und mein liebes Lottchen schlummern!«

Auch ich weinte an den Gräbern der Großmutter und meiner Engelsschwester, die so viel besser war, als ich, wie ich täglich von der Mutter hören mußte und wie ich in meinem kleinen zerknirschten federleichten Herzen gern anerkannte, heiße Abschiedsthränen. Ich schluchzte bitterlich in den Armen der guten Base Gretel und ihres alten »Papa« dort draußen in dem stillen üppig wuchernden Garten, dessen Johannisbeeren und Kirschen meine unbeschränkte Domäne waren. Ich erstickte fast vor Weh am Halse der »Schwester Kapuzinerin« und bei den Scheideküssen des ganzen Gumann'schen Hauses . . .

Aber als ich erst mit Mutter und Brüdern und der alten Marianne auf dem hochbepackten Wagen saß und in den goldnen Spätsommertag und eine neue lustige Welt hineinfuhr, die von meinem ersten Besuch in Karlsruhe und den entzückenden Tanzfreuden auf dem Balle der Frau Markgräfin her so rosig lockte, — — wie bald waren da die Kinderthränen getrocknet!

Und doch zeigten Wege und Felder, Gärten und Wälder noch traurige Spuren der furchtbaren Gewitter jenes Sommers, die Tausende von Bäumen entwurzelt, ganze Dörfer durch Ueberschwemmungen zerstört und die Getreide- und Weinernte vernichtet hatten. Aber wie interessant sind grade solche trost-

losen Bilder der Verwüstung für das gedanken- und bewußtlose Kinderauge!

Bruder Louis kam in eine Pension nach dem hessischen Ziegenhain, später nach Neuchatel, um sich zum Kaufmann auszubilden, — Karl in Karlsruhe in die großherzogliche Junkerschule, um Offizier zu werden. Ich erhielt in der besten Mädchenschule und bei dem berühmtesten Klavierlehrer der Stadt, Professor Marx, Unterricht. Ich wurde fleißig und bald in der Klasse die Erste. Marx nannte mich seine talentvollste Schülerin.

Die Mutter lebte sehr still und eingeschränkt, ganz der Treue gegen ihre Todten und der Liebe zu ihren Kindern. Die beste der Mütter! Mit 23 Jahren Wittwe geworden, — schön, anmuthig, geistreich, talentvoll und von bezaubernder Liebenswürdigkeit, wurde sie überall von Bewerbern umschwärmt, wo sie sich blicken ließ. So ist in den alten Briefen von einem Anbeter aus Heidelberg die Rede, den die Mutter scherzend »das Murgthal« nennt. »Das Murgthal hat in diesem Frühjahr (1814) seine Mutter beerbt, da wird es auch wohl eine Frau finden.« — Dann taucht da ein brillanter hessischer General auf, der die Mutter nur ein Mal in Ziegenhain bei der Schwester meines Vaters sah und Himmel und Erde in Bewegung setzte, die kleine Frau Rittmeisterin sogleich zur Frau Generalin Excellenz avanciren zu lassen. Besonders wußte er die glänzenden Vortheile, die für uns Kinder aus dieser Verbindung erblühen sollten, in das rosigste Licht zu setzen. — Der liebenswürdigste — ja, der rührendste von allen Verehrern meiner jungen schönen Mutter steht mir noch heute lebhaft vor Augen. Es war ein bildhübscher fröhlicher Dragoner-Lieutenant in Bruchsal, der noch unter meinem Vater als »Junker« gedient hatte und die Mutter schwärmerisch liebte. Diese Liebe übertrug er großherzig auf uns Kinder. Er war unermüdlich und geduldig mit uns »Schwarzen Peter« und Komödie zu

spielen, Ställe für unsere Meerschweinchen zu bauen, Drachen zu kleistern und Weidenflöten zu schnitzen. Wie oft haben wir — natürlich ein wenig inspirirt — die Mutter umstürmt, umschmeichelt, umbettelt: uns diesen guten lustigen Spielkameraden als allerliebsten Papa zu Weihnachten zu schenken! — Und wie oft hat dieser zärtliche Lieutenant in wunderbarer Standhaftigkeit noch in Karlsruhe an unsere Thür und an der Mutter Herz geklopft — und später noch als Rittmeister und Major. Umsonst! Er erhielt stets die Antwort:

Ritter, treue Schwesterliebe
Fühlet nur dies Herz,
Fordert keine andern Triebe,
Denn es macht mir Schmerz!

Doch der Treue verblaßte nicht, wie Ritter Toggenburg. Er wurde meinem Bruder Karl der väterlichste Vorgesetzte.

Die Mutter hielt ihrem Heinrich ihr Wort und ihre Treue bis in ihr eigenes Grab.

Und doch war es keine leichte Aufgabe für eine so junge Witwe, drei Kinder zu erziehen: fern von allen Verwandten, mit den dürftigen Trümmern eines einst nicht unbedeutenden, aber von den langjährigen Kriegsnöthen nach und nach verschlungenen Vermögens und mit einer bescheidenen Pension von 600 Gulden, ohne jede andere Stütze, als die allgemeine Achtung der Menschen und ihr unerschütterliches Vertrauen zu Gott! — So steuerte sie muthig vorwärts und überwand das Schwerste. — Sie war ihren Kindern eine engelsmilde, zärtliche Mutter und hätte ihr Herzblut freudig für uns geopfert. Aber sie konnte, wo's Noth that, auch streng und energisch sein. Und das dank ich heute noch dem treuen Mutterherzen im Grabe!

Für alle Fälle des Lebens hatte die Mutter stets ein Kernsprüchlein bei der Hand. Wie oft eiferte sie mich zum Fleiße an: »Du verlierst die kostbare Zeit — kostbarer als

Geld und Gut!« — oder: »Nie verschiebe auf morgen, was heute noch geschehen kann!« — oder Schillers Wort:

Will Einer in der Welt was erjagen,
Mag er sich rühren und mag sich plagen!

Das Genie ist der Fleiß!

Immer vorwärts mußt Du streben
Nie ermüdet stille stehen
Willst Du die Vollendung sehen!

Nie erlaubte die Mutter, daß ich mich bedienen ließ. Ich mußte mich ohne Hülfe frisiren, mich selbst ankleiden, das Zimmer aufräumen, meine Kleider und Wäsche in Ordnung halten . . . und auf rebellische Fragen: »Aber, Mutter, wozu ist denn Marianne da?« gab's die ernste Antwort: »Nie bemühe Andere mit dem, was Du selber thun kannst! — Je mehr Du lernst, Dir selber zu helfen, desto unabhängiger wirst Du sein und jede schwierige Lage leichter ertragen! — Nichts ist mühsam, wenn man es zur Zeit und willig thut.«

Bei anderen Gelegenheiten hieß es:

»Hochmuth bringt mehr Schmerzen, als Hunger, Durst und Kälte!« —

»Nie bereue, daß Du zu wenig gegessen hast!« —

»Gräme Dich nie um ungeborne Schmerzen!« —

»Betrachte Alles von der guten Seite!« —

»Wenn Du zornig bist, so zähle — ehe Du sprichst 10. Noch besser: 20.«

»Titus hielt jeden Tag für verloren, an dem er nichts Gutes gethan!« —

»Zeit bringt Rosen!« —

»Was ist Leben? Stetes Streben,
Zu empfinden wahres Leben!«

»Um den Werth des Lebens zu erhöhen,
Schärft oft Leiden die Empfänglichkeit,
Heller lernen wir das Gute sehen,
Wenn das Herz sich nach dem Kummer freut!« —

»Drum schick Dich in die Welt hinein,
Denn Dein Kopf, der ist viel zu klein,
Daß die Welt sich schick in ihn hinein.«

Auf des Lebens schwere Soll- und Haben-Fragen, die der Mutter damals oft sorgenvolle Stunden machten, hatte sie zwei Sprüchlein. Einen eigenen:

»Gieb nie Dein Geld aus, ehe Du es hast!« —

und einen Kernspruch vom alten Luther:

»Gut verloren — unverdorben;
Muth verloren — halb verdorben;
Ehr' verloren — ganz verdorben!«

Diese Sprüche lese ich heute — zum wie vielten Male! — wieder in einem alten Notizbuche der Mutter, für mich niedergeschrieben mit der klaren Handschrift ihrer Jugend... Darunter schrieb nach Jahren die unsterbliche Mutterliebe mit zitternder hinsterbender Hand: »Louis, Du hast mich nie betrübt. — Karl ist auch gut. — Lina, ich hab' Dich lieb! Deine Mutter.«

Dann liegt noch vor mir ein kleines vergilbtes Stammbuchblatt mit großer steiler, aber fester Kinderhandschrift:

»Hoffe wenig und genieße das Gegenwärtige!«
Christiane Stockmar, Coburg 1796.

Dazu hat das elfjährige Kind ein Grabdenkmal gezeichnet: eine Säule mit einer Blumenguirlande — an der Erde eine herabgestürzte Schaale mit verstreuten Blumen und Früchten ...

Dasselbe Grabmal hat 46 Jahre später dankbare Kinderliebe der besten Mutter auf dem Mannheimer Friedhofe errichtet.

* * *

In Karlsruhe ging mir ein neues Leben auf — und vor Allem ein Ahnen von der Bedeutung des Wortes »Komödiantin«, nachdem ich im großherzoglichen Theater einige Vorstellungen gesehen hatte. Nichts vermochte mich so zu beseligen, als wenn ich das Theater besuchen durfte; mit nichts wurde mein Fleiß mehr angespornt, als durch das Versprechen: »Du darfst dann auch morgen mit mir in die Komödie gehen!«

Das erste Stück, das ich so in Karlsruhe, auf einer Bühne von künstlerischer Bedeutung sah, waren Ifflands »Hagestolzen«. Mlle. Demmer gab hinreißend die Margarethe. Das Schauspiel und diese liebliche Margarethe waren von Stund an »mein Taggedanke und mein Traum«. Wo ich ging und stand, war ich selber diese Margarethe. — War's ein Ahnen, daß diese Rolle einst für »die kleine Komödiantin« glücklich verhängnißvoll werden sollte? Daß ich eine große Komödiantin werden wollte, wie die himmlische Mlle. Demmer, stand bei mir bombenfest.

Hatte die Mutter Sorgen, so suchte ich sie zu trösten: »Mütterli, laß mich nur erst aus der Schule und confirmirt sein, so werde ich Schauspielerin und Du erhältst einen weichgepolsterten rothsammtenen Lehnstuhl mit Rollen, wie die Frau Markgräfin hat, und alle Tage Chokolade mit Bisquit, so süß und so viel Du nur immer magst.«

O seliges Mutterlächeln, wie beglückst Du mich noch heute!

Selbst das zweite Stück, das ich allein sah, vermochte meine Bühnenglut nicht abzukühlen. Als der Theaterzettel meldete: »Die Schreckensnacht auf dem Schlosse Pauludschi, Ritterschauspiel in fünf Akten von . . .« ich weiß nicht mehr, wem? — da bettelte und quälte ich so lange, bis die Mutter mir mit Widerstreben die wenigen Kreuzer Entrée gab. Gleich nach dem Mittagbrod holte ich meine Schulfreundin Fanny Glöckner ab. Stundenlang warteten wir sehnsuchtsvoll vor der geschlossenen Thür des Schauspielhauses, aus mitgebrachten

großen Düten Obst naschend. Endlich wird die Pforte zur höchsten Glückseligkeit geöffnet... Mit süßem Schauern drängen wir uns in das dunkle Haus, dessen nächtige Finsterniß ein einsames müdes Lämpchen erst recht deutlich macht ... Wieder eine Stunde berauschendster Erwartung, geheimnißvollen Wisperns über die zu hoffenden entzückenden Schrecken der »Schreckensnacht auf dem Schlosse Pauludschi« und wonnigen Obstknabberns ... Langsam erhellt sich das weite leere Haus, wie eine grünblecherne Oellampe um die andere angezündet wird ... Noch langsamer füllen sich die Parquetstühle und Logen ... Und die süße, grausige Schreckensnacht auf dem Schlosse Pauludschi beginnt — immer grausiger — immer schreckensvoller — immer berauschender ... Wir beiden Mäuschen schmiegen uns im wonnigen Graueln enger und enger an einander an und vergessen sogar das Obstknabbern ... Da schleppen bei rother Fackelglut die schwarzen geharnischten Gestalten mit den verhüllten Gesichtern einen schönen und tugendhaften — ach, von uns so innig geliebten unglücklichen Gefangenen in die nächtige Marterkammer des Schlosses und legen ihn auf einen schwarz behängten Tisch ... Zwei Ungeheuer holen eine große eiserne Säge herbei und halten sie quer über den Unglücklichen und sägen mit teuflischer Lust schon in der Luft drauf los .... Länger halte ich mich nicht. Leidenschaftlich springe ich auf die Bank und durch das überraschte Haus schallt ein helles Kinderschluchzen: »Ihr dürft ihn nicht tödten — er hat nichts gethan ...«

Jubelndes Lachen ist die Antwort auf die ersten Worte, die ich im Karlsruher Hoftheater laut werden ließ.

Ich durfte lange nicht wieder allein in die Komödie gehen und noch länger nicht in ein ritterliches Schauerstück von Veit Weber, Kramer, Spieß, Schlenkert, Kotzebue und Konsorten.

Mein ganzes großes Kinderherz blühte aber in Liebe und Entzücken auf, als ich die schöne tragische Liebhaberin der

Karlsruher Bühne zuerst sah: Mlle. Benda als Klärchen im Egmont . . .

»Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt!«

So etwas Wunderschönes, Lieblich-Trauriges hatte ich noch nie gesehn, selbst in meinen Märchenträumen nicht — und dazu diese süße, innige Stimme! Die Benda ward von jenem Abend an meine ganze Liebe, mein höchstes Idol . . . und noch heute, nach 60 Jahren, erglüht mein altes Herz in Liebe und tiefer, tiefer Wehmuth, wenn ich des holden Frauenbildes und der herrlichen Künstlerin gedenke, die einst mein kindliches Herz so ganz erfüllte — — und die so unsäglich traurig endete.

Davon hoffe ich an anderer Stelle ausführlich erzählen zu können, wie das Herz mich treibt.

Für heute nur noch: ich ruhte nicht, bis ich durch eine Schulkameradin, in deren Hause und Familie die Benda lebte, der Künstlerin bekannt und lieb geworden war. Ich durfte mit ihr spazieren gehn, ihr die Rollen überhören, vor ihr deklamiren, tanzen, plaudern — und sie von ganzem Herzen lieb haben. Wie mich das beglückte!

Die Mutter sah es gern, daß die allgemein geliebte und geachtete Künstlerin, die so still für sich lebte und den Karlsruher Kaffeegesellschaften nie ein Stäubchen für die Medisance lieferte, ihr flatterhaftes Linchen gern um sich duldete. — Ich wurde durch diesen Umgang manierlicher in Gang und Haltung und im Benehmen, hielt mich sauberer in der Kleidung und sprach »hochdeutscher«. Wenn mir im Eifer des Züngleins doch zuweilen ein echt Karlsruhesches »Willsch'te« und »Hasch'te« entschlüpfte, so brauchte die Mutter nur zu sagen: »Lina, wenn Fräulein Benda Dich so hörte!« — und ich nahm mich zusammen. — Ja, ich glaube ehrlich, ich wurde durch die Benda auch besser!

Der Mutter opferfähige Liebe für echte und edle Kunst machte es mir möglich, schon als Kind die meisten Kunst-Größen

jener Tage zu sehen, wenn sie in Karlsruhe gastirten oder concertirten. Eine Mara und Catalani zu hören, opferte die Mutter sogar einen blanken Dukaten Entrée und legte sich dafür Entbehrungen in Küche und Toilette auf. Natürlich aber konnte nicht die Rede davon sein, für mich dummes Ding einen zweiten Dukaten zum Fenster hinaus zu werfen.

Da suchte Linchen denn anderswo Rath. Ich wußte, daß es Müttern, die in den Logen einen Eckplatz inne hatten, gestattet war, ein Kind unter zehn Jahren frei mitzubringen. Lange vor Eröffnung der Kasse stand ich nun, meinen Gulden oder Dukaten fest in der Hand, vor der Thür und wußte behend mich durch die Reihen aller andern Eckplatz-Aspiranten zu schlängeln, sobald der Riegel sprang. »Aber nur einen Eckplatz, gutester Herr Kassier!« — bettelte und schmeichelte mein kunst- oder richtiger: komödienlüsternes, in banger Erwartung klopfendes Herzchen — und wie strahlend trug ich mein Eckplatz-Billet nach Hause! Und wie erbärmlich klein schrumpfte ich dann Abends vor der Logenthür zusammen, aus Furcht, deren allmächtiger Schließer möchte eines furchtbaren Abends meine dünne Langaufgeschossenheit als »Nicht-Kind« zurückweisen! Welche Schmach wäre das gewesen — und welch Kummer für die kleine Komödiantin! Doch Beides blieb mir erspart, selbst als ich schon wacker in's dritte Lustrum hineinwuchs. Und wie manchen, manchen köstlichen Abend habe ich so, auf's Dünnste in die enge Logenecke geschmiegt, wie bezaubert neben der Mutter gestanden und mit leuchtenden Augen und berauschtem Ohr und andächtig-gläubigem Kinderherzen den magischen Glanz in mich eingesogen, der von den Wundersternen auf der Bühne herüber strahlte!

Gleich Königinnen standen da in fremdartiger Schönheit und im Glanz kostbarer Gewänder und funkelnden Geschmeides Angelika Catalani und Anna Milder-Hauptmann und wie silbernes Glockengeläut hallte ihr Gesang in mir wieder.

Um so enttäuschter war ich, als ich dann 1821 Gertrude

Mara — die weltberühmte Mara, für welche die Mutter einen schönen Dukaten bezahlt hatte, vor mir sah! Ein kleines verwittertes Mütterchen mit langen grauen Locken, mit bunten Bändern, Federn und glitzernden Schmucksachen gar wunderlich aufgeputzt, ein Notenblatt in den gekrümmten Händen, trat vor und knixte so recht altmodisch, wofür Herr Richard uns sicher einen Tick mit dem Fidelbogen applicirt haben würde ... Als aber dies Großmütterchen den runzelvollen Mund öffnete und mit der glockenreinsten, wundertönigsten Stimme sang:

»Blühe liebes Veilchen ...«

und dann dazu wie ein Vogel die Variationen flötete und trillerte — so perlend rein und leicht und rund, wie ich nie einen Triller gehört habe — — da hielt ich die Mara wahrhaftig für eine Zauberin.

Den Karlsruhern mußte es wohl eben so ergehen. Sie saßen lange stumm da und sahen sich verwundert an und schüttelten die Köpfe, als könnten sie gar nicht glauben, was sie da sahen und zugleich hörten. Dann aber brach ein so gewaltiger und anhaltender Beifallsturm los, als müßte das Haus zusammenbrechen.

Die Mara war damals 72 Jahre alt. Ich bin ihr leider nie wieder begegnet. Als ich aber 1828 meine erste Kunstreise durch Rußland machte und später in Petersburg engagirt war, erkundigte ich mich oft und lebhaft nach der unvergeßlichen Zauberin in Tönen, die seit Jahren still und müde in Reval lebte. Da hörte ich denn von einem Ohrenzeugen, daß die achtzigjährige Mara noch in einem Concert gesungen und sich den wunderbar seelenvollen Ton und die seltene Kehlfertigkeit bewahrt habe. Ja, in kleinem Kreise mache es ihr Spaß, die schwierigsten Violin-Concerte vom Blatt zu singen und dann zu sagen: »Kinder, wer macht der alten Mara das nach? Und wie viel Wesens haben die Undankbaren dort draußen von ihrer Catalani gemacht, als ob sie nie die Mara gehört hätten!«

Noch während ich in Petersburg war, im Januar 1833, kam die Trauernachricht an, daß die Mara — fast 84 Jahre alt — in Reval gestorben. —

Und dann sah ich als Kind auf der Karlsruher Bühne eine Frau von etwa 40 Jahren — die nicht große gedrungene Gestalt von einem langen weißen Nachtgewande umwallt, das unschöne, fast männliche Gesicht von aufgelösten dunklen Haaren umflattert, — das große Auge so unheimlich starr, — in der Hand ein flackerndes Licht . . . Wie sie diese weißen Hände reibt — so fieberhaft — angstdurchschauert! . . . Und diese Stimme — diese gewaltige, herzdurchzitternde Stimme! Kein Ton fällt auf die Erde. Jeder geht dem Hörer durch Mark und Bein und macht das Blut in den Adern erstarren . . . »Da ist noch ein Fleck! . . . Fort, verdammter Fleck! — fort, sag ich! — Eins! Zwei! — Nun, dann ist es Zeit, es zu thun. — Die Hölle ist finster! — Pfui, mein Gemal, pfui! Ein Soldat ist furchtsam! . . . Wer hätte gedacht, daß der alte Mann noch so viel Blut in sich hätte? . . . Wie, wollen diese Hände denn nie rein werden? — Noch immer riecht es hier nach Blut; alle Wohlgerüche Arabiens würden diese kleine Hand nicht wohlriechend machen. Oh! — oh! — oh! . . .«

Ja, »was das für ein Seufzer war!« Das ganze, kaum athmende Haus durchrieselte ein Todesfrösteln. So hatte mir noch nie gegraut, selbst in der Spukstube des Bruchsaler Schlosses nicht. Und doch hing mein Auge wie gebannt an dieser gespenstischen, dämonischen Frau. Tagelang — wochenlang stand sie mir vor Augen, die weißen Hände von Blutflecken rein waschend, die zu sehen ich mich doch umsonst angestrengt hatte — und der unbeschreibliche Ton, den sie in das eine Wort: »Blut« zu legen wußte, und jene qualvollsten Seufzer machten mich noch oft schreiend aus dem Schlaf auffahren.

Das war Sophie Schröders unvergleichliche Lady Macbeth!

Als ich nach Jahren auf Tiecks Wunsch in Dresden selber die Lady Macbeth spielen mußte, — welche unendliche Mühe gab ich mir, der großen Schröder nur den Ton im Worte »Blut« nachzutreffen. Es gelang mir nie ganz nach meinem Gefühl. Aber auch Tieck, der wunderbare Stimmkünstler, vermochte es nicht. Dabei erzählte er mir zum Troste:

»Friedrich Ludwig Schröder, der wie kein Andrer Komödianten und alltägliche Menschen nachzuahmen wußte, lehnte es stets entschieden ab: Konrad Eckhof zu copiren. Er sagte nur: »Gebt mir erst sein Organ!« — Das, Kind, könnten wir Beide von Mutter Schröder sagen. Der Mensch versuche die Götter nicht!« —

Der junge bezaubernde Ludwig Löwe kam von Prag und spielte in Karlsruhe den »Jaromir«. — Die reizende kindliche Sophie Müller aus Mannheim entzückte mich als kleiner »Savoyarde« und als »Schutzgeist«. Ihr Vater spielte den lustigen Schneider Fips.

Welch ein possirlicher »Pantoffelmann« war der berühmte Staberl Karl, der spätere Gründer und Direktor des Wiener »Karl-Theater«, in seinen ausgewachsenen Höschen und Jäckchen und riesigen Schlurfen, wie er gehorsam seiner Frau die Strümpfe strickt. — Aber voll sittlicher Entrüstung kam ich aus »Käthchen von Heilbronn« nach Hause: daß dieser fipprige Staberl — dieser Knirps es wagte, nach der Hünengestalt und Heldenstimme eines Ferdinand Esslair, den ich auch schon als Gast angestaunt hatte, auf der Karlsruher Bühne den Wetter von Strahl zu geben, — und Frau Staberl, nach meiner angebeteten Benda das Käthchen.

Auch der bildhübsche Arthur, dessen geschiedene Frau ich später in Hannover als Frau von Holbein wiederfinden sollte, gastirte mit Glück in den damals so beliebten Wiener »Staberl-Rollen«. Während meines Wiener Gastspiels sah ich ihn weniger glücklich in Raimunds »Alpenkönig und Menschenfeind«.

Meine später so geliebte »Donna Diana« lernte ich in der anmuthigen Mad. Miedke aus Stuttgart kennen.

Nach dem lyrischen Tenoristen Löhle als Joseph in Mehuls »Jacob und seine Söhne«, gastirte in Karlsruhe der berühmteste Heldentenor seiner Zeit: Franz Wild. Ich hörte ihn als Max im »Freischütz«. Eine mächtige Stimme voll edlem geläuterten Metall und seelischer Wärme, unwiderstehlich mit sich fortreißend.

Noch berühmter aber, als durch seine Prachtstimme, war Franz Wild dadurch, daß er grade damals der Gegenstand sehr ernsthafter diplomatischer Verhandlungen zwischen Wien und Darmstadt war.

Seit 1813 als erster Tenor an der Wiener Hofoper noch auf Jahre engagirt, hatte der Sänger auf einer glänzenden Gastreise nach Berlin und durch Deutschland den goldnen Lockungen des opernenthusiastischen Großherzogs von Darmstadt nicht widerstehen können, der sich darin gefiel, sein eigener erster Hofkapellmeister zu sein und in allen Opernproben stundenlang taktirend am Dirigentenpult zu stehen. Wild blieb 1817 als Kammersänger in Darmstadt. Umsonst rief, lockte, drohte Wien. Der Großherzog griff noch tiefer in seine Kasse und der dankbare Flüchtling fuhr fort, seinen fürstlichen Kapellmeister und die guten Darmstädter durch das Metall seiner Stimme zu enthusiasmiren. Jetzt nahmen die Wiener Diplomaten diese hochwichtige Angelegenheit in die Hand. Die Federn schwirrten. Fürst Metternich diktirte die fulminantesten Drohnoten gegen Darmstadt und verlangte die Auslieferung des liederreichen Deserteurs ... Darmstadt antwortete sein höflichstes Nein und behielt seinen Wild. Auch die Intervention des jungen Frankfurter Bundes hatte keinen andern Erfolg. Schon sprach man von einem casus belli und vom Einrücken der Exekutions-Bundestruppen in Darmstadt, den herrlichen Sänger zu erobern ... zum Glück mahnten lustige Stimmen an den Fluch der — Lächerlichkeit. Und Franz Wild

blieb großherzoglich hessischer Kammersänger, bis des Großherzogs Ludwig I. Moneten und damit der künstliche Glanz der Darmstädter Hofoper zu Ende waren. Da ging Wild denn 1826 nach Paris an die italienische Oper, später nach Kassel und 1830 kehrte er freiwillig nach Wien an die Hofoper zurück und auch das, was von seiner Stimme übrig geblieben war, wurde noch mit echt wienerischem Fanatismus aufgenommen. Alles war vergeben und vergessen.

Ueber diesen großherzoglichen Opern-Musikdirektor und Regisseur erzählt Spohr in seiner Selbstbiographie noch einige charakteristische Curiosa aus dem Jahre 1816: »Er dirigirt nicht nur das Orchester an einem auf dem Theater befindlichen Pulte, sondern ordnet auch Alles auf der Bühne an. Da er sich auf beiden Posten für unfehlbar hält und weder dem Kapellmeister, noch dem Regisseur die geringste Einwendung gegen seine Anordnung gestattet, so ist es natürlich, daß viele Mißgriffe geschehen. Denn obgleich er unter den Großherzögen wohl der beste Operndirektor sein mag, so ist damit noch nicht gesagt, daß er ein guter sei ... Jeden Sonntag ist Oper, an zwei andern Tagen der Woche Schauspiel, an den vier übrigen Tagen hält der Großherzog seine Opernproben. Nur wenn er durch Krankheit verhindert ist, fallen sie aus. Dann werden auch keine Opern gegeben. Unlängst war er wegen eines Uebels am Bein genöthigt, mehrere Wochen das Zimmer zu hüten; in dieser Zeit durfte weder eine Probe gehalten, noch eine Oper gegeben werden. Er schien zu glauben oder wollte es glauben machen, daß ohne ihn nichts einstudirt werden könne. — Es gewährt einen seltsamen Anblick, den alten, schon ganz krumm gewachsenen Herrn in Uniform mit dem Stern auf der Brust hinter dem Pulte den Takt geben zu sehn, oder wie er den Chor und die Statisten ordnet, bald dieses, bald jenes zu erinnern hat oder dem Orchester piano oder forte zuruft. Auf das pianissimo des Orchesters thut er sich besonders viel zu gut. — Verstände er nun dies Alles, so würde es keinen bessern

Operndirektor geben, denn er hat nicht nur viel Eifer und Ausdauer, sondern auch in seiner Eigenschaft als Großherzog die nöthige Autorität. So reicht seine Partiturkenntniß aber nicht weiter, als um allenfalls die Violinstimme nachlesen zu können, und da er in seiner Jugend einmal Violine gespielt hat, so quält er die armen Geiger ewig mit seinen Erinnerungen, ohne daß dadurch etwas gebessert wird. Unterdessen können die Sänger so falsch oder geschmacklos singen, wie sie wollen, oder die Blasinstrumente können einen Takt vor oder nach sein — er merkt es nicht ... Daß daher die Opern trotz der vielen Proben dennoch nicht gut gehen und in der Regel um so schlechter, je mehr Proben stattgefunden haben, findet seine Erklärung in Obigem, sowie darin, daß Sänger und Orchester am Ende vor Abspannung und Ueberdruß nicht mehr Acht geben können. So ging es auch mit der Oper »Athalie« von Poißl, die während unserer Anwesenheit jeden freien Abend probirt wurde und bei deren endlicher Aufführung nach 30 Theaterproben doch noch Fehler, sowohl auf dem Theater, als im Orchester vorfielen ...«

In demselben Jahre hörte ich Louis Spohrs Wundergeige und die goldene Harfe seiner mädchenhaft zarten Dorette in einem Concerte zu Karlsruhe.

Bedeutsamer — von eigenartig elektrisirender, ja schöpferischer Wirkung für mich und in mir waren zwei Abende im Karlsruher Museums-Saale.

Der ganze Saal ist dunkel. Nur im Hintergrunde erhebt sich eine kleine, blendend hell erleuchtete Bühne ohne Vorhang, wie ein offenes Gemach. Das Podium und die drei umschließenden Wände sind mit dunkelgrauem Tuch bezogen. Von der rechten Seite wirft ein riesiger halber Blechcylinder das Licht von 80 terrassenförmig über einander aufgebauten Wachskerzen auf die Bühne. Auf der andern Seite brennt ein einsames Licht.

Eine leise fremdtönige Musik — wundersüß schmeichelnd

und doch feierlich ergreifend — zieht wie Geisterklang andrer Sphären durch den Saal.

Auf die Scene tritt eine schöne edle Frauengestalt mit marmorweißen ernsten Zügen, das dunkle Haar in Flechten nach altgriechischen Vorbildern um den Kopf gewunden. Eine einfache weiße Tunika umwallt sie, bis auf die Fersen hinab, die klassisch geformten Marmorarme bis zu den Achseln bloß lassend. Das dunkle Auge strahlt in Begeisterung. Die Hand hält einen luftigen weißen Schleier . . .

Peregrina Proteus — Pythia Hendel-Schütz macht den Karlsruhern ein klassisches Kompliment.

Mit drei schnellen Windungen ist der weiße Schleier um das Haar geschlungen — die Arme senken sich straff zu beiden Seiten nieder — die nackten Füße schließen sich eng — das Auge wird glanzlos, starr — das Gesicht, alle Glieder, alle Falten der Gewandung versteinern vor unsern Augen . . . Eine steife eckige Isis-Statue der alten Aegypter steht vor uns . . .

Im Nu ist der Stein wieder zu quellendem, reichen Leben erblüht — — um in der nächsten Minute vor des Zuschauers magnetisch gebanntem Blicke wieder zu erstarren: lang hingestreckt kniend am Boden, die blanken Arme mit den flachen Händen auf ein weißes Postament gelegt, den tief ernsten Kopf im Profil vorgeschoben . . . eine Sphinx! Aber weniger die kolossale graue verwitterte Räthselgestalt der alten Aegypter — als die wunderschöne bezaubernde — entsetzliche Sphinx Heine's:

»Ein schönes Weib! Der weiße Blick,
Er sprach von wildem Begehren;
Die stummen Lippen wölbten sich
Und lächelten stilles Gewähren!«

Die Sphinx erhebt sich. Sie streckt die Arme über den Kopf hinaus mit den flachen ausgebreiteten Händen, als trügen sie eine schwere Last. Wie straff die Muskeln sich spannen! Der edle Kopf biegt sich leicht hintenüber — die Augen so groß, so

rund, so starr — um den Mund und die zusammengepreßten Kinnladen jener harte Zug äußerster Anstrengung — gewaltig wölbt sich die Brust vor — der kleine energische Fuß ist auf den Boden gestemmt, wie eingewurzelt . . . eine griechische Karyatide! . . . Ein Zucken rieselt durch die weiße Marmorgestalt — und eine andere Gebälkträgerin steht da — in anderer Haltung, mit anderen Gesichtszügen . . . um sogleich wieder einer neuen Tochter der Stadt Karyä Platz zu machen. Und alle Karyatiden sind gleich schön, gleich edel, gleich wahr!

Auf marmornem Piedestal steht eine wunderschöne weiße Mädchengestalt, ein ahnungsvolles Träumen über die lieblichen Züge ausgegossen — Galatea! Daß doch dies holde Steinbild warmes, blühendes Leben würde! . . . O Wunder! Wie Frühlingsrauschen über den schlummernden Wald und die erstarrten Quellen, zittert es über den kalten Stein. Langsam gewinnt der Marmorleib warmes belebendes Blut, das Auge Glanz und Glut, der Mund ein Lächeln, — die Arme breiten sich sehnsuchtsvoll aus — der Fuß steigt erst zagend, dann freudig nieder von dem Piedestal . . . Im überströmenden Lebensglück sinkt Galatea ihrem Schöpfer Pygmalion an die Brust! —

Das ist Psyche! Die liebreizendste Königstochter, daß selbst Venus eifersüchtig auf sie wird . . . Jetzt: Psyche, die Trauernde, Einsame, verbannt auf den Gipfel eines wüsten Berges . . . Psyche, die Glückliche, von Amor geliebt . . . Psyche, die Neugierige, mit der Lampe in der Hand den schlummernden Gott der Liebe betrachtend. Mit welch reizendem naiven Ausdruck legt sie den Zeigefinger prüfend an die Spitze von Amors Pfeil! . . . Weh! ein Tropfen heißes Oel fällt dem schönen Liebesgott auf die Schulter — er erwacht und . . . muß das ungehorsame Menschenkind fliehen. Arme Psyche! — Ruhelos, angstvoll sucht die Verlassene den holden Geliebten auf Erden und im Olymp . . . Als Sklavin der zürnenden Venus erliegt sie fast unter der Last der ihr auferlegten Arbeiten. Doch Amor hilft ihr. Die Liebe überwindet Alles. Nur nicht die Neugierde

des eitlen Mädchenherzens. Sie öffnet, aus der Unterwelt heimkehrend, die Büchse mit der Schönheitssalbe der Proserpina — und sinkt todt zu Boden ... Vom liebenden Amor mit dem Pfeile berührt, schwebt die geflügelte Psyche zum ewigen Leben der Götter empor ...

Welch ein weiter, gefährlicher Schritt von der holden mädchenhaften Psyche — bis zur versteinten Schmerzensmutter der Niobiden! Unsere Künstlerin darf ihn wagen. Glücksstolz schaut des Königs Amphion Gemalin auf ihren theuersten Reichthum, ihre 14 blühenden Söhne und Töchter, im Uebermuth sogar die Leto verspottend, die nur 2 Kinder hat. Aber diese Kinder sind Götter: Apollo und Diana! — und bereit die Mutter zu rächen. Pfeil auf Pfeil entschwirrt dem Götterbogen und ein geliebtes Kind nach dem andern sinkt vor Niobe's entsetzten Augen todwund zur Erde — — 7 Söhne und 7 Töchter — — bis die mitleidigen Götter die Schmerzensmutter endlich in Stein verwandeln. Welche unsäglichen Schmerzen haben ihre Linien in dies weiße Marmorgesicht gemeißelt!

Ahnt dies Künstlerherz, daß auch ihm der Mutterschmerz einer Niobe beschieden? — Vier erwachsene Söhne von Frau Hendel-Schütz starben durch Selbstmord!

Nach dem lebenden Marmor wird die Künstlerin zu einer Gallerie farbenglühender Gemälde aus der italienischen, altdeutschen und niederländischen Schule.

Da ist Hagar mit Ismael in der Wüste, gekleidet in das leuchtende Blau und Roth des Morgenlandes, — gebrochen, verdürstend, demüthig, doch getragen von ihrem Glauben an einen Gott der Barmherzigkeit und von ihrer Mutterliebe.

Welch ein Contrast zu dieser verstoßenen armen Magd ist dies üppig schöne Weib in den kostbarsten Cachemirs und glitzernden Geschmeiden, im hochmüthigen Auge Eitelkeit und Weltlust! Wie sie wühlt in diesen farbenprächtigen Shawls

und Gewändern, Perlenketten und Goldspangen! Nichts ist ihrer Hoffahrt köstlich genug, sich damit zu schmücken. Hochmüthig prüft sie Alles an ihrer Schönheit — verächtlich schleudert sie es bei Seite ... Das ist die weltliche Magdalena!

Aber sie wird zur reuigen — dann zur büßenden. Das ist die Magdalena Correggio's, wie sie in der Wildniß vor einem Todtenkopf hingestreckt liegt, dürftig in rauhe Felle gehüllt, lesend in dem großen Buch der Bücher. Nur umwallt die schöne Büßerin kein goldiges Haar, sondern das reiche dunkle der Künstlerin.

Der büßenden folgt die in Verklärung sterbende Magdalena.

Und dann eine ganze Gallerie von altitalienischen, altdeutschen und altspanischen Madonnen! Die Verkündigung Mariä, — die Mutter Gottes mit dem Jesuskindlein auf dem Schooße (Rafaels Madonna della Sedia in Florenz), — Mater Dolorosa, — die gekrönte, von Engeln emporgetragene Himmelskönigin!

... Die kleine Komödiantin kam von diesen lebensvollsten »Lebenden Bildern« ganz berauscht nach Hause und von jetzt an war keine weiße Fenstergardine, keine rothe Tischdecke, kein Shawl mehr sicher vor meinen drapirenden Händen, — bis es der Mutter mit der kleinen »Hendel-Schütz« zu bunt wurde und sie ein energisches Machtwort sprach: »Lina, setz Dir kein dummes Zeug in den Kopf. Du sollst keine Komödiantin, am wenigsten eine Hendel-Schütz werden. Die unglückliche Frau hat schon vier Männer gehabt ...«

Vier Männer! Entsetzlich! Das Wort kühlte mich doch sehr in meiner Begeisterung für die reizende Galatea, die himmlische Psyche und heilige Madonna ab. Und ich beschloß fest in meinem Herzen, die liebenswürdigste alte Jungfer werden und bleiben zu wollen, auch wenn die schönsten Pygmalions und Märchenprinzen um mich freien sollten.

»Aber, Mutter, wenn ich nicht Schauspielerin werden darf, kann ich ja auch kein Geld zum sammtenen Lehnstuhl und zur Chokolade für Dich verdienen!«

O sonniges Mutterlächeln!

* * *

Theater und Hof! Das waren die Sonnen, um die sich vor 60 Jahren das ganze Leben einer kleinen deutschen Residenz drehte. Und so war es auch in Karlsruhe.

Die Sonne des Hofes aber war wiederum unsere Bruchsaler Frau Markgräfin Amalia. Eine milde gütige Sonne, Alles um sich her erhellend und erwärmend. Sie war das verehrte Haupt der regierenden Familie, ihr bescheidenes Palais in der Langen Straße im Winter der Mittelpunkt des bedeutsamsten geistigen und geselligen Lebens von Karlsruhe, ihr Herz und ihre Hand die Zuflucht der Armuth. Besonders in den furchtbaren Hungerjahren, die der Kriegsnoth auf dem Fuße folgten und die nach Zugrundegehen der Ernte 1816 und 1817 ganze Schaaren von Hungrigen bettelnd durchs Land irren sahen. Viele blieben an den Wegen vor Erschöpfung liegen. Wie viel Thränen hat da das thränenerfahrene Herz der Markgräfin gestillt, wie viel Hungrige ihre gesegnete Hand gesättigt.

Auch wir Kinder lernten damals Meister Schmalhans als Küchenmeister kennen und — fürchten. Die Semmeln waren so klein, wie Guldenstücke — und der kindliche Appetit riesengroß. Einst kam Bruder Karl mit einem wahrhaft bellenden Hunger aus seiner Junkerschule angerannt und heulte, er wüßte gar nicht mehr, wie einem satten Junker zu Muth sei. Die Mutter hatte ihre wenig tröstliche Kummermiene. Da fing auch ich zur Gesellschaft an zu heulen, nahm des Bruders Hand und sagte: »Komm Karl, wir gehn zur Frau Markgräfin. Die weist keinem Hungrigen die Thür!« — »Und sie kochte heut Hammelfleisch und Weißkohl mit Kümmel«, — stimmte Karl

begeistert ein. »Wie appetitlich das roch, als ich soeben vorbei ging und ein großer Haufen von alten Männern und Weibern ganze Töpfe voll Markgraf-Essen nach Hause trugen!« — Die Mutter aber kratzte in der Speisekammer doch noch einige Löffel voll Mehl zusammen und kochte davon einen stattlichen Kessel voll Suppe. Vor unsern Augen wurde das letzte Ei hineingequirlt. Wir hätten es sonst schwerlich wieder herausgeschmeckt. Und zum ersten Mal wußten wir diese Mehlsuppe — als »sanfte Liebe« sonst mehr gefürchtet als geliebt — nach Gebühr zu schätzen. Wenn auch der unersättliche Karl dabei blieb: »Lina, wie würde auf dies Süppchen erst der Markgräfin Weißkohl und Hammelfleisch schmecken!«

Sah ich der Markgräfin kleine flinke Laufer in den schwarzen Sammetjacken und silbernen Schärpen ihrer vierspännigen Equipage voraufspringen, so rannte ich geschwinde auf die Straße hinab, um der wohlthätigen, geliebten Fürstin meinen allerschönsten Knix zu machen und ein freundliches Lächeln zu erhaschen.

Nach der Markgräfin liebten wir ihren einzigen Sohn, den regierenden Großherzog Karl, am meisten. Er war eine schöne ritterliche Erscheinung, aber oft so bleich und traurig. Man sagte, er sei kränklich. Und er war einst vor Danzig der Zeltkamerad unseres seligen Vaters gewesen und hatte seinen lustigen Adjutanten Bauer so lieb gehabt. Sahen wir Kinder den Großherzog mit seiner Gemalin Stephanie in den schönen Alleen spazieren gehen, so liefen wir ihm treuherzig entgegen und küßten ihm die Hand. Er streichelte uns dann wohl das Haar und sagte mit seinem milden wehmüthigen Lächeln: »Ach! das sind ja meines guten Bauer Kinder! Ganz seine Augen und seine Haare. Daß er so jung schon sterben mußte! Kinder, werdet gut und fröhlich, wie Euer Vater, — aber glücklicher. Ich werde Euch nicht vergessen. Grüßt Eure Mutter!«

Wie schön und holdselig war die Großherzogin Stephanie, die Adoptivtochter des Kaisers Napoleon. Und wie lustig hörte

sich das an, wenn sie mit ihrem französischen Accent deutsch sprach. Und sie konnte selber darüber so hell und herzlich lachen.

Aber der Großherzog wurde immer bleicher und Stephanie lachte immer seltener. Bald hieß es: der Großherzog ist schwer krank und sein Geist verdüstert. Die Aerzte haben ihn nach dem Bade Griesbach im Schwarzwalde geschickt — dann: nach dem Jagdschlößchen Favorite bei Baden-Baden — zuletzt: nach Rastatt! Der Arme hat nirgends Ruhe ... Im December 1818 rollte der großherzogliche Leichenwagen, umgeben von weißröckigen Gardes du Corps, so prunkvoll und dumpf durch die Straßen von Karlsruhe. Der Großherzog war im Schlosse zu Rastatt gestorben und bei Nacht und Fackelbeleuchtung sollte die Leiche in die Fürstengruft nach Pforzheim überführt werden. Sein edles Gesicht strahlte im Sarge von einer rührenden Schönheit, wie ein marmorner Christuskopf.

Der alte Markgraf Ludwig, der bis dahin als eine Art Einsiedler am Bodensee oder in Karlsruhe ganz für sich gelebt hatte, wurde nun regierender Großherzog. Ich sollte später eine für mich verhängnißvolle Audienz bei ihm haben.

Die Großherzogin Stephanie zog mit ihren holden Töchtern nach ihrem Witwensitz Mannheim. Daß ich dort ihr bei zwei Gastspielen nahen durfte, habe ich in meinen »Komödianten-Fahrten« ausführlich erzählt.

Ganz besondern Reiz hatte für mich natürlich das kleine Palais, in dem die Königin von Schweden mit ihren Kindern wohnte. Auf einem Kinderballe bei der Generalin von Freistedt durfte ich wieder mit den lieblichen Prinzessinnen Cäcilie und Amalie tanzen, wie einst auf dem Balle der Frau Markgräfin. Sie erinnerten sich freundlich an ihren ersten Tänzer, den grüngestiefelten, epheubekränzten Waldelfen und wir lachten herzlich mit einander über das närrische Oui und Non. Bald wurde auch ich zu einigen reizenden kleinen Kinderfesten in das schwedische Palais eingeladen.

Und wie mich diese wunderschöne Königin mit den dunklen

Locken und tiefblauen Augen interessirte, seit ich über ihr traurigstes Geschick Einiges gehört hatte und gereift genug war, darüber nachzudenken!

Schon als elfjährige Prinzessin war Friederike von Baden zugleich mit ihrer älteren Schwester, der späteren Kaiserin Elisabeth, 1792 an den Hof Catharina II. nach Petersburg gekommen. Die Zarin vermälte Elisabeth ihrem Enkel Alexander und bestimmte Friederike für Constantin. Die kleine Prinzessin weinte aber stets bitterlich und zitterte an allen Gliedern, wenn der wilde Constantin sich ihr in seiner rohen Weise zärtlich näherte, daß Catharina das »badische Gänschen« schon nach einem Jahre zurücksandte und für Constantin eine Coburgische Prinzessin als Braut kommen ließ. Mit 16 Jahren wurde Friederike die Gemalin des jungen Königs Gustav IV. von Schweden, für den Anckarströms Kugel auf jenem Maskenballe den Thron leer gemacht hatte.

Aber König Gustav war ein unglücklicher Charakter: starr, abergläubisch, voll Sonderbarkeiten und fixer Ideen und von der Unfehlbarkeit und Allmacht seines souveränen Königthums krankhaft durchdrungen. Um so empfindlicher mußte ihn — den legitimen König — der Schlag treffen, als ihn am 13. März 1809 eine Verschwörung in Stockholm gefangen nahm und funfzehn Tage später seine unglückliche Mutter, die verwitwete Königin Sophia Magdalena, ihm in dem Gefängnißschlosse Gripsholm weinend das Bekenntniß machte: Du bist nicht der Sohn Gustav III. — kein legitimer König von Schweden. Entsage freiwillig dem Throne, ehe die Reichsstände öffentlich Deiner Mutter Schuld aussprechen.

Am andern Tage unterschrieb Gustav Adolf IV. die Abdankungsurkunde. Erst im December wurde die königliche Familie aus der Haft des Schlosses Gripsholm entlassen und unter Bedeckung und im strengsten Geheimniß nach Deutschland geführt, der zehnjährige Kronprinz Gustav sogar gesondert von Eltern und Geschwistern.

Im Februar 1810 langte die vertriebene Königsfamilie als Gast der Markgräfin in unserem Bruchsal an. Welch ein schmerzliches Wiedersehen! Dennoch hielt Gustav Adolph IV., der officiell den Namen eines Grafen von Gottorp angenommen hatte, noch im Bruchsaler Schlosse die strengste schwedische Hofetiquette aufrecht. In den Abendgesellschaften nahm er nie einen Stuhl und so durften sich auch die übrigen Anwesenden nicht setzen.

Ostern wollte der kleine schwedische Hof das romantische Schloß Meersburg am Bodensee beziehen, das der Königin Großvater, der Großherzog Karl Friedrich, dazu hatte einrichten lassen. Plötzlich ließ der König Extrapostpferde bestellen, und fuhr nach flüchtigem Abschied von Gattin und Kindern allein in die Welt hinaus ... um die letzteren nie wiederzusehen. Niemand erfuhr, welche neue fixe Idee oder finstere Laune den Unglücklichen so ins einsame, ruhelose Leben hinaustrieb.

Die Königin folgte dem unglücklichen Gatten im Sommer nach Schaffhausen — später nach Altenburg in Sachsen. Der König verlangte: seine Gemalin und Kinder sollten sich mit ihm in Herrenhut niederlassen und fortan ganz als Herrenhuter leben! — Als die Königin darauf nicht eingehen wollte, reiste ihr Gatte in dunkler Morgenstunde ab, ohne Abschied zu nehmen. Sie haben sich nicht wiedergesehen.

Und immer ruheloser irrte der heimatlose König ohne Land umher. Bald miethete er in Colberg eine Barke, um sich auf ein englisches Kriegsschiff zu begeben. Der preußische Festungskommandant hinderte ihn daran. Bald machte er sich auf den Weg nach Rußland. Da er keinen Paß hatte, wurde er an der Grenze zurückgewiesen. Jetzt ging er nach England. Keine Ruhe! Nach der Schlacht von Leipzig bot er seinem früheren Todfeinde, dem illegitimen Kaiser Napoleon seine Dienste als Adjutant an. Napoleon dankte kühl ablehnend. Dann erschien der Graf von Gottorp zu Wien auf dem Kongresse, um für sich und seinen Sohn Gustav die schwedische

Königskrone zu reklamiren. Man antwortete ihm mit Achselzucken. Plötzlich las man in allen Zeitungen eine sehr wortreiche Aufforderung an die gesammte Christenheit: den Grafen von Gottorp auf einem Pilgerzuge an das heilige Grab nach Palästina zu begleiten und sich dem Orden der »Schwarzen Brüder« anzuschließen, den er zu stiften im Begriff sei. Jeder Schwarze Bruder dürfe sich nie den Bart scheeren, zum Zeichen seiner Beständigkeit ... Lauter Seifenblasen, die in der nächsten Minute wieder platzten.

Umsonst bat der depossedirte König »seine lieben Norweger«, ihn unter dem Namen »Gustavsohn« als einfachen Bürger von Norwegen aufzunehmen. Die Schweiz war großmüthiger und machte Herrn Gustavsohn zu ihrem Bürger und Oberst.

Von jetzt an verbat er es sich sehr bestimmt: Majestät! titulirt zu werden. Er antwortete auf seine Anrede: ich bin Schweizer Oberst — nebenbei eine wandernde Satire auf den heiligen Bund, der sich so sehr mit seiner Legitimität brüstet!

In Leipzig besuchte Oberst Gustavsohn gern das Theater. Er saß dann im Hintergrunde von Küstners Direktionsloge. Als der »Freischütz« gegeben wurde und Samiel erschien, fragte der König Küstner: »Wer ist das?« — »Das böse Prinzip — der Teufel!« — Der König schnitt ein Gesicht, nahm seinen Hut und verließ augenblicklich das Theater, um nie wiederzukommen. Mit »dem bösen Prinzip« mochte sein Aberglaube nichts zu schaffen haben.

Einst stand ich als Kind in Karlsruhe mit einer Schulfreundin, die der Post gegenüber wohnte, vor der Thür: da kam eine leichte Extrapostkalesche angefahren. Drin saß ganz allein ein schmächtiger Mann mit einem ausdrucksvollen Kopf, den blauen Rock ganz zugeknöpft. Mit auffallender Beweglichkeit verließ er den Wagen, um neue Pferde zu bestellen. Sein ganzes Gepäck bestand in einer winzigen Handtasche. Kein Diener begleitete ihn ...

Die Leute liefen herbei: den König von Schweden zu sehn. Der plauderte harmlos, nicht ohne eine gewisse Geschwätzigkeit mit aller Welt. Aber er hatte keine Frage — vielleicht kaum einen Gedanken für seine Gemalin und seine Kinder, die doch in derselben Stadt lebten. Als die Pferde gewechselt waren, fuhr er weiter.

So ist der Unglückliche noch mehrere Mal durch Karlsruhe gekommen, ohne sich um seine Familie zu kümmern. Nie hat er seiner Gemalin, seinen Kindern geschrieben. Und doch hatte er zu ihren Gunsten freiwillig auf die ganze ihm von Schweden ausgesetzte Apanage verzichtet, sehr bescheiden von den verkauften Diamanten lebend, die er als sein Privateigenthum aus Schweden mitgebracht hatte.

Nur als die Königin Friederike im September 1826 sterbend zu Lausanne lag, sah man in der Abenddämmerung den Oberst Gustavsohn ihrem Hause gegenüber stehn und lange auf das Fenster des Schlafgemaches starren. Und als die Leiche dann in der Familiengruft zu Pforzheim beigesetzt wurde, stand im Schatten eines Kirchenpfeilers ein Mann, dicht in seinen Mantel gehüllt, und seufzte. Es soll der Oberst Gustavsohn gewesen sein. Was mag in jenen todesschaurigen Stunden in der Seele dieses Menschenräthsels vor sich gegangen sein!

Noch 11 Jahre nach dem Tode der Königin irrte der Ruhelose bedauert und — verspottet durchs Leben. Dann starb er in St. Gallen. Seine Asche fand erst 1845 neben dem Sarge seiner jüngsten Tochter Cäcilie, Großherzogin von Oldenburg, in der Fürstengruft zu Oldenburg eine bleibende Stätte. —

Von dem Zauber der wunderbaren Schönheit ihrer Prinzeß Friederike — von der Familie kosend: Frique genannt — erzählten die Karlsruher folgende romantische Geschichte:

Ein englischer Lord hatte die junge Prinzessin in Karlsruhe gesehen und eine wahnsinnige Leidenschaft für sie gefaßt. Er folgte ihr von Stund an, wie ihr Schatten, aber immer in

respektvoller Entfernung. Besuchte die Prinzessin das Theater — so lehnte der Lord sicher in einer dunklen Logenecke ihr gegenüber und starrte ihre Schönheit an. Für die Bühne hatte er keinen Blick. Ebenso fehlte er nie in der Schloßkapelle. Fuhr die Prinzessin spazieren — so sprengte ihr Ritter sicher denselben Weg dahin. In Baden-Baden — in Bruchsal — in Mannheim — überall, wo die Prinzessin erschien, tauchte auch ihr Schatten auf. Aber stets so achtungsvoll und zurückhaltend, daß kein Hofmarschall ihm einen Abschiedswink zu geben wagte. Seltsamer Weise hat Se. Lordschaft nie versucht, bei Hofe vorgestellt zu werden oder gar sein Idol anzureden.

Kaum war die junge Königin von Schweden — zu Stralsund im October 1797 Gustav Adolf per Procuration angetraut — zu Carlscrona ans Land gestiegen, so sah sie die glühenden Augen ihres Don Quixote aus der jubelnden Volksmenge vorleuchten. Und die Anbetung per distance wurde mit echt englischer Ausdauer in Stockholm fortgesetzt.

Doch nach drei Jahren kam es zur Katastrophe. Die schwedischen Kavaliere hielten ihrer schönen Königin zu Ehren vor dem Schlosse Drottingholm ein glänzendes Turnier ab. Die Königin sollte dem Sieger den Lorbeerkranz aufs Haupt setzen und die von ihr eigenhändig gestickte Schärpe umhängen. Ein lockender Preis für schönheitdurstige Herzen.

Schon haben einige Ritter ihre Lanzen zersplittert. Da reitet in schwarzer, prächtiger Rüstung, mit seinem Knappen und flatterndem Banner in den Lieblingsfarben der Königin, ein fremder Ritter in die Schranken — — unser Lord. Er schwingt eine blitzende Streitaxt und fordert mit laut schallender Stimme ebenbürtige Ritter zum Zweikampf heraus: mit gleicher Waffe auf Tod und Leben — für den Siegespreis der Schönheit . . .

Der junge Freiherr von Torstenson tritt vor und hebt den hingeworfenen Handschuh auf.

Aber auf Befehl des Königs weis't ein Herold den Lord als Störenfried eines harmlosen Lustturniers mit seiner blutigen Herausforderung vom Kampfplatz. Das Volk reißt jubelnd sein Banner in Stücke. Se. Lordschaft wird auf ein Schiff geführt und gezwungen, sein schriftliches Ehrenwort abzugeben: nie wieder den Boden Schwedens zu betreten . . .

Und man sah und hörte nichts mehr von diesem fahrenden Ritter von der traurigsten Gestalt.

Mein leidenschaftliches kleines Herz wurde nicht müde, solche erlauschten, halb verstandenen Geschichten in den wunderschönen Augen der unglücklichsten Königin nachzulesen, die in stiller Nacht so viel weinten, daß man das Kopfpolster von den geflossenen Thränen verstockt fand. —

Auch das Palais der Reichsgräfin Louise von Hochberg, einst Fräulein Geyer von Geyersberg, Witwe des Großherzogs Karl Friedrich, und ihrer stattlichen Söhne Leopold und Wilhelm, beschäftigte die Geisterseher des alten Karlsruhe nicht wenig. War doch Markgraf Leopold — nach dem Tode der beiden Prinzen der Großherzogin Stephanie und bei der Kinderlosigkeit des alten Großherzogs Ludwigs — der zukünftige Thronfolger Badens.

Welche Feste, welche Lust und Pracht gab es da zu sehen, als im Juli 1819 die Hochzeit des Markgrafen Leopold mit der Prinzessin Sophie, der ältesten Tochter der Königin von Schweden, gefeiert wurde. Mit der Mutter hatte ich den ausgestellten reichen und reizenden Trousseau ansehen dürfen. Wie war's nur möglich, daß eine Dame allein — und war's auch eine Prinzessin — in ihrem ganzen Leben so viele köstliche Kleider, Atlasschuhe, Strümpfe und Taschentücher verbrauchen konnte. Ach, wie armselig kamen mir nachher meine Kommodenschiebladen vor, deren Schätze mich doch bis dahin so reich gemacht hatten. Und nun erst gar der Staat bei der Trauung im Schlosse! Da trug die Braut ein ganz silbernes Kleid, wie eine Märchenprinzessin, und unter dem blühenden

Myrtenkranze funkelte es von Diamanten. Reizender aber waren doch noch meine beiden kleinen Prinzessinnen Amalie und Cäcilie in ihren weißen duftigen Tüllkleidern — wie weiße Rosenknospen. Und dann die prächtigen Feuerwerke und Festtheater! Der Intendant Freiherr von Auffenberg hatte die Festoper gedichtet: »Berthold I. von Zähringen«. Viel mehr aber gefiel mir das glänzende »Turnier von Kronstein«, das ich ebenfalls bei diesen Festen zuerst sah. Wie wunderschön und prächtig sah Amalie Neumann als Elsbeth auf ihrem Schimmel aus! Ach, da wuchs der kleinen Komödiantin das Herzchen doch mal wieder so recht sehnsuchtsvoll nach den strahlenden Brettern! — Ich glaube, es war auch bei Gelegenheit dieser Hochzeitsfeierlichkeiten, daß ich den Markgrafen Leopold mit Mad. Neumann auf dem Museumsballe tanzen sah. Das schönste Paar unter allen Tänzern!

In der Karl-Friedrichstraße lebte endlich noch still und wohlthätig die verwitwete Markgräfin Friedrich mit ihrer Schwester, der Prinzessin Auguste von Nassau-Usingen, und deren Gemal, dem Grafen Friedrich Wilhelm von Bismarck. Es wollte durchaus nicht in meinen kleinen selbstdenkenden Kopf, daß der Gemal einer Prinzessin nicht auch Prinz oder die Frau eines Grafen nicht Gräfin sein sollte.

Graf Bismarck hatte jenen schauerlichen Winterfeldzug nach Rußland mitgemacht und war wie durch ein Wunder dem Untergange entronnen, obgleich die Kosacken ihm seine Pferde und selbst die nothdürftigste Kleidung nahmen und er, noch ermattet vom Typhus und Entbehrungen aller Art, in dem Gedränge an der Beresina seine sämmtlichen Leute verlor. Er hatte aber die Energie und den — Stern der Bismarcks und wurde der später so berühmte württembergische Reitergeneral und Gesandte an den Höfen zu Karlsruhe, Berlin und Dresden —— und nebenbei mein erster Kritikus im Stuttgarter »Morgenblatt«.

Dieser ganze vielköpfige und buntgestaltete badische Hof

fand sich im Sommer gewöhnlich in dem schönen Baden-Baden wieder zusammen. Das war damals noch kein Luxusbad mit glänzenden Spielsälen, Pariser Restaurants und kostspieligen Toiletten, — nur die reizendste Ländlichkeit. Die Preise waren so mäßig, daß ganze Familien allsommerlich aus Karlsruhe dahin übersiedelten. Auch die Mutter machte es durch weise Sparsamkeit möglich, mit mir fast regelmäßig einige Wochen dort zu sommern, ohne unser bescheidenes Jahresbudget zu überschreiten. Das waren dann herrliche Ferientage.

Ich weiß noch sehr deutlich, daß wir in dem alten »Zähringer Hofe« zwei kleine, einfach geweißte Stübchen ohne Sopha's und mit winzigen Spiegeln bewohnten. Ein helles Waschkleid und runder Schäferhut genügten vollkommen für Promenade, Kaffeekränzchen, Ausflüge in die reizende Umgegend und den abendlichen Tanz im schmucklosen Saale des Conversationshauses. Und wie ungenirt und fröhlich mischten sich dort die höchsten Herrschaften in die Reihen der Tänzer!

Fragte man dann: Wer ist denn jener junge Herr mit dem rosig blühenden heiteren Gesicht, der die schönsten Tänzerinnen so unermüdlich im Ländler schwingt? — so hieß es einfach: Der Kronprinz Ludwig von Bayern!

Für meine rege Kinderphantasie aber wurde der lustige Kronprinz noch viel interessanter, als ich hörte: Er hat in seiner Wiege auf einem Kopfkissen geschlummert, das gepolstert war mit — Schnurrbärten. Als er nämlich 1786 zu Straßburg geboren wurde, so wußten die alten Grenadiere seines Vaters, der damals noch Herzog Max Joseph von Zweibrücken und französischer General in Straßburg war, dem geliebten Führer ihre theilnehmende Freude nicht besser zu bezeugen, als dadurch: daß sie sich sämmtlich ihre stolzen Schnurrbärte abschnitten und mit denselben ein Kopfkissen für den kleinen Prinzen füllten ... Ach, wie sich's wohl auf Grenadier-Schnurrbärten schlafen und träumen ließ? Das beschäftigte mich lebhaft!

Und dort promenirte auch der gute alte König Max Joseph

von Bayern, an jedem Arm eine seiner wunderschönen jungen Zwillingstöchter, die einander so ähnlich sahen: die späteren Kronprinzessinnen von Preußen und Sachsen. Der leutseligste, bürgerlichste und menschenfreundlichste Monarch, den ich je gesehen habe. Sein Gesicht strahlte stets in einem milden, väterlichen Lächeln. Für Jedermann hatte er ein wohlwollendes Wort. Wollte er ausfahren, so mußte er bis zum Wagen erst ein förmliches Spalier von Bittenden passiren. Da hatte er denn die Börse in der Hand und theilte unermüdlich und mit der hellen Freude am Wohlthun nach rechts und links Silbermünzen aus. War die Börse leer, so schwenkte er sie in der Luft und rief: Kinder, für heut bin ich abgebrannt. Morgen mehr!

Zum letzten Mal sah ich Max Joseph von Bayern in einem gar wunderlichen Aufzuge auf der öffentlichen Promenade zu Baden-Baden. Er führte die Königin Karoline am Arm und hatte ihr soeben in einem der Läden an der Promenade einen schönen rosa Atlashut mit weißen Straußenfedern gekauft. Natürlich hatte die Putzmacherin den Hut der Königin ins Palais senden wollen, aber Max Joseph bestand darauf, ihn sogleich mitzunehmen. In der Hand wurde ihm der zarte Putzartikel doch bald unbequem — da steckte er, kurz entschlossen und mit vergnügtem Lachen über den guten Einfall, den Hut auf den Knopf seines Spazierstockes und trug ihn so hoch in der Luft, wie ein seliges Bäuerlein, das seinem Schatz etwas Hübsches vom Jahrmarkt mitbringt. Die Königin wurde zusehends verlegener, je größer das Gefolge der Neugierigen wurde. Aber umsonst bat sie, ihren Händen den Hut zu überliefern. Seelenvergnügt trug der König ihn nach Hause.

Auch des Königs Schwiegersohn, den stattlichen und liebenswürdigen Herzog Eugen von Leuchtenberg, einst Vicekönig von Italien, sah ich mit seiner schon stark verblühten, aber noch immer graziösen Schwester Hortense, Herzogin von St. Leu, einst Königin von Holland, und ihrem jungen schmächtigen Sohne Louis — später Kaiser Napoleon III. — in Baden-

Baden. Abends stand ich dann wohl mit andern Badegästen unter den offenen Fenstern der herzoglichen Wohnung und lauschte, wie Herzog Eugen mit angenehmer Stimme das »Partant pour la Syrie« und andere Romanzen seiner Schwester Hortense sang.

An Baden-Baden knüpft sich mir auch ein geflügeltes Wort, das ich noch heute zuweilen zum Ergötzen meiner Freunde mit dem Beiwerk mimisch-plastischer, komisch-drastischer Darstellung zum Besten geben muß. — An der für mich so überköstlichen, reichbesetzten table d'hôte des »Zähringer Hofes« saß uns gegenüber die reiche, fette Madame Hirsch mit einem eigenthümlichen Froschgesicht — roth wie eine Ranunkel, ewig schwitzend, das schwarze Haar fest an die Schläfen geklebt, essend für Vier, dabei schlingend, als wenn der Laubfrosch Fliegen schnappt, unerschöpflich raisonnirend über »das Fraß« und die Kellner kommandirend, kurzathmig wie eine ausgeleierte Drehorgel und aufs Tiefste durchdrungen von ihrer Wichtigkeit und ihren Hunderttausenden. Ich liebte Madame Hirsch nicht. Ja, ich fühlte, wenn ich Kellner vom Zähringer Hofe wäre, ich würde Madame Hirsch mit der ganzen Glut einer malträtirten Kellnerseele hassen können. Sie wäre »mein erster Haß« gewesen.

Eines Mittags hatte der Nimmersatt schon zweimal die Platte mit Entenbraten auf ihren Teller geleert und mit erstaunlicher Geschwindigkeit hinabgeschnappt, da quäkte schon wieder die fette Stimme laut durch den Saal: »En — te will i! En — te!«

Der Kellner springt mit einer Platte voll Kalbsbraten herbei, entschuldigend, daß keine Ente mehr vorhanden. Voll sittlichster Entrüstung stößt Madame die Platte zurück, ihr Gesicht entflammt zur »Brennenden Liebe«, die Froschaugen quellen noch runder vor und immer lauter — immer fetter quäkt es Kellner und Wirth an: »En — te — En — te will i!« — bis meine Lachlust losplatzt und mit mir die ganze Tafel-

runde in schallendes Gelächter ausbricht. Am andern Tage war die Froschmadame verschwunden. Aber im Zähringer Hofe hörte man noch lange von Gästen und Kellnern lachen: »En—te will i!« Ich konnte es am Besten nachmachen.

So wurde Madame Hirsch die erste Studie für das Nachahmungstalent der kleinen Komödiantin und ihr Wort für mich und die Meinen zum geflügelten.

Zu dem Bilde der kleinen Lina aus jenen frohen Kindertagen finde ich in einem Briefe der Mutter vom Jahre 1817 noch einige Farben: . . . »Meine Jungens machen mir oft den Kopf warm, denn es gibt der Bedürfnisse für sie so viel, doch sind sie fleißig und brav. Linchen wird recht groß, aber es ist noch viel kindisches Wesen in ihr. Wie war mein Lottchen in ihrem zehnten Jahre schon so verständig! Sonst aber würdest Du, liebe Louise, Linchen sehr zu ihrem Vortheil verändert finden, seit sie vor zwei Jahren bei Euch in Stetterburg war. Sie hält sich und ihre Kleider jetzt immer hübsch sauber und in der Schule und am Klavier ist sie sehr fleißig. Ich muß ihr oft erzählen, wie unartig sie damals noch in Stetterburg war und wie sie ihre Kleider immer im Spiel mit den geliebten Hunden und andern Thieren beschmutzte. Da wird sie feuerroth vor Scham und sagt: Ach, wie schäme ich mich, daß ich so unartig sein konnte. Was müssen der gute Onkel und die Cousine von mir denken! Und doch denkt sie noch mit aller Zärtlichkeit an ihre alten Spielkameraden zurück: den großen Bollo und die kleinen Schäfchen! . . . Die Freude, welche Lina über Deines gütigen Vaters Geschenk gehabt hat, kann ich Dir nicht beschreiben. Die schöne Wolle für mich und der blanke Dukaten für Lina kamen grade an, als die Messe anfing und ich ihr versichert hatte: sie bekäme dies Mal gar nichts vom Jahrmarkt, weil ich für die Jungens so viele nöthige Ausgaben hätte. Aber es hatte ihr am Sonntag Abend am Licht eine feurige Rose gebrannt und sie behauptete wohlgemuth: das bedeute ein Geschenk! Und richtig, schon am Montag waren

Eure Gaben der Liebe da. Mit welchem Jubel das Kind da in der Stube umhersprang! Die Wolle will sie mir über Winter spinnen und stricken helfen, von dem Dukaten aber sollen ich — die Brüder — Marianne — alle Welt ihre Meßgeschenke abbekommen. Sie hat überhaupt ein liebes kleines Herz zum Schenken und Freudemachen. Nun aber soll ich ihr durchaus sagen, ob wohl der gute Onkel geahnt hätte, daß sie sich wegen der Brüder so Manches versagen müßte? ... Hilft der liebe Gott mir nur noch fünf Jahre so väterlich weiter, dann hoffe ich mit den Kindern aus allen Sorgen zu sein: Karl ist dann Offizier, Louis in Frankreich in einer Handlung und Lina Gouvernante ...«

Lina — Gouvernante! Arme kleine Komödiantin!

---

4. Die kleine Gouvernante.

Verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen!
Goethe's Tasso.

Ja, Gouvernante sollte die kleine Komödiantin werden! Das hatten die Mutter, die Onkel und Tanten und die »großen« Brüder so beschlossen. Was blieb dem armen vaterlosen Offizierstöchterlein auch anders übrig, da von der Schauspielerin ja natürlich nie im Ernst die Rede sein konnte! Der Onkel General in Cassel hatte ganz bärbeißig gesagt: Eine Bauer auf den Komödiantenbrettern? — eher Viehmagd! — Und einen Mann würde das arme Ding ohne einen Kreuzer Vermögen auch schwerlich bekommen ... Als ob ich schon Einen wollte!

Also Gouvernante! Und ich verschluckte meine Thränen und lächelte Ja dazu. Hatte die Mutter doch so Kummer genug und ich wirklich den redlichsten Willen, ihr nur Freude zu machen. Zur Belohnung durfte ich abends in die Komödie gehn. Es wurde Kotzebue's lustiger »Wirrwarr an allen Ecken« gegeben. Aber ich konnte gar nicht so recht von Herzen lachen, wie sonst. Zwischendurch fiel mir immer die alte, näselnde, entsetzlich gelehrte und gestrenge Zukunfts-Gouvernante mit großer schwarzer Hornbrille, Schnupftabacksdose und langmageren englischen Löckchen: Mademoiselle Lina Bauer ein — mit riesiger Gänsefeder und rother Tinte 99 französische Hefte kleiner lustiger Fluseköpfe korrigirend ... und Thränlein auf Thränlein rollte in den tollen Hurlebusch-Wirrwar hinein ...

All' jene Lust und Herrlichkeit dort oben auf den Brettern sollte ja für mich nun auf immer vorbei sein!

Natürlich konnte mich nur die französische Schweiz zur perfekten Gouvernante stempeln. Mein funfzehnjähriger Bruder Louis war schon seit einem Jahre in dem berühmten Institut Droz zu Neuchâtel. Durch ihn trat die Mutter mit Madame Guyot, Vorsteherin einer Erziehungsanstalt des jeunes filles à Hauterive, ganz in der Nähe von Neuchâtel, in Verbindung. In den Osterferien 1820 kam Louis zum Besuch nach Karlsruhe und holte mich ab in die Schweiz. Die Mutter ging inzwischen zu den braunschweigischen Verwandten nach Stetterburg, versprach aber, uns im nächsten Sommer auf einige Monate am Neuchâteller See zu besuchen.

Die erste Trennung von der besten Mutter! Der erste Schritt aus der Heimat — hinaus in die fremde Welt! Und ich war noch nicht zwölf Jahre alt. Ob meine Thränen flossen!

Doch ich hatte den zärtlichsten und verständigsten, »erwachsenen« Bruder neben mir in der stuckernden Malleposte — und ein sonst so leichtes, fröhliches Kinderherz in der Brust. Dazu schien die Frühlingssonne so hell und warm und auf der Fahrt durch das schöne badische Land und die tannenduftigen Thäler des Schwarzwaldes gab es so viel neue Wunderdinge zu sehen, daß die Thränen immer linder flossen ... Und in Basel — da konnte ich schon wieder so recht übermüthig lachen — — über den lustigen »Lallekönig!«

Der sah auch gar zu pudelnärrisch aus, dieser abscheulich häßliche, pausbackige Kopf unter der alten Uhr des Rheinbrückenthurmes, der jede Minute seine lange rothe Zunge vorstreckte und vorquellende Froschaugen machte, wie Madame »Ente will i!« in Baden-Baden. Und die kleine Gouvernante blies ihre rothen Bäckchen auf und machte Froschaugen und den Lallekönig so getreu nach, als wäre sie noch die glücklichste kleine Komödiantin — und dann lachten Bruder Louis und ich in die Wette über den lieben garstigen Lallekönig. Und wollte

unterwegs oder später in der Pension wieder ein Heimweh-Thränlein vorspringen, so brauchte Louis nur zu sagen: »Lina, wie macht der Lallekönig?« — und durch den Regen brach sogleich die liebe Sonne vor. Oder Louis hub an:

»Wacht auf Ihr Menschen und thut Buß —«

und ich stimmte lustig ein:

»Ich heiß zum goldnen Rinderfuß!«

oder:

»Auf Gott ich meine Hoffnung bau —«
»»Und wohne in der goldnen Sau!««

— wie unter den seltsamen goldnen Merkzeichen so mancher alterthümlichen Häuser Basels früher zu lesen war. — Auch ist mir noch erinnerlich, daß ich damals um keinen Preis in dem sonst so behaglichen alten Basel hätte leben mögen: weil des Lallekönigs und alle andern Uhren der Stadt eine volle Stunde früher gehen, als die liebe Sonne, und also nach meiner Logik in Basel auch die Kinder eine Stunde früher aufstehen müßten. — Als am 1. Januar 1779 der Stadtschultheiß von Basel alle Uhren zum ersten Mal nach der Sonne reguliren ließ, erhob sich in der Stadt eine Revolution, bis die Zeiger wieder eine Stunde vorgerückt waren. Auch daß die Basler einst — in grauen Zeiten — einen armen schönen Hahn öffentlich durch den Henker hatten verbrennen lassen, weil er ein Basilisken-Ei gelegt haben sollte, empörte mein thier- und lichtfreundliches Herz nicht wenig. Aber die Basler Leckerli — die waren delikat, in der Mallepost zu knuspern. Ich weiß sie noch heute zu schätzen.

Endlich kamen wir an dem wunderschönen Neuchâteller See an — so groß, wie ich noch keine Wasserfläche gesehn hatte. Und dahinter im rosigen Abendglühn thürmten sich die stolzen, kühn gezackten Alpen auf in schimmernder Gletscherkette, von den Berner Schneebergen an bis zum Montblanc und Mont Rose. Ach, das war doch noch viel — viel schöner, als die so bewunderten Karlsruher Dekorationen im »Wilhelm Tell!«

Dort im grünen Winkel am See liegt das malerische St. Blaise mit seinem grauen Kirchlein! — Jetzt kommt das freundliche Haute-Rive . . . und wir hielten vor einem großen, düsteren Gebäude mit dicken Steinwänden, das früher ein Kloster gewesen war und jetzt meine Heimat werden sollte. Die Thorglocke gellte unter Bruder Louis Hand so unheimlich laut. Wir traten auf einen weiten Hof mit grünendem Rasen und einem mächtigen alten Wallnußbaum, dessen junge Blättchen lenzfrisch dufteten. Das war der Spielplatz. Madame Guyot, eine würdige Erscheinung im braunseidenen Kleide, freundlichen braunen Augen, rothen Bäckchen und einer großen weißen Tollenhaube schloß mich so recht mütterlich in die Arme, wischte mir die wieder hervorbrechenden Thränen von den Wangen und sagte: »Si vous êtes bonne, brave et diligente, nous vous bien aimerons, ma petite Line!« — Ach! aber nur auf französisch sollte ich von jetzt an geliebt werden! Wie klang doch die deutsche Mutterliebe so ganz anders!

Neben der Vorsteherin lächelten mich zwei erwachsene Töchter freundlich an. Im Hintergrunde lauschten achtzehn junge Mädchen von 10 bis 16 Jahren der neuen Kameradin neugierig entgegen . . .

Bruder Louis fuhr weiter nach Neuchâtel, nachdem er versprochen, mich so oft wie möglich zu besuchen, — — und ich war in der Pension!

In der Pension! Ich könnte ein ganzes Buch darüber schreiben, so frisch und farbenreich blühen die alten seligen Tage mit ihren großen Freuden und kleinen Leiden wieder vor mir auf. Und ich habe hier nur ein kurzes Kapitel für sie Raum.

Der Sommer ging mir in der reizvollen Gegend, in dem neuen Leben und unter den neuen Freundinnen wie im Fluge dahin — — und mit den frohsten Erwartungen sah ich dem Winter entgegen. Sollte er uns Allen doch das herrlichste Fest der Pension bringen: la comédie!

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Das Komödienspiel der Pensionärinnen am Dreikönigsabend vor einer glänzenden geladenen Gesellschaft aus Neuchâtel, St. Blaise und Haute-Rive! Wie viel Wunderschönes und Wunderbares hatte ich von den älteren Pensionärinnen schon über dies Zauberfest gehört — und wie manchen goldnen Traum hatte mein kleines sehnsüchtiges Herz daran gereiht! Und dazwischen wieder das zweifelnde Bangen: Werde ich mitspielen dürfen, ich, die ich erst seit einem halben Jahre Französisch parlire? Wird meine Aussprache genügen? Ach, wenn Mlle. Constanze Guyot, unsere französische Lehrerin und das belebende Element unserer geselligen Freuden, Dich wegen mangelhaften Accents vom Komödienspiel zurückwiese? Welche Schande! Welches Herzeleid!

Mit verdoppeltem Eifer übte ich mich im Französischen. Für die Deklamationsstunde lernte ich den großen Monolog aus Racine's »Phèdre« auswendig:

Et je vis et je soutiens la vie ...

— und recitirte ihn so zur Zufriedenheit von Mlle. Constanze, daß ich sogleich auf die Liste der Actricen gesetzt wurde. Wie stolz, wie selig schrieb ich das der Mutter! Die kleine Gouvernante wurde ganz in den Hintergrund geschoben. Dem Monolog der Phädra aber bewahrte ich eine liebevoll dankbare Erinnerung. Als ich drei Jahre später als erste Liebhaberin am Königstädter Theater in Berlin mit der liebenswürdigen Spitzeder »Die Sängerinnen« spielte:

»Ich bin die erste Sängerin!«

— und als Einlage französisch deklamiren sollte, so recitirte ich erinnerungsdankbar frisch drauf los:

Et je vis et je soutiens la vie.

Mit welcher fröhlichen Geschäftigkeit ging es nun an die Vorbereitungen zu unserer Komödie! Zwei Stücke sollten gegeben werden, das einaktige »Les cerises!« und das dreiaktige: »La rosière!« von Mad. de Genlis.

Nun Rollen-Vertheilung! Größte Aufregung in der ganzen Pension. In dem ersten Stück wurde mir ein ziemlich unbedeutender Bauernbursche in weißen Höschen, schwarzem Sammtjäckchen mit silbernen Knöpfen und Strohhut mit blauem Bande zu Theil. Ich durfte nicht übermäßig stolz auf diese Rolle sein. Aber sie war doch immer besser, als gar keine.

Die reizende Rosière erhielt meine liebste Freundin, die holde Virginie, zuertheilt. Ich sagte mir immerfort: Virginie wird sicher das würdigste Rosenmädchen sein! Ich gönnte ihr diesen Triumph auch von Herzen — aber ein heimlich Thränlein habe ich doch geweint um diese schöne, liebenswürdige und o! so unerhört tugendhafte — mir verlorne Rosière.

Mère Geniève mußte nothwendig unsere robuste alterthümliche Pensions-Seniorin, eine Genferin mit der geschwätzigsten Zunge und den bäurischsten Manieren spielen — propter barbam et staturam! — wie Bruder Louis sagte.

Mais Mr. le curé — wer sollte den alten ehrwürdigen Pfarrer mit den schneeweißen Haaren, Schnallenschuhen, langen schwarzen Wollenstrümpfen und noch längeren salbungsvollen Phrasen spielen?

Miß Luce Thomkins!

Shocking! Miß Luce weist den Curé voll Entrüstung zurück. Ma chère mère habe ihr auf das Strengste verboten, jemals ihre keuschen Lippen durch das Wort culotte zu beflecken — und nun solle sie gar une culotte anziehen? »Horrible! Jamais! Jamais!«

Und auch keine Andere von den Mitschülerinnen wollte den alten weißhaarigen Pfarrer spielen. Ja, wenn er noch jung und hübsch wäre!

Da bat ich denn: »Mademoiselle, geben Sie mir noch den guten Curé — ich bin ja doch schon für den Abend un garçon! Ich will mir auch die größte Mühe geben, recht alt und würdig auszusehen!«

Und so erhielt ich zu meinem munteren Bauerburschen noch den alten Pfarrer.

Welch Eifer beim Einstudiren der Rollen! Welche Geschäftigkeit und Wichtigkeit beim Beschaffen der Kostüme! Bruder Louis wurde mein Retter in der Noth. Unermüdlich schleppte er mir herbei, was ich von seinem und seiner Kameraden Kostüm zur Noth anziehen konnte. Dann besorgte er mir eine reizende weiße Lockenperrücke mit Haarbeutel. Ich war selig.

Mit Jubel wurde kurz vor dem Dreikönigstage im Hintergrunde des großen Saales aus Bettschirmen, Gardinen und Tannenguirlanden eine kleine Bühne aufgebaut — — und endlich, endlich begann mein erstes Debüt auf den geliebten Brettern. Mit sprudelndem Uebermuth spielte ich den verliebten Bauerburschen —— mit steifer Würde, zitternder Stimme und großer Salbung den alten Curé. Unsere Gäste aus Neuchâtel wollten gar nicht glauben, daß Jean Pierre und Mr. le Curé ein und dieselbe Person seien — bis ich mir den Mehlstaub und die schwarzen Kreidestriche abgewischt hatte und mein rosiges rundes Apfelgesicht wieder so fröhlich aus der weißen Perrücke hervorlachte. Diese, sowie das übrige Curé-Kostüm legte ich auch nachher beim Tanz um keinen Preis ab.

Mein erstes Debüt! Mein erster Triumph auf der Bühne! Denn mir wurde allgemein das Lob ertheilt: meine einander so fernliegenden beiden Rollen am charakteristischsten gespielt zu haben!

Das gab der kleinen Gouvernante, die bis dahin so ergeben in den Willen und die bessere Einsicht der Mutter auf die zukünftige Erzieherin hingearbeitet hatte, einen gefährlichen Stoß. In Lust und Weh schrieb ich nach Hause: »Liebe beste Mutter! Wenn es sein muß, so will ich ja recht gern eine alte häßliche Gouvernante werden — aber wenn es sein kann, so möchte ich doch lieber eine liebenswürdige Komödiantin sein. Auf meinen Knien flehe ich Dich an. Es würde mein höchstes

Glück sein — und all das viele Geld, das ich dann bald verdienen könnte, brächte ich Dir immer treulich nach Hause. Nur jeden Sonntag hätte ich gern 6 Kreuzer für Windbeutel mit Schlagsahne, weil ich sie so gern esse. Den einen Windbeutel sollst aber Du haben, weil Du ihn auch so gern ißt. Alle sagen, daß ich den alten Pfarrer so brav gespielt hätte, als wäre ich ein Mann und ein gelernter Schauspieler. Also bitte, bitte, liebe gute Herzensmutter . . .«

Die Mutter aber antwortete beruhigend — ausweichend und vertröstete mich auf ihr Kommen im Sommer. Und im Juni war sie da und konnte noch unser sommerliches Hauptfest, die herrliche Fahrt nach der Petersinsel mitmachen. Virginiens Mutter, die gute Pastorwitwe in St. Blaise nahm mein Mütterchen auf mehrere Monate in Pension und jede Woche durften Louis und ich zwei Mal zum Besuch kommen. In St. Blaise gab die Mutter den Pensionen Droz und Guyot einen glänzenden ländlichen Ball mit Himbeerbowle und selbstgebackenem Apfelkuchen — und noch dazu: à discretion! Unser blinder Geiger spielte hinreißend und unermüdlich — so elektrisirte ihn die Himbeerbowle. Wie stolz ich auf mein Mütterchen war, das baare 10 Frs. für unser Vergnügen geopfert hatte, — und wie Alle mich um diese gute, schöne, splendide Mutter beneideten, die noch zum Ueberfluß so delikaten Apfelkuchen backen konnte.

Durfte ich da wohl das Herz haben: keine garstige alte Gouvernante werden zu wollen? Mit heimlichen Thränen grub ich der armen kleinen glücklichen Komödiantin in meinem Herzen wieder ein kühles, stilles Grab.

Die Mutter schrieb im August 1821 von St. Blaise an ihre so geliebte Cousine Luise Leopold, die inzwischen nach Hamburg geheirathet hatte:

»Könnte ich Dir doch mündlich erzählen, wie mich das Wiedersehn meiner Kinder beglückt hat! Nun sind sie groß und beinahe erzogen. Wie viel Wonne und Beruhigung gibt dieser

Gedanke dem Mutterherzen! Ich kann Gott nicht genug danken, daß sie — seit 12 Jahren vaterlos — doch gut und brav geworden sind und mir alle Freude machen. Wie manchen Schmerz hat mein Herz in diesen Jahren empfunden, wie manche Sorge meinen Geist niedergedrückt, und wie dankbar darf ich jetzt der Vorsehung sein, daß sie mich durch meine guten Kinder so reich belohnt. Louis ist in diesem Jahr, seit ich ihn nicht sah, so gewachsen und ein so gebildeter und geschickter Mensch geworden, daß ich ganz erstaunt vor ihm stand. Auch Lina ist groß und stark und von blühender Gesundheit. Ihre Nase, die in der Kindheit ihr den Namen »Großnase« nicht mit Unrecht eintrug, ist zum Glück im Wachsthum etwas zurückgeblieben, so daß selbst die Mutter Linchen wohl ein recht hübsches, angenehmes Mädchen nennen darf. Sie hat dies Jahr sehr gut angewendet, spricht fließend und wohlklingend französisch, ist in der Musik die beste in der Pension und auch sonst sichtbar fortgeschritten. Dabei ist sie noch immer dieselbe lebensfrohe vergnügte Seele und die natürliche gute Lina mit dem reinsten kindlichen Sinn, wie früher; nichts Gezwungenes und Affektirtes ist in ihr und an ihr. Die Noten, die Du mir für sie mitgegeben hast, haben ihr unendliche Freude gemacht. Sie spielte sie gleich vom Blatt. Die wunderschöne Polonaise und der Hamburger Walzer sind die Lieblinge der jungen Tanzlustigen geworden ... Als ich mit Lina über die Gouvernante sprach und ihr sanft und ernst alle Gründe wiederholte, die Du, geliebte Louise, und ich so oft dafür erwogen haben, da brach wohl noch ein Thränlein vor, weil sie ihrer vergötterten Bühne entsagen mußte — aber sie schluckte sie schnell hinab und umarmte und küßte mich zärtlich und versprach, die letzten Monate hier mit doppeltem Fleiße zu lernen, um in der Welt recht nützlich werden zu können. Sie möchte recht viel leisten, um mir und den Brüdern nur Freude zu machen und dereinst hülfreich zu sein. Ich freue mich innig, daß dies 13jährige Mädchen einen so ernsten guten Willen und den Muth und die

Kraft der Entsagung zeigt. Denn wie schwer es ihr wird, auf die Freuden der Bühne zu verzichten, merke ich aus vielen kleinen Zügen. So bat sie mich verschämt, mir doch von Guyot's und von meiner guten Pfarrerin erzählen zu lassen: ob sie den weißhaarigen Curé nicht brav gespielt habe! — Und merkwürdig: Alle stimmen darin überein, daß der alte Pfarrer eine ganz wunderbare Charakterleistung für ein so junges Mädchen gewesen sei . . .«

Und wenige Monate später hieß es:

Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin!

Ich kehrte im Spätherbst mit der Mutter nach Karlsruhe zurück, um Confirmationsunterricht zu erhalten und mich durch Privatstunden weiter zur Gouvernante auszubilden.

5. Die erste Gage.

O gebis Gott e Chinderſinn!
's iſch große Troſt und Sege drin.
Sie ſchlofe wohl und traue Gott,
Wenn's Spieß und Nägle regne wott.
Hebel.

In Karlsruhe nahm ich bei meinem früheren Lehrer, dem badiſchen Muſikdirektor M. Marx ſogleich die Klavierſtunden wieder auf. Da ich inzwiſchen in der Penſion auch an Profeſſor Kilchenſtein in Neuchâtel einen trefflichen Lehrer gehabt hatte, ſo konnte ich ſchon im nächſten Winter Mozarts D-moll-Concert mit Orcheſter in einem Dilettanten-Concert der Muſeum-Geſellſchaft öffentlich ſpielen. Mit ſo überraſchendem Erfolge, daß Marx und alle Welt die Mutter beſtürmten: mich zur Klavier-Virtuoſin ausbilden zu laſſen! Auch ich hätte mich gern ganz der Muſik gewidmet, wenigſtens viel lieber, als dem gefürchteten Gouvernantenthum — aber Schweſter Kapuzinerin in Bruchſal ſtand warnend — drohend vor mir.

— Marx ſpielte wunderſchön Violoncell und es war mir die größte Freude, mit ihm Duo's ſpielen zu dürfen. Seine Frau war eine berühmte Schönheit — eine verlaſſene Braut des ſpäter in den Kaspar-Hauſer-Geſchichten ſo viel genannten Major Hennehofer. Sie hatten ein reizendes Töchterchen, ein Kind von damals etwa drei Jahren, das mit großen lauſchenden Augen dabeiſtand, wenn der Vater und ich muſicirten. Und dies Kind — Pauline Marx ſollte ich nach Jahren als

beliebte Coloraturſängerin — als Amine in der »Nachtwandlerin«, Agathe im »Freiſchütz«, Ginevra und Iſabella — und als meine Kollegin an der Dresdner Hofbühne wieder begrüßen! Ja, wunderbar ſind des Lebens Kreuzwege — im Scheiden und im Begegnen! — Heute iſt Pauline Marx, die ihre glänzendſten Triumphe neben Johanna Wagner an der Berliner Hofoper feierte, Frau Oberſt Steiger in Württemberg.

Mein liebſter Lehrer in Karlsruhe wurde aber Profeſſor Aloys Schreiber: in Geſchichte, Aeſthetik, Literatur, Kunſtgeſchichte — und in gemüthvoller Lebensweisheit. Die in ſeinem Hauſe verlebten Stunden gehören zu den mir theuerſten, auf die ich zurückblicken darf.

Der Profeſſor war damals faſt 60 Jahr alt, eine milde, ehrwürdige Erſcheinung mit lang niederwallendem ſilbernen Haar, wie ein Apoſtel. Als Profeſſor der Aeſthetik in Heidelberg hatte er früher zu dem intimſten Freundeskreiſe von Johann Heinrich Voß gehört, der die Abendidylle ſeines Lebens in der Stille ſeines Heidelberger Gartens träumte. Beide Freunde kämpften redlich gegen die damals wuchernde modiſche Myſtik in Dichtkunſt und Leben. Voß ſchrieb ſeine Antiſymbolik, — Aloys Schreiber ſeine ſatiriſche Comoedia divina. Die letztere machte das größte Aufſehen. Die Myſtiker wußten durchzuſetzen, daß das Buch confiscirt wurde.

Auch der däniſche Dichter Jens Baggeſen gehörte jenem Voß-Schreiberſchen Kreiſe in Heidelberg einige Zeit lang an. Mein Lehrer war aber ſpäter nicht gut auf den »däniſchen Windbeutel« zu ſprechen. Man hatte nämlich in den kleinen heiteren Abendgeſellſchaften bei Voß — wie es damals in poetiſchen oder wenigſtens ſchöngeiſtigen Kreiſen Mode war — allerlei Scherzgedichte gemacht. Ein Thema — wohl auch eine unbeliebte Perſönlichkeit wurden aufgegeben — — und dann ging die Reimerei auf Zetteln friſch und luſtig und oft recht kunterbunt los. Blieb der Scherz doch »unter uns!« Aber kaum hatte Baggeſen Heidelberg im Rücken, um in Kiel ſeine

Professur anzutreten — da ließ er heimlich alle jene harmlosen und nicht harmlosen Reimspielereien in Tübingen drucken, unter dem Titel: »Der Karfunkel oder Klingklingelalmanach!« Das gab dann viel Lachen — aber auch viel böses Blut, besonders unter den Kollegen an der Universität. »Und wir Theetisch-Poeten schämten uns nicht wenig!« — pflegte Schreiber zu sagen. »Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen!« — Als dann Schreibers Biographie des Großherzogs Karl Friedrich von Baden, des Schöpfers von Badens Größe und Blüte, erschien — da schrieen die Heidelberger Professoren Zeter und Mordio: der Herr Collega hat in diesem Buche unsere vielgeliebte alma mater verspottet und verhöhnt! — Der gute Professor, müde dieser ewigen Reibereien mit den collegialen Zöpfen, folgte daher gern einem ehrenvollen Rufe als badischer Historiograph nach Karlsruhe. Im Winter hielt er öffentliche Vorlesungen über Geschichte, Aesthetik und Kunstgeschichte. Seine Sagen vom Rhein und aus dem Schwarzwalde und sein Taschenbuch für deutsche Frauen »Cornelia« gehörten zu unserer Lieblingslectüre. Mir wurde er der gütigste Lehrer und Freund und sein Haus mir ein zweites Daheim.

Ein Daheim echt patriarchalischen Familienglücks, sonnigen Friedens und kindlichen Frohsinns! Das Auge des Professors strahlte wie des Himmels Blau, sein sanftes Lächeln erquickte und sein herzliches Lachen riß unwillkürlich mit fort. Dabei konnte er noch erröthen, wie ein unschuldsvoller Jüngling. Freude bereiten war sein höchstes Glück. Nie war er zu bewegen, für den mir ertheilten Unterricht eine Bezahlung anzunehmen. »Es macht mir ja Freude, Kind, eine so dankbare und fleißige Schülerin zu haben. Und für diese Freude soll ich mich noch bezahlen lassen? Nimmermehr! Die Frau Mutter hat doch Ausgaben und Sorgen genug. Ich weiß, was die Herren Söhne kosten!« Das war stets seine fröhliche Antwort. Ja, die guten Leute schenkten mir noch von ihrer Armuth. Wie bescheiden sah das Stübchen mit den fichtenen Tischen und

Stühlen aus, wie einfach waren Kleidung und Mahlzeit und — wie fröhlich waren wir oft mit einander!

Zu Weihnachten war ich schon lange vorher feierlich eingeladen. Da waren auch die beiden Söhne zu Hause. Der älteste war Ingenieur-Offizier, der andere ein frischer fröhlicher Heidelberger Student. Ich kam mit leeren Händen. Und welche Ueberraschung war mir bereitet! Die Tochter, sehr geschickt in Handarbeiten, hatte für mich einen reizenden rosa seidenen Hut gemacht. War das eine Freude! Und nicht nur für mich. Die ganze Familie strahlte vor Vergnügen über meine Ueberraschung — und daß der Hut dem Blondköpfchen so gut stand! Und dann waren Alt und Jung bei dünnem Punsch und Käsekuchen und einem Tänzchen so vergnügt, wie gute Kinder. Auch der Professor tanzte mit seiner lieben alten Frau zu meinem Entzücken noch eine gravitätische Menuet aus der Brautzeit, während ich die reizende Melodie aus dem Don Juan dazu spielte.

Als ich meinem gütigen Lehrer einst von der geisterhaften Erscheinung meines seligen Vaters in seiner Sterbestunde an unsern Kinderbetten erzählte, wie ich es so oft von der Mutter und der alten Marianne gehört hatte, — da wurde sein heiteres Gesicht ungewöhnlich ernst und er sagte: »Liebes Kind, Sie wissen, welch ein Feind aller poetischen und romantischen Mystik ich bin. Aber ich habe den festen Glauben, daß es eben so gut kurzsichtige und weitsichtige Seelen, wie Augen gibt. Auch ich habe etwas Aehnliches erfahren, wie Ihre Marianne. Ich saß in einer Nacht an meinem Arbeitstische und schrieb poetische Allotria auf Zettel. Da war es plötzlich, als ginge ein Hauch über den Tisch. Die Zettel erhoben sich und flatterten auf die Erde . . . In derselben Stunde war mein guter Vater gestorben. Ihre Marianne und ich sind eben mit weitsichtigen Seelen begabt!«

Das größte Fest für mich und das ganze Schreibersche Haus war, wenn »der Herr Prälat« zu Gast kam — der liebe

alemannische Hebel. Der damals schon berühmte Verfasser der »Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten« und des »Rheinländischen Hausfreundes« und mein Lehrer waren langjährige herzige Freunde.

Hebel war drei Jahre älter als Schreiber, damals 62 Jahr alt, eine wohlthuende sonnige Erscheinung. Ich sehe den »Herrn Prälat« noch vor mir, mit dem krausen Silberhaar, den braunen kindlichen Augen, dem offenen heiteren geistreichen Gesicht, der gedankenvollen hohen Stirn, dem lieben milden Lächeln. Seine Haltung war würdevoll, seine Kleidung fein, sogar elegant. Er trug einen großen runden schwarzen Hut, das hohe weiße Halstuch mit zierlicher Schleife, Busenstreif und Manchetten von duftigen Spitzen, an den blanken Schuhen und seidenen Kniehosen große silberne Schnallen.

Wie anmuthig-heiter wußte dieser herrliche Mann zu erzählen und zu scherzen! Wie lauschten wir Jungen da auf jedes Wort der beiden Freunde! Welch' goldne Lehren prägten sich uns ein für's Leben! Gütiges Lächeln umspielte beider Lippen und ermuthigte die Jugend zu bescheidenen Fragen. Und wie harmlos und ergötzlich neckten diese liebenswürdigen Alten einander und uns Kinder! Besonders Hebel hatte immer alle Taschen voll »Knackmandeln« und lustiger Schnurren, die er unnachahmlich in unserem heimischen Dialekt zu erzählen wußte. Die Knackmandeln waren nicht zum Essen, sondern ergötzliche Räthsel in allen Formen, die der alemannische Dichter fast immer selber erfunden hatte. Dazwischen — wie naiv-rührend klangen die kleinen Geschichten des ersten evangelischen Prälaten in Baden, des Mitgliedes der Herren-Kammer und des weltberühmten Dichters aus seiner armen trübseligen Kindheit . . .

Der Vater ein armer Weber im Schwarzwald, die Mutter eine demüthige Magd, der kleine Johann Peter schon mit einem Jahre vaterlos! Barfüßig und barhäuptig sammelt das Büble

im Walde dürres Holz und Erdbeeren zum Verkauf und zerschlägt für den Schmelzofen eines nahen Bergwerks Steine ...

»Was gibi der für Lehre dri?
Was seisch derzu? Mer mueß
Vor fremde Lüte fründli si
Mit Wort und Red und Grueß,
Und's Chäppli lüpfe z'rechter Zit,
Sust het me Schimpf und chunnt nit wit.«

Ja, dies Büble im »Erdbeerschlag« ist der Dichter selber. Und nimmer vergißt es der vornehme Prälat. Als ein Freund ihm Vorwürfe drüber macht, daß er — der geistvolle Kanzel- und schlagfertige Tischredner in der Kammer sich so wenig hören lasse, antwortet er ihm mit seinem mildesten Lächeln, durch das ein Zug Wehmuth geht: »Ihr habt gut reden. Ihr seid des hochwürdigen Herrn Pfarrers Sohn. Ihr waret noch nicht zwölf Jahre alt, so hat schon Mancher Euch Herr Gottlieb geheißen und wenn Ihr mit Eurem Vater über die Straße ginget und es begegnete Euch der Vogt oder Schreiber, so zogen sie den Hut ab und erst, wenn Euer Vater den Gruß erwiderte, habt auch Ihr Euer Käpplein gelupft. Ich aber bin als Sohn einer armen Hintersassen Witwe zu Hausen aufgewachsen und wenn ich mit meiner Mutter nach Schopfheim, Lörrach oder Basel ging und es kam ein Schreiber an uns vorüber, so mahnte sie: »Peter, zieh's Chäppli ra, s' chunt a Herr!« Wenn uns aber der Herr Landvogt oder der Herr Hofrath begegnete, so rief sie mir zu, ehe wir ihnen auf zwanzig Schritt nahe kamen: »Peter, blieb doch stoh, zieh gschwind di Chäppli ra, der Herr Landvogt chunt!« — Nun könnt Ihr Euch vorstellen, wie mir zu Muth ist, wenn ich hieran denke — und ich denke oft daran — und in der Kammer sitze mitten unter Freiherrn, Ministern, Generalen, vor mir die Standesherren, Grafen und Fürsten und die Prinzen des Hauses und unter ihnen der Markgraf Leopold — fast mein Herr!«

Und mit dreizehn Jahren ist das arme Schwarzwaldbüble

auch mutterlos. Auf einem Bauerwagen — auf der Landstraße zwischen Basel und Hausen — stirbt die kranke Mutter in den Armen ihres Peter. Der gibt der Leiche weinend das Geleit bis an die öde Hütte — bis an das traurige Grab . . . Wie weit, wie hart, wie reich an Demüthigungen und Dornen ist für die Waise der Weg von diesem Grabe — bis zum Karlsruher Prälatenstuhl! Kindliches Gottvertrauen, Reinheit und Heiterkeit der Seele und die Gottesgabe der lautersten Poesie sind ihm Führer und Stab.

Der Gymnasiast muß das oft bittere Brod des Freitisches essen, der Student Stunden geben und doch oft hungrig zu Bett gehn. Wie sauer wird es dem Vicar und Aushülfslehrer zu Lörrach, die ersten 40 Gulden zu ersparen — zu einer Schweizerreise! Und wie macht der junge unerfahrene Wandersmann es mit der Kasse, daß er auch mit Ehren wieder nach Hause kommen kann? Er steckt 20 Gulden in die rechte und 20 in die linke Westentasche — und mit Gott geht's fröhlich hinaus in die herrliche Schweizerwelt . . . bis mitten auf dem Zuger See die eine Westentasche leer wird. Da kehrt der Wandrer flugs um, so schwer ihm auch der Abschied von der Schweiz wird.

Wie herzlich konnte der Prälat lachen über die verdutzten Gesichter der Karlsruher, als der Phrenolog Gall ihrem ehrsamen Subdiaconus Hebel nach seinem Schädel einen »wohlausgeprägten Diebssinn« auf den Kopf zusagt! Bald aber wurde er gar ernst: Und doch, Kinderle, hatte der gelehrte Schädelmann nicht so ganz Unrecht. Der Diebssinn lag allerdings in dem Hirn des armen Büble. Wie oft ist es heimlich auf die Kirschen- und Zwetschenbäume des Herrn Pfarrers zum Naschen geklettert — aber das Mütterli hat ihm mit fester und treuer Hand das Diebsunkraut nach und nach aus dem Schädel gezupft. Gott gesegne es ihr noch im Grabe!

Und als dann 1801 die alemannischen Gedichte erscheinen — da denken die Wiesenthaler: das städtisch vornehm gewordene Peterle wolle sie und ihre bäurische Sprache und gemeinen

Sitten verhöhnen — und sie thun einen derben Fluch: dem Diaconus und Professor Hebel alle Knochen im Leibe zu zerschlagen, sobald er sich bei ihnen wieder blicken lasse . . . Aber, als dann das Peterle doch zum Besuch in die Heimat kommt, da sind die Wiesenthaler inzwischen eines Besseren belehrt und sie empfangen den Dichter mit Jubel und Böllerschüssen, als wäre er der Herr Landvogt — oder gar der Herr Großherzog selber und die Kätterli und Verene und Anna Meili sagen ihm mit leuchtenden Augen seine Gedichte her und —

»Druf hat em's Kätterli e Schmützli ge!«

Ja, in Emmendingen singt der Nachtwächter unter seinem Fenster seine eigenen Worte:

»Und wem scho wieder, eb's no tagt
Die schweri Sorg' am Herzen nagt,
Du armer Tropf, de Schlof isch hi,
Gott sorgt! Es war nit nöthig gsi!«

Das ansehnliche Honorar für eine Sammlung biblischer Geschichten läßt er von der Cotta'schen Verlagshandlung bei dem angesehenen Banquier Meerwein deponiren. Der wird gleich darauf fallit und der Dichter verliert die ganze Summe. Aber er bleibt zum Erstaunen aller Freunde völlig ruhig und heiter dabei und sagt: »Ich habe jenes Geld ja nie gesehn, nie genossen, also trifft mich der Verlust weniger hart, als den armen Banquier, — und liegt es nicht sehr nah, zu allem Schaden obenein auf seinen Namen noch ein Spott-Räthsel zu machen? Da habt Ihr's gleich:

Die erste schluckt,
Die zweite wird geschluckt,
Das Ganze ist ein armer Schlucker!«

Ein Lieblingsgedanke Hebels war es, aus seinen Ersparnissen eine Stiftung zu machen: die den alten Leuten seines lieben Wiesenthals für alle Zeiten Sonntags ein Hebel-Schöppli spenden würde! Mit reizenden humoristischen Farben konnte

er solche Sonntagsbilder ausmalen! Aber es sollten Traumbilder des edelsten Gemüthes bleiben. Als Hebel am 22. September 1826 auf einer Reise plötzlich in Schwezingen starb, fand man kein Testament vor. Die Hinterlassenschaft von 9000 fl. fiel an entfernte Verwandte. Treue Freunde sorgten aber dafür, daß den armen alten Leuten von Hausen wenigstens an des Dichters Geburtstage ein Hebel-Schöppli gereicht wird. Wie lange wohl?

Nie werde ich vergessen, wie anmuthig scherzend mein Lehrer den Prälaten einst fragte: »Weshalb benahmen Sie denn Ludwig Tieck jede Hoffnung, Neues schaffen zu wollen, lieber Freund?«

»Weil ich nicht gegen meine Ueberzeugung sprechen durfte!« entgegnete Hebel.

»Dürfen wir nichts davon erfahren?« riefen wir im Chor.

Hebel nickte lächelnd und Schreiber fuhr fort: »Tieck hielt sich auf seiner Reise nach Baden einige Tage hier auf und wir sahen ihn öfters. Als ich ihm mit Freund Hebel Lebewohl sagte, kam das Gespräch auf die alemannischen Gedichte. Tieck erschöpfte sich in Lobeserhebungen und sagte: »Weshalb, Verehrtester, schreiben Sie nicht mehr solcher allerliebsten Sachen?« Treuherzig und mit größter Ruhe antwortete unser Dichter: »Weil mer nischt mehr einfalle thuet!« — Tieck schien seinen Ohren nicht zu trauen, und wiederholte in seiner gewinnenden, bezaubernden Sprachweise im feinsten Hochdeutsch: »O! Sie wollen die Welt sicher mit herrlicheren Gaben überraschen!« Aber unser Freund wiederholte unerschütterlich: »Jo, lieber Herr, i wees nischt mehr!«

Da lachte Hebel herzlich und wir Jungen getrauten uns munter einzustimmen. Der Professor aber sagte gerührt: »Kinder, wem die alemannischen Gedichte und die Geschichten des rheinländischen Hausfreundes eingefallen sind, der darf ge-

trost nach seinem reichen Tagewerk ausruhen!« Und dem Dichter die Hand reichend, fügte er weich hinzu: »Und hätten Sie nur »Vergänglichkeit« geschrieben — theurer Freund, Sie hätten für Ihres Namens Unvergänglichkeit gesorgt!«

»Vergänglichkeit!« Das rührendste Denkmal, das ein Kind seiner frommen seligen Mutter setzen kann. Zwischen den Dörfern Brombach und Steinen, wo der Knabe des Gedichts neben dem heimfahrenden Vater hergeht und ihn fragt nach Tod und Ewigkeit, war seine eigene Mutter gestorben und der weinende Peter hatte in seinem nun ganz verwaisten Herzen zum ersten Mal über irdische Vergänglichkeit nachgedacht.

Als nach Jahren die Freunde den Prälaten Hebel diesen Weg entlang geleiten wollten, bat er sie, ihn allein gehen zu lassen. Er habe mit seinem seligen Mütterli und dem weinenden kleinen Hans Peterle noch viel in seinem Herzen zu bereden und mit jedem Strauch zu sprechen.

Tieck, der feine und elegante Welt- und verwöhnte Büchermann, hatte sich damals gar nicht in die harmlose, aber derbe Heiterkeit des Hebelschen Kreises hineinfinden können, der sich bei einer Flasche Klingelberger mit Anekdoten, Epigrammen, Charaden und Trugcharaden ganze Abende lang köstlich amüsirte, Schöppele ausrieth, für jeden Anwesenden einen Spitznamen bei der Hand hatte und sich einer wundersamen Gaunersprache bediente. Besonders waren dem romantischen Meister Ludwig die »fabelhaft unsinnigen Räthsel«, deren Fabrikation damals in Karlsruhe förmlich zur geselligen Mode-Manie ausgeartet war, in tiefster Seele verhaßt. Sie trieben ihn erst von der Table d'hôte des »Erbprinzen« fort, — und als er dann beim Mittagstisch in einem andern Gasthof dieselben alten »Knackmandeln« vom Erbprinzen noch ein Mal knacken sollte, gar aus Karlsruhe hinaus. —

Warum mußte ich dem herzigen alemannischen Dichter so oft sein »Hans und Verene« deklamiren, das ich bei meinem

Professor geübt hatte? Und warum leuchteten seine braunen Augen so hell, wenn ich den Anfang sprach?

»Es gfallt mer numme eini,
Und selli gfallt mer gwiß!
O wenn i doch das Meidli hätt,
Es isch so flink und bundersnett —
so bundersnett,
I wär im Paredies!«

Warum schimmerten diese lieben, guten Augen denn so feucht? — bei der Strophe:

»Und wenn i's sieh vo witem,
So stigt mer's Bluet in's Gsicht;
Es wird mer über's Herz so chnapp,
Und's Wasser lauft mer d' Backen ab
wohl d' Backen ab,
I weiß nit, wie mer gschicht!«

Warum? — Als ich dann die Antwort darauf hörte, da wuchs mein Interesse, meine Liebe zu dem alemannischen Hebel noch viel mehr. Er dachte bei dieser reizenden Verene an ein geliebtes holdes Traumbild seines Herzens. Und ich kannte diese wunderschöne Frau! Hatten ihr Anblick und ihre Kunst doch auch mein kleines Herz einst so wunderbar berauscht!

Es war — Henriette Hendel-Schütz. Im Jahr 1808 gab sie in Karlsruhe ihre erste mimisch-deklamatorisch-dramatische Vorstellung. Der Kirchenrath Hebel lernte die schöne geniale Frau kennen. Sie und ihre Kunst bezauberten ihn. Er war stets im Theater, so oft sie auftrat, und ihretwegen ging er in die Gesellschaften, die sie besuchte. Es beglückte ihn, ihr seine Gedichte und den alemannischen Dialekt einstudiren zu dürfen. So auch »Hans und Verene«. Ihr zu Liebe kleidete er sich von jetzt an elegant und zierlich.

Im nächsten Jahr deklamirte die Künstlerin im Karlsruher Theater an zwei Abenden »Hans und Verene« unter rauschendem Beifall. Als sie dann am zweiten Abende nach

dem Programm den Monolog der Lady Macbeth folgen lassen sollte, lächelte sie Hebel, der im Parquet vornan saß, schalkhaft an und schob seinen »verliebten Hauensteiner« ein, den Schluß:

»Gelt, De meinsch, i sag Der, wer?
's isch e Sie, es isch kei Er!«

— variirend, indem sie dabei dem Dichter lächelnd mit dem Finger drohte:

»'s isch kei Sie, es isch enn Er!«

Und was that nun der »verliebte Hauensteiner?« Der Kirchenrath schreibt einem Freunde: »Nach dem Schlusse dankte ich der Hendel im Garderobenzimmer mit einer Umarmung, das war auch gut, und holte sie zu einer Abendgesellschaft ab, wo ich ihr zur Vergeltung einen heroisch tragischen Auftritt, so gut ich als Laie kann, zum Besten gab . . .«

Dieser »heroisch tragische Auftritt« hätte dem Dichter aber leicht das Leben kosten können. Aufgeregt von Liebe und Wein öffnete er Nachts 12 Uhr eine Balkonthür, um seine Tabackspfeife auszuklopfen, ohne darauf zu achten, daß hinter der Thür der Balkon fehlte. Er stürzte mit dem Oberkörper hinaus und nur der schnelle Griff eines Gastes rettete ihn vor dem Hinabfallen.

Noch Jahre lang feierte der Dichter die Hendel-Schütz in seinem »Rheinländischen Hausfreund« als »Schwiegermutter des Adjunkt!« Für einen verliebten Poeten ein allerdings etwas ungewöhnlicher Schmeichel-Titel der Angebeteten. Der »Adjunkt« ist der Württembergische Gesandtschaftssekretär Kölle, der seit 1809 in Karlsruhe lebte und Hebel für seinen Hausfreund manche brauchbare Schnurre und Anekdote zutrug.

In einem Briefe Hebels an einen Freund in Triberg heißt es: »Die Schwiegermutter ist eine schöne und geistreiche Frau, um deren wunderschönes Töchterlein der Adjunkt ein Mal gefreit hat, jedoch nur scherzweise, denn er sah sie nur im Porträt und als Kind!«

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Dies wunderschöne Töchterlein ist wahrscheinlich der Hendel Stieftochter, Thekla Schütz, ein wunderbar begabtes Kind, eine Art Goetheſcher Mignon, die später die Eltern auf ihren Kunstreisen durch Schweden und ganz Deutschland begleitete und neben der Stiefmutter als »sterbende Tochter der Niobe« und als »Ismael mit Hagar in der Wüste« glänzte. Thekla starb aber bereits 1813 in Cöln am Scharlachfieber.

Ferner schreibt Hebel über die Schwiegermutter: »Hausfreund, sagte eines Tags die Schwiegermutter, — seid Ihr im Stand und bringt mich auch in Euren Kalender? — Der Hausfreund erwiderte: Holdselige Frau, gestattet mir, Euch so oft zu küssen, als ich Euch hineinbringen will, oder erlaubt mir lieber, es ungezählt so oft zu thun, als ich es wünsche und Eure Schönheit verdient, so will ich Euch vor aller Welt Augen das ganze Schatzkästlein dediciren, so Ihr doch als eitles Weltkind weit und breit bekannt seid, ich aber für einen gar frommen und untadelhaften Hausherrn gehalten werde. — Da sagte sie: Hausfreund, wenn Ihr wollet, so möget Ihr mir das Büchlein wohl dediciren. Dies ist die Schwiegermutter.«

Ein gütiger Himmel bewahrte aber den herzigen Dichter und Menschen Hebel vor dem — Glück: der vierte — oder gar fünfte Gatte dieser »holdseligen Frau Schwiegermutter« mit dem wilden, unsteten Herzen zu werden.

* * *

Einige Wochen später, als ich das Mozart'sche Concert gespielt hatte, langte ein großer Brief mit mächtigem Siegel an. »Poststempel Eisenach?« sagte die Mutter, »dort kenne ich Niemand, als meine Stiefschwester.« — Als sie den Inhalt überflogen, sank sie todtenblaß auf's Sopha. . . . Die Stiefschwester hatte eine gerichtliche Klage wegen der Erbschaft vom seligen Großvater angestrengt. Sie beanspruchte die Hälfte von Allem, was meine Großmutter zur Zeit erhalten.

Verlor die Mutter den Prozeß und sollte noch 12000 Thlr. zurückerstatten, so war sie ruinirt. Ja, vielleicht durfte die Stiefschwester sogar noch Beschlag legen auf die 600 fl. Pension, welche die Mutter als Rittmeisterswitwe erhielt. Unser Vormund und der langjährige treue Beistand der Mutter, Hofgerichtsadvokat Bayer, wußte auch keinen bessern Trost, als: »Im schlimmsten Falle müssen Sie das Geld erst herauszahlen, wenn der Prozeß in der dritten Instanz verloren ist!«

Da gab's in unserem Stübchen viel Sorgen und Grämen. Die Mutter hatte nicht mehr den Muth, allein einen Brief von unbekannter Hand zu öffnen, aus Furcht, er möchte neue Hiobsposten enthalten. Sie wartete stets damit, bis ich aus dem Konfirmanden-Unterricht oder von Professor Schreiber zurückkam.

Unter all dem Kummer wurde ich Ostern konfirmirt. Zu Hause fanden wir wieder eine beängstigende Nachricht über den Prozeß. Da kam's über mich wie Inspiration. Als wir allein waren und die Mutter blaß und angegriffen ihr Herz durch Thränen erleichterte, fiel ich ihr um den Hals — und fröhlich, zuversichtlich rief ich aus: »Sei ruhig! — in einem Jahre nehme ich Dir alle Sorgen ab! Mutter, laß die kleine Komödiantin Schauspielerin werden — ich fühle: es soll so sein — gewiß, ich habe Talent. Weshalb wählte Kirchenrath Kazner mich, um das Gebet nach der Konfirmation zu sprechen, mich allein aus so viel vornehmeren, reicheren und begabteren Mädchen? — Weshalb? —— Weil er voraussetzte, daß ich es am besten vortragen würde. . . . Und hat man nicht in der großen Kirche jedes Wort verstanden? Weinten nicht Viele und sagten nachher, ich hätte sie durch meine gefühlvolle Rede zu Thränen gerührt? O, ich will mich übermenschlich anstrengen, um vor Weihnachten noch auftreten zu können. Welche Freude, wenn ich die erste Gage erhalte!«

Die Mutter umarmte mich, wurde nachgebender, sagte aber trotz wiederholter Bitten noch nicht ja. Bekannte und

Freunde wurden zu Rath gezogen, es wurde dafür und dagegen gesprochen. Ich bestürmte die Mutter so lange, bis sie noch ein Mal an den Onkel General nach Cassel schrieb, um seine Einwilligung zu meiner Bühnenlaufbahn zu erhalten. Zu meiner Verzweiflung blieb das Haupt der väterlichen Familie bei seinem diktatorischen Wort: »Eher Viehmagd!«

So wurde die Komödiantin wieder mit vielem Herzeleid bei Seite geschoben und die Gouvernante wieder hervorgeholt. Die Mutter dachte damals ernstlich daran, Karlsruhe ganz zu verlassen, auf ihre Pension für eine runde Summe zu verzichten und mit mir zu ihrer Cousine nach Hamburg zu ziehen. Der unglückliche Prozeß hatte ihr Karlsruhe ganz verleidet und ihren Lebensmuth gebrochen. Mein betrübtes Herz aber sah für uns Beide nur noch Rettung im — Rhein. Abends im Bett malte meine aufgeregte Phantasie es sich mit immer rührenderen Farben aus, wie schön es sein müsse, Hand in Hand mit der Mutter in den rauschenden Rhein hinabzugehn — immer weiter — immer tiefer — — bis die Wogen über uns zusammenschlügen und wir eng umschlungen von ihnen weitergetragen würden — — zwei schmerzlose Leichen ... Und was die Karlsruher wohl sagen würden, wenn eines Morgens diese traurige Geschichte im Wochenblatt stände ... Nur noch einen Abschiedsblick wollte ich auf die geliebte Bühne werfen — dann aber sicher die Mutter so lange bestürmen, bis sie mit mir in den Rhein ginge, wo alle Prozesse mit hartherzigen Stiefschwestern und alle Gouvernanten aufhörten ...

Und ich ging mit der Mutter in die Oper. Es wurde Mozarts herrlicher »Titus« gegeben. In den Zwischenakten aßen wir ein großes Stück Käsekuchen. Dieser doppelte Genuß erhob meinen Lebensmuth aber so sehr, daß ich den Rhein vorläufig noch bei Seite legte.

Im Mai schrieb die Mutter an die Cousine nach Hamburg:

»Lina ist Ostern konfirmirt. Obgleich ich wegen meines unglücklichen Prozesses tausend Sorgen mit in die Kirche nahm,

so war es doch einer der feierlichsten Tage meines Lebens. Lina wurde vom ersten Prediger aus 108 Mädchen, meistens aus den ersten Familien, ausgewählt, ein Gebet vor dem Abendmahl zu sprechen. Sie sprach es schön und rührend, mit tiefem Gefühl und klarster, herzbewegender kindlicher Stimme. Ueberhaupt ist es ein ungewöhnliches Mädchen. Ihr allein danke ich, daß ich nicht vor Gram gestorben bin, ihrem fröhlichen Gottvertrauen und Troste. Als Geist und Körper am Unterliegen waren, hat sie allein mich aufrecht erhalten. Möchte der Himmel sie glücklich machen. Viele trübe Stunden und Tage sind ihr schon verflossen und immer noch hat sie die Heiterkeit und den Frohsinn, wie die glücklichste Tochter. Bei allen Sorgen und Kümmernissen lernt sie fleißig fort und macht bedeutende Fortschritte, Du wirst sie in Hamburg recht lieb gewinnen. Sie wird aber nicht lange bei uns bleiben. Sie freut sich darauf, bald nützlich werden zu können und in Hamburg eine Gouvernantenstelle zu finden. Jedermann ist ihr hier gewogen. Sie konnte jetzt schon als Erzieherin zu der zehnjährigen Tochter des bairischen Gesandten kommen, aber sie möchte nicht allein hier bleiben, wenn ich nach Hamburg gehe. Da in Hamburg die Musik so beliebt ist, wird ihr auch dies Talent dort förderlich sein. Sie hat jetzt bei Professor Aloys Schreiber noch Unterricht, gut und schön vorzulesen. Du kennst ihre alte Neigung für die Bühne. Als nun der Prozeß mir so viel Sorgen um unsere Zukunft machte, bestürmte sie mich wieder, sie Schauspielerin werden zu lassen. Aber der Onkel in Cassel wollte es nicht zugeben. Ihr Talent im Vorlesen und Deklamiren wird ihr auch in jeder andern Lage des Lebens, besonders als Gouvernante oder Musiklehrerin, von Nutzen sein. Traurig wäre es, wenn dies gute Geschöpf mit dem reinen edlen Willen, ihrer Familie zu helfen, nicht glücklich würde. Doch auch auf eine mühevolle Stellung ist sie gefaßt; das Leben sei für uns ja nur eine Prüfungsstation und deshalb würde sie auch in der schwersten Lage zufrieden bleiben und ihren heitern Sinn be-

halten. — Ich war schon fest entschlossen, meine Pension für 8000 fl. an den Staat zu verkaufen, um aus allen Labyrinthen zu kommen, aber mein treuer Beistand Bayer gab es nicht zu, und jetzt sehe ich ein, er hat Recht. Doch habe ich auf drei Jahre die Erlaubniß erhalten, meine Pension außer Landes zu verzehren. Mein Karl ist brav und gut und wird hier ohne mich fertig werden. Louis ist jetzt auch hier und ich bin recht zufrieden mit ihm. Nur will sich noch keine passende Stelle für ihn als Kaufmann finden. Welches Glück, wenn Ihr ihm eine solche in einem guten Hamburger Hause verschaffen könntet! Es ist ihm zunächst gleich, ob auf einem Comtoir oder in einer Waarenhandlung, nur wo es viel zu thun gibt und er recht lernen kann. Er ist jetzt 17 Jahre, sehr groß und stattlich und es ist die höchste Zeit, daß er sich bald selber sein Brod erwirbt. Er hat so viel gekostet und sein lebhafter Geist muß bald und viel Beschäftigung haben, wenn er glücklich werden soll. Mein Neffe Christian Stockmar, der Geschäftsträger und Freund des Prinzen Leopold von Coburg, ist vom Könige von Sachsen in den Freiherrnstand erhoben und seit vergangenem August mit seiner Cousine Fanny Sommer, einer einzigen Tochter und reichen Erbin verheirathet. Er hat kürzlich mit dem Prinzen eine Reise durch Italien gemacht und wird in Coburg zum Besuche erwartet. Dahin hat mein Bruder auch mich mit meinen Kindern eingeladen . . .«

Und wir reisten nach Coburg zu den Verwandten. Diese Reise sollte entscheidend werden für mein ganzes Leben. Vetter Christian gewann sogleich mein ganzes Vertrauen. Ihm deklamirte ich meine liebsten Hebelschen Gedichte und seine liebsten Rückertschen. Der Dichter war sein theuerster Jugendfreund. Ihn weihte ich in meinen einzigen Herzenskummer ein, daß der Onkel General Bauer seinen Namen nicht auf dem Komödienzettel und seine Nichte auf den Brettern sehen wolle und daß ich deshalb nun eine alte garstige Gouvernante werden müsse . . . Und der kluge, prächtige Vetter sagte in seiner humoristischen,

herzigen Weise zur Mutter: »Tante Christiane! Was guter Essig werden soll, wird früh sauer. Bis jetzt ist unsere Familie mit Talenten nicht gesegnet gewesen, es soll mich freuen, eine Künstlerin Cousine nennen zu können — aber das bitte ich mir aus, Lina, daß Du eine wahre, edle, tüchtige Künstlerin wirst — — und daß Du bei jedem Auftreten neue Schuhe und Handschuhe anziehst. Das bist Du Deiner Kunst und der ganzen respektablen Familie schuldig!«

Mit dem Vetter machten wir auch einen Besuch auf der Rosenau. Die Mutter war eine Jugendfreundin des regierenden Herzogs. Der war kurz vorher auf der Jagd von einem Hirsch gestoßen. Er trug noch den Arm in einer Schlinge und den Kopf verbunden. Ich jagte mich durch den schönen Park mit einem reizenden blondlockigen Knaben. Es war der Prinz Albert — der spätere Gemal der Königin Victoria von England.

Nachdem die Mutter noch ihr letztes Erbstück, den freundlichen Glockenberg bei Coburg, an Vetter Christian verkauft hatte, kehrten wir fröhlich nach Karlsruhe zurück. Ich konnte die Zeit kaum erwarten, mein neues Studium zu beginnen. Mit welcher Lust, mit welchem Eifer und Ernst ging ich ans Werk. Hatte ich doch gesiegt! Durfte ich doch Schauspielerin werden! Dies Bewußtsein machte mir das Schwerste leicht.

Professor Aloys Schreiber hatte in seinen Stunden wacker an mir vorgearbeitet. Er kannte ja längst meine »unglückliche Liebe« zur Bühne. Ob er geahnt hatte, daß die arme Gouvernante am Ende doch der fröhlichen Komödiantin weichen müsse? Als ich ihn danach fragte, lächelte er schalkhaft. Jetzt aber wurde sein Unterricht immer bühnen-praktischer. Wie ein geschulter Dramaturg ging er unsere dramatischen Meisterstücke mit mir durch.

Meine schauspielerische Lehrerin wurde Mlle. Demmer, eine Schülerin Iffland's, welche sich in Mannheim zur trefflichsten Künstlerin, besonders im sentimentalen und naiven

Fache herangebildet hatte. Sie gab mir Stunden in der Deklamation, Geste, Mimik, im Gehn und Stehn auf der Bühne. Sie mußte als erste jugendliche Liebhaberin der Bühne im Zenith ihres Ruhmes Lebewohl sagen und wurde pensionirt: — weil sie einige Male während des Spielens plötzlich von einem Starrkrampf überfallen wurde. . . . Die Worte verhallten, und unbeweglich, leeren Blickes starrte sie die entsetzten Zuschauer an. Einmal war ich Zeugin dieser erschütternden Scene. Ihr Bruder, auch in Mannheim gebildet und ein geschätzter Künstler, stürzte leichenblaß aus der Coulisse und trug die Schwester fort. Ich mußte an die Scene des vierten Aktes in der Jungfrau von Orleans denken, als alle Welt sich von Johanna wendet, sie allein dasteht, starr, empfindungslos — und der treue Raimond ihre Hand fassend sagt: »Ich will Euch führen!« Ich konnte den Eindruck nie vergessen.

Die Familie Demmer, Mutter, Bruder, Schwester, waren sehr liebe, achtungswerthe Menschen; sie lebten aber seit der Pensionirung ganz zurückgezogen. Die Schwester litt an nicht zu besiegendem Trübsinn, weil sie der Bühne entsagen mußte. Monate lang wanderte ich jeden Vormittag zu ihrer abgelegenen Wohnung, und meine Anwesenheit belebte dann die sonst so stillen Räume. Sie hallten wieder vom »Kampf mit dem Drachen« — »Ein frommer Knecht war Fridolin« — »Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften« . . . Als aber gar das Einstudiren der Margarethe in den »Hagestolzen« von Iffland begann, da glaubte ich das glücklichste Geschöpf der Welt zu sein! Wie ein Feenland lag die Zukunft vor mir! Nichts schien mir in meiner Kunst unerreichbar. Ich gelobte mir beharrlichen Fleiß und begeistertes Streben. Da ich auch groß für mein Alter war, glaubte meine Lehrerin, ich könne den ersten Versuch noch in diesem Jahre wagen. Und so stand denn am 22. Dezember 1822 auf dem Theaterzettel: »Die Hagestolzen, Schauspiel von Iffland . . . Margarethe — Mlle. Karoline Bauer, als erster Versuch!«

Aus besonderer Rücksicht für mich fanden zwei Proben von dem oft gegebenen Stück statt, damit ich mit der Bühne, dem Proscenium, dem Kommen und Abgehen bekannt werde. Der große altväterische Theaterwagen, den ich so oft sehnsüchtig betrachtet hatte, brachte mich mit Mlle. Demmer an's Schauspielhaus. Diese wollte im Zuschauerraum der Probe beiwohnen, um zu hören, ob ich laut genug spräche, und mir überhaupt noch manche Winke geben.

Ein unbeschreibliches Gefühl erfaßte mich, als ich an der Hand meiner Lehrerin auf die — meine Welt bedeutenden Bretter trat. Sie stellte mich den Mitgliedern vor, bat um Nachsicht für die Anfängerin, und Alle bewillkommten mich freundlich. Es wurde mit einer großen Feierlichkeit begonnen, — wenigstens kam es mir so vor. Später sollte ich die Ueberzeugung gewinnen, daß da, wo Achtung und Pietät für die Kunst herrscht, die Proben stets mit Ernst und größter Aufmerksamkeit abgehalten werden. — Die schwache Beleuchtung, der große dunkle Raum, die feierliche Stille, die Angst, daß ich nun bald sprechen müsse, raubte mir fast den Athem und das Herz klopfte hörbar. Zum Glück konnte ich nach und nach etwas Fassung erringen. Ich hatte erst im vierten Akt zu erscheinen. Mit welchem Interesse beobachtete ich jetzt in der Nähe das Spiel der von mir so oft schon bewunderten Künstler — wie benahmen sich Alle so würdig, einfach, edel! Ich hätte laut rufen mögen: »Habt mich doch ein Bischen lieb, ich gehöre ja nun auch zu Euch — und ich will mit Ernst und Fleiß an meine Aufgabe gehen!« — Das Zeichen zum vierten Akt ertönte, ich mußte sprechen . . . und die peinigende Angst war nach den ersten Worten wie durch Zauber entschwunden! Immer vertrauter wurde mir die Umgebung, ich sang auch das Lied ohne Bangen, und am Schluß der Probe lobten, ermunterten mich Alle. Mlle. Demmer schien zufrieden, ja — gerührt zu sein und hatte wenig zu tadeln. In erhöhter, glückseliger Stimmung kam ich nach Hause und erzählte der besorgten

Mutter, wie Alles über Erwarten gegangen sei. Die Hauptprobe andern Vormittags ging prächtig, ich wurde viel zutraulicher begrüßt. Die Schauspieler mochten sich wohl ihres ersten Versuches erinnern.

Mittags vermochte ich vor Aufregung keinen Bissen zu essen. Selbst Bruder Karls Fröhlichkeit und himmelstürmender Uebermuth hatte sich in Ernst verwandelt, und die Mutter versuchte umsonst ihr Bangen zu verbergen. Um vier Uhr schon kleidete ich mich als Bäuerin — ich seh' mich heute noch im grünen, wollenen Rock, rothen Tuchleibchen, weißen Aermeln, großer, faltiger Schürze, am schwarzen Sammetbande das silberne Kreuzchen, von dem Margarethe zu sprechen hat, die lichtblonden Haare zurückgestrichen und in Zöpfe geflochten niederhängend. — Ich kam mir schließlich aber doch furchtbar dünn vor und fand mich nur — ziemlich hübsch in dem Kostüm. Um fünf Uhr holte Mlle. Demmer die Mutter ab; sie sah aufgeregt aus und ihre Wangen glühten. Sie zeigte mir noch, wie ich mich verbeugen müßte . . . im Fall ich hervorgerufen würde, und fragte, was ich dann sprechen wolle? — »O, in die Verlegenheit werde ich wohl nicht kommen!« — »Aber, Kind, im Fall es doch geschehen sollte, wie wollen Sie danken?« — »Nun, ich werde sprechen — — was mir gerade einfällt!« entgegnete ich resolut. Die Demmer schüttelte bedenklich den Kopf. Der Wagen rollte heran, der Theaterdiener klopfte und bat um die mitzunehmenden Sachen. Ich umarmte Mutter, Bruder, Mlle. Demmer und bat Alle, ja ruhig zu sein. — — Schnell flog ich die Treppen hinab, in den Wagen — der Schlag klappte zu — und einer Ohnmacht nahe schloß ich die Augen und bat Gott um seinen Beistand. . . . Im Konversationszimmer verhielt ich mich sehr still und ging die Rolle noch in Gedanken durch. Herr Demmer, der den Konsulent Wachtel köstlich spielte, schminkte mich. — Ich hörte die Ouverture, vernahm das Klingeln am Beginn der Vorstellung und dann bei jedem neuen Akt, wagte aber vor lauter Bangigkeit nicht zu-

zusehen. Da klingelte es zum vierten Akt ... Herr Demmer führte mich zu dem Hügel, von dem ich herab kommen sollte. Ich stand, des Stichworts harrend, mit Rechen, Sichel, Hut, Kornblumen, Wasserkrug ... nein! der war vergessen. — »Mein Wasserkrug!« rief ich — und der Requisiteur vermochte ihn mir noch zu geben. »Jetzt!« flüsterte Herr Demmer — ich trat vor und wurde mit Beifall empfangen! — Darauf war ich nicht vorbereitet. Diese Ehre wurde in Karlsruhe sonst nur den berühmtesten Künstlern zu Theil, wie Spohr, der Mara und Catalani. Ich wußte nicht, sollte ich mich verbeugen oder sprechen, es flimmerte mir vor den Augen, die helle Beleuchtung blendete mich förmlich, aber mein Stoßgebet: »Lieber Gott, steh' mir bei!« half, und hell und fröhlich begann ich: »Ist der Schwager noch nicht heim?« ... — — Wie ich die Margarethe darstellte — weiß ich nicht; ob ich den Beifall verdiente — eben so wenig. Ich erinnere mich nur, daß es mir war, als sei ich wirklich die Margarethe und weinte und lachte wie sie! — Ich spielte mit Entzücken, sang hell und fröhlich, wie die Lerche, dem Hofrath mein Lied:

»Was frag ich viel nach Geld und Gut
Wenn ich zufrieden bin!
Gibt Gott mir nur gesundes Blut
So hab ich frohen Sinn,
Und sing mit dankbarem Gemüth
Mein Morgen- und mein Abendlied!«

Ja, ich liebte den guten Hofrath Reinhold, der von Herrn Meierhofer hinreißend gegeben wurde, trotz seiner 45 Jahre mit überströmender Liebe und als er mir zum Schluß die Feldblumen gab, mit den Worten: »Da — seht diese Blumen; die Natur hat ihre ganze Kraft über sie ausgegossen und wir gehen so kalt an ihnen vorüber. Margaretha, aus Deinen Händen habe ich sie empfangen — nimm sie als Deinen Brautkranz von mir wieder. Blühe wie sie, nütze wie sie und bleibe dem einfachen Schmucke treu, womit Deine Felder Dich kränzen.

Nach zehn Jahren — wenn Du an meinem Arm durch diese Felder gehen wirst, so freue Dich, wenn Du diese Blumen siehst und nie müssest Du erröthen, wenn Du sie aus meiner Hand empfängst!« — — Da sank ich unter süßen Thränen an seine Brust und erwachte, wie aus einem wonnigen Traume, als beim Fallen des Vorhanges »Margarethe« stürmisch gerufen wurde.

Die Mutter schreibt über mein erstes Auftreten an des seligen Vaters Schwester in Ziegenhain:

»Lina wagte gestern, am Sonntage, ihren ersten theatralischen Versuch als Margarethe in den »Hagestolzen«. Ich bin noch wie betäubt davon, obgleich Alles über Erwarten glücklich, ja glänzend abgelaufen ist. Die ganze Stadt nimmt den freudigsten Antheil an diesem Ereigniß und heut ist die Stube noch keine fünf Minuten von Glückwünschenden leer geblieben, so daß ich diese Zeilen nachts schreiben muß. Jedermann wußte, welche Liebe und Lust sie zu diesem Berufe führte, und so war denn das Haus schon um fünf Uhr so besetzt, daß kaum noch ein Plätzchen zu finden war. Sie wurde vom Offizierkorps, das wohl damit das Andenken ihres tapferen Vaters ehren wollte, freundlich empfangen. Dies machte sie etwas beklommen, doch faßte sie sich bald und spielte zum Erstaunen Aller, so natürlich und lieblich, daß ich süße Dankesthränen weinen mußte. Ich selber, die doch Lina's Talent von Jugend auf sich entwickeln sah, war nicht weniger überrascht, besonders über ihre Sicherheit und ungezwungene Anmuth in einer so schwierigen Rolle und beim ersten öffentlichen Auftreten. Bei jeder Scene wurde Bravo gerufen und am Schluß gab es einen förmlichen Sturm des Enthusiasmus, als sollte das Haus einstürzen. Auf solchen Hervorruf war Lina nicht vorbereitet und doch dankte sie mit wenigen Worten so einfach und herzlich, daß neuer Jubel des Entzückens losbrach. Man behauptet, Lina habe die Margarethe natürlicher und kindlicher gespielt, als die berühmte Hendel-Schütz, die hier in derselben Rolle

auftrat. Ich finde das auch. Nichts ist aber auch natürlicher. Eine Frau, die schon den vierten Mann hat, sollte keine Margarethe mehr spielen wollen. Lina war das einfache herzige Landmädchen. Sogar alle Mitspielenden waren schon in den Proben überrascht und entzückt und prophezeien dem guten Kinde ein glänzendes Bühnenleben. Möchte sie nur glücklich werden, wie sie es verdient. Der Glanz macht nicht das Glück. Mir wird dieser Abend der Freude unvergeßlich bleiben. Hatte ich demselben doch mit so großem Bangen und Grämen entgegengesehn! Ich allein wußte hier ja, daß Lina außer durch Talent und Lust durch die edelsten Beweggründe zur Bühne geführt wurde, die hier Jedermann ein Geheimniß sind und bleiben müssen. Man glaubt, wir leben in den glücklichsten Vermögensverhältnissen. Deshalb wurde hier vor Lina's Auftreten auch viel gegen diese Laufbahn gesprochen. Besonders die Geistlichkeit, außer unserm guten Prälaten Hebel, eiferte stark dagegen. Auch ich gab meine Einwilligung nur mit Widerstreben. Mein Bruder und die übrigen Verwandten in Coburg würden nie zugestimmt haben, wenn sie Lina nicht im vergangenen Sommer näher kennen gelernt und liebgewonnen hätten. Vetter Christian war trotz seiner glänzenden Stellung in der vornehmen Welt der Erste, der Lina's entschiedenes Talent freudig anerkannte und mich und die Familie bewog, die Entscheidung von dem Ausfall eines ersten Versuches abhangen zu lassen. Dann hatte ich mit Lina bei unserem Großherzog Ludwig Audienz, um ihn zu bitten, diesen Versuch auf der Karlsruher Hofbühne zu gestatten. Er war sehr väterlich gütig und gab nicht nur sogleich seine Erlaubniß zu diesem Versuch, sondern stellte auch ein schönes Engagement in Aussicht. Er werde nie vergessen, daß Lina's Vater ein so braver Offizier und ein Opfer für's Vaterland gewesen sei. — Wenn Heinrich den gestrigen Abend erlebt hätte! Wie stolz würde er auf seine Lina sein! Sie ist sein Ebenbild an Leib und Seele. Ich hoffe, Dein Bruder, der General, wird sich noch mit der Nichte-

Künstlerin aussöhnen, wenn er Lina nur ein Mal auf den Brettern gesehn hat. Erinnere ihn doch daran, wie oft die Brüder Dich neckend »die Komödiantsche« nannten. Jetzt sind sie bestraft dafür, denn eine Bauer hat nun doch auf dem Komödienzettel gestanden — und wird, so Gott will, ihrer Kunst und ihrer Familie nur Ehre machen. Hier in Karlsruhe ist jetzt nur eine Stimme: daß es eine Sünde wäre, solch ein erprobtes Talent seinem Berufe zu entziehen. Die ganze Stadt liebt Lina schon und macht noch viel mehr aus ihrem gestrigen Versuch, als es wirklich ist. Es hat heute sogar schon Gedichte geregnet. Man will Lina durchaus hier engagirt sehen. Auch die fürstlichen Herrschaften haben uns ihre Glückwünsche und den Wunsch aussprechen lassen, Lina möchte ein Engagement annehmen. Sogar für Lina's »zweiten Versuch« als »Elise Valberg«, der im Februar stattfinden soll, sind jetzt schon alle Logen und Plätze bestellt. Was das Mutterherz aber am glücklichsten macht, ist das Gefühl: Lina ist nach diesem unbeschreiblich glänzenden, berauschenden Erfolg noch dasselbe gute, bescheidene, innige Kind, wie früher. »Hast Du mich lieb, Mutter?« — war das Erste, als sie mich gestern Abend nach der Vorstellung mit Freudenthränen umarmte. Heut aber tanzte sie um mich herum und lachte schelmisch: »Habe ich es Euch nicht immer gesagt, wenn die Brüder mich »Großnase« nannten: so — grade so muß die Nase für die Bühne sein, wenn sie wirken soll — und diese Nase wird Euch dereinst noch auf der Bühne Ehre machen, en face und en profil; und man wird in der Zeitung von Mlle. Großnase mit der höchsten Achtung sprechen . . .«

Lächelst Du, mein Leser, über diese enthusiastischen Worte eines glücklichen Mutterherzens? Mich beglücken sie noch heute zu süßen Thränen des Dankes.

Das war mein erster Versuch! Mein erster beglückender Erfolg auf den so heiß ersehnten Brettern! Und wenige Wochen

später stand ich auch zum ersten Mal in der Zeitung — sogar im berühmten Stuttgarter »Morgenblatt«:

»Mad. Neumann ist im Naiven, wenn sie die Farben nicht zu stark aufträgt, — im Sentimentalen und in gewissen Charakterrollen vorzüglich zu nennen.

»An Mlle. Maas hat die Karlsruher Bühne eine Erwerbung gemacht, um die andere Bühnen sie beneiden müssen. Hier ist eine Künstlerin, der ihre Werke nicht blos gelingen, sondern die sie mit schöpferischem Geiste hervorbringt.

»Mlle. Bauer ist erst ein Mal aufgetreten, als Margarethe in den »Hagestolzen«. Sie wählte die Bühne aus Neigung und mit den Hülfsmitteln der Bildung ausgestattet. Kindliche Naivetät — keine Kotzebuesche — bezeichnet ihr unbefangenes, gemüthvolles Spiel. Der naive Charakter ist ein bewußtloser, der Ausdruck schöner, argloser Natürlichkeit . . .«

Meine Margarethe! Wie habe ich sie geliebt und hoch in Ehren gehalten — und wie liebe ich sie noch heute! Mag man auch jetzt auf dies Naturkind und die ganze Iffländsche bürgerliche Muse vornehm niederlächeln. Margarethe war meine erste — reinste Liebe!

Den Nachgebornen, welche Ifflands »Hagestolzen« kaum dem Namen nach kennen und das »altmodische Machwerk« doch mit dem Schillerschen Spottwort vom »Laster und der Tugend« kurz und kühl abfertigen — dieser jungen modernen Welt, möchte ich hier drei leuchtende Sterne nennen, die noch heute ihren Glanz in der deutschen Theater-Geschichte mit vollem Rechte behaupten und auch einst liebevoll auf dies Iffländsche »Machwerk« blickten: — Friedrich Ludwig Schröder, Schiller und Goethe.

Als in Frankreich das Königthum in Stücke brach, schrieb Iffland seine »Hagestolzen« in seinem Garten zwischen Rhein und Main bei Mannheim. Der große Hamburger Schröder war nicht zu groß, dem Hofrath Reinhold, einer seiner liebsten und besten Rollen, vier Wochen lang täglich ein liebevolles

Studium zu widmen. — Goethe nennt die »Hageſtolzen« Iffands beſtes Stück — »das einzige, wo er aus der Proſa in's Ideelle geht!« — Goethe und Schiller hatten ihre Freude daran, die »Hageſtolzen« geſprächsweiſe noch fortzuſetzen, Scene für Scene. — Und als Iffland geſtorben war, feierte Goethe ihm auf Weimars ſtolzer Bühne 1815 ein ſchönes Erinnerungsfeſt durch die Aufführung der beiden letzten Akte der »Hageſtolzen« — Margarethens Akte, die der Weimarſche Altmeiſter ein abgeſchloſſenes Ganze nennt — mit den Goetheſchen Schlußworten:

»Ihr ſaht ein reizendes Idyllenleben
Vor eurer Phantaſie vorüberſchweben —
Und in der That! des Abgeſchiedenen Geiſt
Hat ſich in dem, was heut nur abgebrochen
Hervortrat, rein und herrlich ausgeſprochen:
Es iſt ein zierlich Malerſtück, das dreiſt
Zur niederländſchen Schule ſich geſellt,
Wo Einfalt ländlicher Natur gefällt,
Wo kleine Züge lebensvoller Klarheit
Die höchſte Kunſt verbirgt in milder Wahrheit!«

Im Februar 1823 machte ich als Iffland's »Eliſe von Valberg« meinen zweiten — und im April als Roſalie in Zieglers »Incognito« meinen dritten Verſuch auf den Brettern. Mit ſo glücklichem Erfolge, daß mir ein Engagement in Karlsruhe mit 600 fl. Jahresgage angetragen wurde . . .

Sechs Hundert Gulden Gage! Welch ein Reichthum! Grade ſo viel, wie die Penſion der Mutter betrug. Ich war das glücklichſte Geſchöpf auf Gottes Erden. Strahlend in Freude und Stolz unterſchrieb ich den zweijährigen Kontrakt und trat am 1. Mai als »Großherzoglich badiſche Hofſchauſpielerin« unter die Mitglieder der Bühne.

Wie fröhlich, wie dankbar gegen Gott und die Menſchen feierte ich am 28. Mai meinen funfzehnten Geburtstag! Alle Sorgen, die uns vor einem Jahre noch ſo ſehr gedrückt hatten, waren jetzt von uns genommen.

Die Mutter hatte den Prozeß gegen die Stiefschwester bereits in der zweiten Instanz gewonnen.

Bruder Karl war Offizier, Louis von dem guten Vetter Karl Stockmar in Augsburg wie ein Sohn in's Haus und Geschäft aufgenommen, mit der Aussicht, später des Vetters Associé zu werden — und ich war wohlbestallte Hofschauspielerin . . .

Als ich Nachmittags mit der Mutter, Bruder Karl und unserem gerichtlichen Beistande und Freunde, Hofgerichtsadvokat Bayer vergnügt um den Kaffeetisch saß, trat der Theaterdiener in's Zimmer — — mit meiner ersten Monatsgage! Der gute Kassier hatte mir eine Geburtstags-Ueberraschung bereiten wollen und die Gage drei Tage voraus gesandt. Wir sahen uns lächelnd an; wir hatten in demselben Augenblicke von meinem vor einem Jahre gegebenen Versprechen geplaudert. Ich nahm die 50 Gulden in Empfang, — zitternd vor Bewegung. Jubelnd — schluchzend warf ich mich der Mutter an die Brust: »Nicht wahr, Mütterchen — jetzt hat die kleine Komödiantin ihr Wort gehalten und noch vor dem funfzehnten Jahr eine Menge Geld verdient! Jetzt hole ich uns aber auch Windbeutel mit Schlagsahne — für einen ganzen halben Gulden!«

. . . . Später hatte ich größere Gagen einzunehmen, Kunstreisen, Benefize, Glücksfälle brachten Gewinn, der Prozeß endete auch in letzter Instanz zu unsern Gunsten — — aber keine noch so große Summe beglückte mich wieder so unaussprechlich, wie diese 50 Gulden — meiner ersten Gage.

6. Das erste Engagement.

Am heitern Maitag
Weiht's so lau, und 'Sunne stigt so chräftig vom Berg auf,
Und sie luegt, was's Chiimli macht, und gib em e Schmützli,
Und iez isch em wohl und's weiß nit z'blibe vor Freude.
Nootno prangt d'Matte mit Gras und farbige Blueme;
Nootno duftet's Chriestblueſt, und grünnet der Pflumbaum;
Nootno wird der Rogge buschig, Weizen und Gerste,
Und mi Häberli seit: »Do blibi o nit dehinte!«
Hebel's: Habermuß.

Die Karlsruher Hofbühne war 1823 eine der jüngsten in Klein-Deutschland. Im Jahre 1784 erhielt der wandernde Prinzipal Appelt zuerst die Erlaubniß, mit seiner »Bande« im markgräflichen Orangeriehause eine kleine fliegende Bühne aufzuschlagen und dort den Karlsruhern einige Monate des Jahres seine »Fazen« vorzumachen. Die Bande hatte die Ehre, sich »Markgräfliche Hof-Komödianten« nennen zu dürfen, — das hochgeehrte Publikum das Vergnügen, seine Logen durch mitgebrachte Talglichte selber zu beleuchten, und die Gelegenheit, in fleißiger Handhabung der Lichtputzscheere — (wie klingt Einem das Wort heut schon so fremd!) — die möglichste Grazie zu entwickeln.

Bis zum Jahre 1810 behalf sich die neue großherzogliche Residenz mit solchen wandernden Hofschauspielern. Erst dann

erhielt Karlsruhe sein stehendes Hoftheater im eigenen neuen Hause. Man machte sogar den Versuch, Iffland, der die glanzvolle, aber aufreibende Thätigkeit als Generaldirektor der Berliner Nationalbühne satt hatte und in jedem Brief von seiner Sehnsucht nach Süddeutschland und einer Rückkehr in eine stillere Kunstthätigkeit schrieb, wie sie ihn einst in Mannheim so glücklich gemacht hatte, für die Generaldirektion zu gewinnen und unter seiner Leitung eine Theaterschule zu errichten. Aber der große Menschendarsteller und noch größere Menschenbildner für die Bühne sank darüber ins Grab. Man behalf sich in Karlsruhe zunächst mit einem leitenden Theater-Komité. Der vortreffliche Schauspieler und wissenschaftlich gebildete Regisseur Mittel war der technische Direktor — die Seele der Karlsruher Bühne. An die Spitze des leitenden Komité's trat 1823 der junge dramatische Dichter Freiherr Joseph von Auffenberg. Sein Titel war Präsident. Wir nannten ihn aber: Intendant!

Nach meinen drei »Versuchen« stand es mir frei, im Engagement auch noch zwei »Debütrollen« zu wählen. Zu meinem ersten Debüt wählte ich — o kindliche Unerfahrenheit und Geschmacklosigkeit! — in Kotzebue's entsetzlicher »Zigeunerin« — die Lazarilla.

Es war eine höchst unglückliche Wahl. Diese Aufgabe erfordert mehr routinirte Kraft und Bühnengewandtheit, als natürliches Gefühl und Anmuth. Ueberdies sollte mir beim Einstudiren neuer Rollen der Beistand meiner trefflichen Lehrerin schon bei dieser Lazarilla fehlen. Sie zog sich zurück — wegen einer grünen Schürze! Nach Mlle. Demmer's bühnenerfahrenem Rath sollte ich nämlich in meinem dritten Versuch als naive Rosalie im »Inkognito« eine schwarzseidene Schürze tragen. Die Mutter wollte mich aber zum weißen, einfachen Kleide lieber mit einer grünen schmücken. Noch sehe ich die erstaunten Blicke der guten Lehrerin, als sie vor der Vorstellung kam, um im Theaterwagen mit uns ins Schauspielhaus zu fahren, und mich weiß und grün fand.

Die Freude über den freundlichsten Empfang und Beifall als Rosalie war daher schon keine so ungetrübte, wie nach den »Hagestolzen« und »Elise von Valberg«. Die Mutter kämpfte während der Vorstellung mit den Thränen, denn kein Wort kam über die Lippen der neben ihr sitzenden, sonst so sanften Lehrerin. Sie vermochte ihre verletzte Autorität nicht zu verschmerzen, — und versagte fortan ihre mich so fördernde Hülfe. Sie war vollkommen im Recht und ich — mußte die kleine so verzeihliche Eitelkeit der Mutter büßen. Diese ominöse Schürze lehrte uns Künstler-Empfindlichkeit schonen. Die Mutter und ich warnten uns später oft gegenseitig: »Denk' an die grüne Schürze!«

So mußten Mutter und Tochter nun auf eigene Hand versuchen: de conduire leur barque! Wenn auch mein guter Professor Aloys Schreiber mir noch während meiner ganzen Karlsruher Laufbahn mit seinem ästhetischen Rath treu zur Seite stand und manche Rolle dramaturgisch mit mir durchging, — ein bühnenerfahrener Steuermann war auch er nicht. Daß der arme Nachen nicht gleich am Beginn des klippenreichen Theater-Fahrwassers zerschellte, begreife ich jetzt — da ich mich am Abende meines Lebens redlich bemühe, mit der Devise: »Gerecht gegen Andere, streng gegen mich« klaren, leidenschaftlosen Blickes die ferne Vergangenheit zu schildern, — oft selber kaum.

Wie waren die gute Mutter und ihr vierzehnjähriges Töchterchen doch so gar unerfahren und unpraktisch in allen Coulissendingen —— und viel zu bescheiden für's Theaterleben!

Wir verstanden nicht einmal: mich vortheilhaft zu schminken. Als einige ebenso unerfahrene Freundinnen mir riethen, als Zigeunerin Lazarilla die blonden Augenbrauen zu schwärzen, um meinem weichen kindlichen Gesicht mehr Ausdruck zu geben, — da zog ich im Eifer so kühne, schwarze Bogen, daß ich förmlich entstellt aussah. Zu meinem Unglück hatte ich überdies gehört, daß schwarze Punkte unter den

Augenwimpern dem Auge flammende spanische Glut geben ... und ich that auch hier des Guten mehr als zu viel.

Es stand wahrhaftig schlimm um die kleine Komödiantin, und schon bekamen wir unter dem Mantel der Theilnahme manches mitleidige Lächeln zu sehen, manch zweifelndes Wort über mein Talent zu hören.

Das Alles trieb mich, etwas Entscheidendes zu wagen. Ich wählte als zweites Debüt unverzagt — Preziosa!

Ganz Karlsruhe gerieth in Aufruhr, daß ich — das blutjunge, unerfahrene Ding, überhaupt erst viermal vor's Publikum getreten, nach der gefeierten, schönen Amalie Neumann die schwere Rolle der Preziosa spielen wolle. Die arme Mutter kam immer halbtodt aus ihren Tarock-Partieen nach Hause — so sehr hatten die Damen ihr wegen meiner Preziosa bange gemacht. Selbst mein leichtlebiger, himmelstürmender Bruder Karl, der funkelnde neue Lieutenant, berichtete oft kleinlaut, daß seine besten Kameraden am Erfolge zweifelten. Die Frau Markgräfin ließ mir durch Major Hennehofer theilnehmend ihr Bedenken äußern: ob meine junge Stimme auch für die pathetischen Stellen der Preziosa ausreichen würde.

Wenn ich aber die bangende Mutter ansah, so wuchs mir das muthige Wollen. Und ich setzte meine ganze junge Kraft daran, die Feuerprobe würdig zu bestehen.

Auf meine Bitte arrangirte Balletmeister Zeisig ein brillantes Solo: Pas de zephir der Gavotte — des munteren schnellbeflügelten Tanzes der Gavots, der fröhlichen Bergbewohner in den französischen Oberalpen — für mich zu Weber's entzückender Musik. — Preziosa's berühmtes Lied: »Einsam bin ich nicht alleine!« studirte mir Gesanglehrer Berger fleißig ein, und die melodramatische Deklamation übte ich unermüdlich nach dem Klavierauszuge. Bruder Karl besorgte eine leichte Jagdflinte und exerzirte mich wie einen Rekruten damit ein: blitzschnell zu zielen, während der Rede absetzend und bei der geringsten Bewegung des Zigeunerhauptmanns wieder anzulegen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ich höre noch seine junge wichtige Lieutenantsstimme karlsruhern: »Dasch isch nischt, Line! Du muscht es nich mache, wie de andere Pretschiosen, die thun, als ob ihne de Flinte an den Kopp genagelt wär' und doch beische könnt!« — Aber zuletzt war er ganz stolz auf seinen neuen Rekruten.

Und mit welchem Entzücken staffirte die gute Mutter ihre Preziosa heraus: spanisches Kostüm, weiße Seide, mit Himmelblau und Silber, graziöse Marabouts auf dem Kopf! So wünschte mich der bayerische Hofmaler Muxel zu malen, der auf der Karlsruher Kunstausstellung die beiden Prinzessinnen Elisabeth und Amalie ausgestellt hatte und darauf auch unsern badischen Hof porträtirte. Er wählte die Scene, wo Preziosa wie verklärt Alonso's Bouquet aufgehoben hat. Leider konnten wir das schöne, aber theure Bild nicht kaufen. Ob es noch in einer Münchener Galerie hängt — ob in einer Trödelbude . . ?

Bei der Aufführung der Preziosa war das Haus überfüllt und vor Beginn des Stückes in aufgeregter — ja, die Verehrer von Mad. Neumann in kampfgereizter Stimmung. Und wie klopfte mir selber das junge, bange Herz! Aber schon während der süßen, beseligenden Melodieen der Ouverture kam mir eine wunderbare Ruhe . . . und mit Gefühl und Begeisterung konnte ich sprechen:

»Lächelnd sinkt der Abend nieder,
Rings erschallen Jubellieder . . .«

Der freundliche Beifall erhöhte meinen Muth — meine Begeisterung — mein Glück!

Das eingelegte Solo tanzte ich, den Tambourin schwingend, wie von Flügeln getragen . . . und ich dachte lächelnd dabei an des wilden Linchens Seiltänzersprünge auf der Dielenritze. Auch mein durch das Einfallen des Horns und der Flöte im Takt so schwieriges Lied gelang glücklich. Das Haus wurde nicht müde, die neue Preziosa zu rufen. Ich hatte vollständig gesiegt . . . und doch war mein Glück kein so harmloses, ungetrübtes, wie nach meinem ersten Erfolge als Margarethe.

Ich hatte in diesen wenigen Monaten die »heißen Bretter« ahnen gelernt. Das Anfangs so lachend nahe Feenland der idealen Kunst war in immer weitere Fernen gerückt. Würde ich es je erreichen? — würde ich je eine wahre, edle Künstlerin werden? Daß es nur nach vielen bitteren Erfahrungen — nach bangen Kämpfen und schwerem Ringen sein könne, wußte ich jetzt schon. Aus der fröhlich und unbefangen durch's Leben hüpfenden kleinen Komödiantin war — die nachdenkende Schauspielerin einer bretternen Welt geworden.

* * *

Nach diesem zweiten glücklichen Debüt trat ich in Reih und Glied mit den meist ausgezeichneten Künstlern des Karlsruher Hoftheaters.

Hätte Ludwig Tieck diese »echten Komödianten« — wie er am liebsten den wahren, kunstbegeisterten Schauspieler nannte — sehen können! Er wäre entzückt gewesen. Behauptete er doch späterhin in Dresden mir gegenüber stets hartnäckig: »Es ist ein Nachtheil für die wahre Kunst, daß die Komödianten nicht mehr die »Parias« des bürgerlichen Lebens sind. Werden sie fein bürgerlich solide oder gar vornehm salonmäßig, so ist es mit dem Künstler vorbei. Ihr Boden, auf dem sie nur wachsen können, ist das abenteuerliche Land der Ideale, in dem es aber selten viel zu essen gibt. Aus der Kreuzerbude des Jahrmarkts muß uns eine neue gesunde volksthümliche Bühnenkunst erblühn, wie einst aus der armseligen Schaubude der Neuberin. Ich kann trotz meiner 70 Jahre den Glauben an ein kunstregenerirendes romantisches Künstlertreiben nicht verlieren. Nennen die Herren Kritiker mich doch auch immer spöttisch — den Romantiker!«

Unsere Karlsruher Komödianten machten sich meistens selber zu »Parias« des geselligen Lebens. Und doch hätten sie nach ihrer vorwiegend gediegenen Bildung in den besten Gesellschaftskreisen glänzen können. Aber sie, die einst in Jugend-

begeisterung Heimat, Freunde, glückliche Verhältnisse verlassen und, dem verführerischen Locken der Kunst folgend, oft das abenteuerlichste Vagabondenleben geführt hatten — — Hunger, Kummer, Noth, Enttäuschungen jeder Art hatten sie mit der Zeit menschenscheu — oder wohl gar menschenfeindlich gemacht.

Schäumte doch selbst unserem glänzenden Intendanten und damals weitberühmtem Dichter Auffenberg nicht wenig abenteuerndes Vagabondenthum im blauen freiherrlichen Blute! Sohn eines fürstlich Fürstenbergischen Hofmarschalls verließ der sonst so blöde siebzehnjährige Jüngling — berauscht und verlockt von Wilhelm Meisters romantischem Künstlertreiben — 1815 heimlich das väterliche Haus zu Freiburg im Breisgau, um mit einem gleichgestimmten Freunde durch Italien nach Griechenland zu wandern und an den heiligen Stätten klassischer Kunst und schöner glücklicher Menschen hinfort ein freies geniales Sängerleben zu führen. Die Guitarre am rothflammenden Bande im Arm ging's zu Fuß durch die Schweiz in's gelobte Land Italia hinab — vor jedem Fenster mit einem schönen Mädchenkopf klimpernd, singend, minnend! Hatten's die glücklichen seligen Troubadours doch einst auch so gemacht! O welche Lust ein wandernd Sängerleben — — so lange noch die heimlich mitgegangenen väterlichen und mütterlichen Napoleons in der Tasche klingeln!

Quand ma bourse fait: bin! bin! bin!
Tout le monde dit: Mon cousin!
Quand ma bourse fait: ba! ba! ba!
Tout le monde dit: Va! va! va!

— wie ein altfranzösisch fahrend Schülerlein singt. Das erfuhren unsere modernen Troubadours schon in Oberitalien. Sie klimperten und sangen jetzt nicht mehr vor den Fenstern schöner Mägdlein um den Minnesold lächelnder Augen — sie musicirten vor den Hausthüren, bettelnd um ein Nachtquartier, um einen Löffel voll Polenta. So troubadourten, bettelten und hungerten sich die jungen Romantiker in Lumpen mühsam

zu den mütterlichen Fleischtöpfen und Thränen und väterlichen Denkzetteln nach Freiburg zurück. Eine österreichische Soldatenjacke sollte die abenteuerlustigen Flügel des Baron Auffenberg für immer fesseln. Aber Wien hätte kein Burgtheater haben müssen! Das bekehrte den singenden Troubadour schnell zum Dramatiker. Auffenberg schrieb sein erstes romantisches Trauerspiel: »Pizarro!« Schreyvogel, Dramaturg des Burgtheaters und unter dem Namen »West« der erste glückliche Bühnenbearbeiter von Calderons »Leben ein Traum« und Moreto's »Donna Diana«, lehnte das Stück für die Wiener Hofbühne zwar ab, ermunterte aber den jungen Dichter, sein unzweifelhaftes dramatisches Talent weiter zu bilden. Auf Wunsch der Eltern nach Baden zurückgekehrt und in die Garde-du-Corps als Lieutenant eingetreten, schrieb Auffenberg mit erstaunlicher Geschwindigkeit Stück auf Stück: »die Spartaner« — »Ludwig XI. in Peronne« — »das böse Haus« — »der Löwe von Kurdistan« — die schnell über alle bedeutenden Bühnen gingen, des Dichters Namen weitberühmt machten — — und heute sämmtlich verschollen sind. Wohl mit Recht! Die Tage halt- und maßloser, überphantastischer Romantik liegen weit hinter uns. Seine damals in Karlsruhe mit patriotischem Stolz und Beifall aufgenommenen Stücke hatten den Dichter vom Garde-du-Corps-Pferd an die Spitze der Karlsruher Hofbühne gehoben. Ich sollte nie Gelegenheit haben, dies zu bedauern.

Auffenberg war noch nicht 25 Jahr, als er mein erster Intendant wurde. Eine vornehme Erscheinung: groß, schlank, mit tiefdunklen Augen und auffallend breiten schwarzen Augenbrauen. Ein echtes Hidalgo-Gesicht. Damit kontrastirte aber merkwürdig sein echt schwarzwälder Dialekt, mit dem er fremde Stimmen täuschend kopiren konnte, und sein Benehmen dem ihm unterthänigen vielköpfigen und vielsinnigen Komödiantenvölkchen gegenüber. War es das Bewußtsein, daß ihm für seine schwierige Stellung die eigentliche reale Coulissenpraxis

fehlte? In den Proben bewegte er sich unsicher, verlegen; wo er anordnen, befehlen sollte, bat er fast schüchtern. Da konnte von einer durchgreifenden und fruchtbringenden Autorität auf der Bühne wenig die Rede sein. Rühmend hervorheben muß ich aber doch noch sein nobles, ritterliches Benehmen uns Künstlerinnen gegenüber. Selbst bei der bescheidensten Choristin vergaß er nie das Französische: place aux dames! — während Clara Stich noch viele Jahre später einen anderen Intendanten, der gleichfalls vom Garde-Lieutenant an die Spitze einer Hofbühne avancirt war, obgleich er nie ein Drama geschrieben, und der einst in der Probe der Künstlerin zuherrschte: »Nochmals abtreten!« — erinnern mußte: »Herr Lieutenant, Sie vergessen, daß wir hier nicht auf dem Exercirplatz stehn!«

So hat die Karlsruher Bühne unserem Dichter wenig Rosen gebracht. Er spann sich immer mehr in hypochondrische Wunderlichkeiten ein, floh die Menschen, trank sich in der Einsamkeit seiner Studirstube in Champagner und Punsch immer überschwänglichere Begeisterung für neue hochromantische Dramen, und schrieb so im maurischen Kostüm, den krummen arabischen Säbel an der Seite, im maurisch dekorirten dämmrigen Gemach sein dreibändiges dramatisches Gedicht »Alhambra« — bis er sich 1831 selber als Karlsruher Hoftheater-Intendant unmöglich geworden fand. Sogleich nahm er das abenteuernde Wanderleben seiner Jugend wieder auf. Er ging als fahrender Dramatiker in das Land seiner »Alhambra« und seiner Meister: Calderon, Lopez de Vega und Moreto und hatte das für prosaische Menschenkinder allerdings ziemlich zweifelhafte Glück: in Spanien das romantischste Abenteuer seines Lebens zu bestehn und dies Leben fast dabei zu verlieren. Als er eines Abends vor den Thoren von Valencia spazieren ging, wurde er von Meuchelmördern, die spanische Eifersucht gedungen, überfallen und niedergestochen. Aus 23 Wunden blutend, blieb er auf dem Platze liegen, bis mitleidige Hände ihn in das Hospital del Cid zu Valencia trugen. Unter der Pflege weiblicher Re-

ligiosen genas er endlich, so daß er dies blutige Abenteuer später selber in seiner »Humoristischen Pilgerfahrt nach Granada und Cordova« mit vieler Laune schildern konnte. Er kehrte 1843 — nach dem Freiherrn von Gemmingen, dessen Vater der Bühne den einst vielbeweinten »Deutschen Hausvater« gegeben — sogar noch ein Mal als Hoftheater-Intendant nach Karlsruhe zurück, bis die Stürme des Jahres 1848 auch ihn mitfortrissen. Als ausgebildeter Misanthrop und unglücklicher Vater von 24 schon verschollenen Dramen starb Joseph Freiherr von Auffenberg, badischer Hofmarschall, am ersten Weihnachtstage 1857 in seiner Vaterstadt Freiburg. In Dankbarkeit hatte er sein ganzes Vermögen den Nonnen im Hospital-Kloster del Cid vermacht. — —

Dieser unglückliche Romantiker war also 1823 der Oberhirt unserer Karlsruher Bühne. War's da zu verwundern, daß auch die Heerde manch verwunderliches abenteuerndes Stück — manchen romantischen »Paria« des bürgerlichen Lebens zählte?

Ueber die wenigsten Künstler wußte man etwas von ihrer Heimat, Abkunft, Vergangenheit. Manch verscherztes — verfehltes Leben barg sich hier unter fremdem Namen.

Woher stammte der Liebling des Publikums, der auf der Bühne so lebensfrische, fein humoristische — ja übermüthig frohe Hartenstein? — Durch's Leben eilte er einsam, finster, scheu, in trübe Gedanken versunken. Man sagte, er sei der verlorene Sohn einer altadeligen Familie.

Sehring war ein prächtiger Bassist, ein erschütternder Steinerner Gast, ein schier unergründlich tiefer Sarastro, ein infernalischer Kaspar-Samiel, — seine liebliche Frau die verführerischste Soubrette in Oper und Lustspiel, brillant im »Kapellmeister von Venedig«, reizend als Aennchen im »Freischütz«. Ich habe nie wieder die Gespenstergeschichte von der Base mit der langen Nase so neckisch und hinreißend vortragen

hören. Und in diesem echten Künstlerpaar schäumte das unruhigste Komödiantenblut. Beim Beginn der Theaterferien verschwanden beide immer spurlos aus Karlsruhe. Und einst fand ein Bekannter das geheimnißvolle Paar in einem winzigen Landstädtchen auf einer aus Bettdecken, Windschirmen und bunten Fenstergardinen improvisirten Bühne — Verkleidungsrollen spielend. Sie konnten nun einmal die abenteuerlichsten Komödiantenfahrten nicht lassen, deren Romantik sie einst — am Beginn ihres Künstlerlebens — bei Wandertruppen kennen gelernt hatten.

Neben Mad. Sehring muß ich gleich die glänzende Primadonna unserer Oper nennen, von Spohr sehr bewundert: Mad. Gervais. Sie hatte eine starke, wunderschöne Stimme, gute italienische Schule des Gesanges, eine erstaunliche Kehlfertigkeit und viel Wärme des Gefühls im Vortrage. Dabei war sie eine brillante Schauspielerin, auch im Drama und Lustspiel, obgleich sie ihren angeborenen französischen Accent nie ganz überwand. Ihr Vater war Pariser Solotänzer und von ihm hatte die Tochter französische Grazie und Tanzkunst, aber auch eine starke Portion Häßlichkeit geerbt. Doch durfte man von ihr sagen, wie Paris von der Herzogin von Berry: la jolie laide! So war Mad. Gervais trotz ihrer körperlichen Unschönheit durch Gesang, Spiel, Tanz, Grazie das reizendste »Rothkäppchen«. — Auch dies Künstlerpaar hatte seine Komödianten-Ferse: Schulden über Schulden. Sie legten ihre ganze Gage in Straßburger Gänseleber-Pasteten, Perigord-Trüffeln, Leipziger Lerchen und italiänischen Salaten an — bis plötzlich eine wunderbare Energie kleinbürgerlichen Sparens über sie kam. Sie hängten den Austern- und Pastetenkorb hoch in den Rauchfang, begnügten sich mit bescheidenster Karlsruher Küche — — und in vier Jahren waren alle Schulden bezahlt.

Das erinnert mich an eine andere kulinarische Künstler-Anekdote. Kollege Maurer in Stuttgart und seine anmuthige

Frau, in ihrer Jugend gefeiert als Margarethe, Suschen und Preziosa, hatten sich gern an die gute Table d'hôte des Hôtel Marquardt in Stuttgart gewöhnt. Aber die Gage wollte nie mit dieser theuren Gewohnheit Schritt halten. Und so gab die leere Kasse eines Tages dem wackeren Paar eine ökonomische Energie à la Gervais. Man beschloß, in Zukunft bescheiden zu Hause zu speisen. Nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit und Rührung, voll gegenseitiger Bewunderung und tugendhafter Gehobenheit über das beginnende neue solide Leben setzt man sich zu Tische. Es geht doch nichts über ein bescheidenes Mahl in eigener geordneter Häuslichkeit! Und wie wohlfeil man lebt! Für eine Table d'hôte kann man vier Tage zu Hause kochen! Wie viel man da das Jahr über spart! — Das sind die Tischreden, mit denen man sich gegenseitig erbaut . . . Die Suppe — nun ja, die ist bei Marquardt kräftiger und schmackhafter . . . und heut gibt's dort vielleicht in der Suppe Krebsschwänze oder die delikaten Leberklöschen, die Niemand so gut zu bereiten weiß, wie der alte Pariser Hôtel-Koch . . . Aber man lebt ja nicht von der Suppe allein! — Das Rindfleisch — hm! Frauchen, das Rindfleisch könnte wohl etwas zarter sein. Marquardt kauft nur von jungen fetten Mastochsen und das Fleisch zergeht Einem schon auf der Zunge. Dazu der Schnecken- und Sardellensalat . . . und hier diese holzigen rothen Rüben! Wußtest Du denn nicht, liebes Kind, wie ich diese rothen Rüben hasse? Kuhfutter! — Männchen, mir geht's ja gerade so! Aber wenn man sparen will . . . Halten wir uns an die Coteletts! . . . Puh! Angebrannt — und welche Butter! Und wie appetitlich sind die Coteletts bei Marquardt servirt. Die Rippchen mit gefranztem Silberpapier umwickelt — deliciös! Und weiter, Frauchen? — Männchen, weiter hab' ich nichts! Wir wollten ja sparen! — Aber wir dürfen doch nicht lebendigen Leibes verhungern. Welch ein Verlust für die Kunst! Bist Du denn satt, Kind? — So eigentlich nicht, Männchen. Ich lasse uns sogleich einen guten Kaffee machen. — Ich weiß etwas noch

Besseres, Schatz. Nimm Deinen Shawl um — wir kommen noch grade recht zur Table d'hôte bei Marquardt . . .

Glückliches, leichtherziges Komödiantenleben!

Doch zurück zu den Karlsruher Kollegen!

Der köstliche närrische Komiker Labes, dessen Auftreten schon genügte, das Haus von homerischem Lachen der Zuschauer erschüttern zu machen — lächelte im Leben nie. In seinem Hause war er ein hypochondrischer kleiner Tyrann. Er spielte prächtig Violine — aber im abgelegensten Winkel seiner Wohnung, hinter verschlossenen Thüren . . . Doch da steht er vor mir — der jungen Sabine — in Kotzebue's »Deutschen Kleinstädtern« als allerpossirlichster, blumenreichster »Herr Bau-, Berg- und Weg-Inspektors-Substitut Sperling« unter der Straßenlaterne von Krähwinkel im lächerlichsten Nachtkostüm und ich höre sein zärtlichstes »Binchen« — und als die Spitzbübin Eva Schnurrwinkel, die den Krähwinklern Würste und Schinken gestohlen und für deren Prangerstehn die ganze Stadt solenne Festlichkeiten vorbereitet hat, die Nacht vorher still verduftet ist, — sein unglückseligstes: »All ihr himmlischen Mächte! Was hör' ich? Morgen kein Fest! kein Pranger! keine Verlobung! — Was soll nun werden aus meinen Kunstwerken? Ein Sonnet hab' ich gedichtet auf die Delinquentin! Ein Triolet auf den Galgen, den dreibeinigen!« . . .

Bei welcher Wandertruppe hatte der tiefgebildete Regisseur Mittel seine Theaterlaufbahn begonnen? — Er sprach nie darüber. — Ein Jahr nach meinem Engagement trug man ihn zu Grabe.

Der alternde Tenorist und ergötzliche Komiker Walter war das unruhigste vagabondirende Künstlerblut. In Karlsruhe duldete es ihn nie lange. Fast immer war er auf Gastreisen und immer überschritt er seinen Urlaub. Mußte er dafür Strafe zahlen, so tröstete er sich mit seinem unnachahmlich hingeworfenen Lieblingswort: »Gickel-Gackel-Bratwurst!« Das war sein Motto in allen Lebensverhältnissen. Unvergeßlich

bleibt Walter mir in der parodistischen Fastnachtposse »Prinzessin Evekattel und Prinz Schnuti!« als verliebtes Prinzen-Monstrum. Amalie Neumann spielte die Prinzessin Evekattel — in einer Scene die Ophelia travestirend — »zum Wälzen«. — Am berühmtesten war Walter als Wiener Parapluimacher Staberl in »Staberls Reiseabenteuern« und in den »Bürgern von Wien«. Staberls fieberhafte Geschäftigkeit, possirliche Wichtigthuerei in kleinen Dingen, Wienerische Wohllebigkeit und Herr-von-Staberl-Gespreiztheit wußte er überaus drastisch zu personifiziren. In den eingelegten Staberl-Liedern kam ihm sein noch immer angenehmer und gut geschulter Tenor zu statten. Doch waren seine Staberl-Impromptüs nicht immer ganz fein. Als Staberl durchzog er abenteuernd die ganze Welt. So fand ich ihn später in Berlin und in Riga wieder und konnte ihm zu stürmischem Beifall Glück wünschen.

Der »dicke«, aber noch immer schöne Karl Mayer war ein guter Regisseur, im Lustspiel ein feiner Humorist, aber als Liebhaber und Heldenspieler matt und frostig. Welch eine reizende glühende Liebhaberin war Mlle. Demmer neben ihm in »Rolla's Tod« von Kotzebue! Rolla blieb gegen sie kalt wie Eis — auch im Leben. Meine arme Lehrerin hat diese unglückliche Liebe nie überwunden. Daher rührte ihr Starrkrampf, der sie so früh der Bühne entzog. Wenn man sie nach einem solchen Anfall fragte: »Wie war Ihnen?« — dann sagte sie wohl mit unendlich traurigem Lächeln: »Das arme Herz stand mir nur wieder mal im Schmerz still!« — Beide gingen einsam ihren Weg. »Verfehlte Liebe, verfehltes Leben!«

Auch der Bruder Demmer, der scharfsinnigste und geistvollste Schauspieler unserer Bühne, der liebenswürdigste Chevalier und unwiderstehliche Liebhaber, durch und durch ein echter, edler Künstler, lebte einsam melancholisch mit Mutter und Schwester in dem abgelegenen Häuschen. Wurde er gereizt, so hatte er eine scharfe beißende Zunge. Das hat der spätere Intendant Graf Leiningen, der unserm Auffenberg

1831 folgte, bitter empfunden. Unter vier Augen und auch wohl in den Bühnenproben steckte der Graf von dem ihm zwischen den Coulissen geistig weit überlegenen Demmer manche spitzige Belehrung geduldig ein. Als dieser aber 1837 sich hinreißen ließ und in öffentlicher Gasthausstube die Thätigkeit seines Bühnenchefs witzig kritisirte und schloß: „Ja, der hochgeborne Graf hat ebenso wenig Bühnenverstand wie hier mein niedrig geborner Pudel!« — da wurde der Kritikus auf ein Jahr von der Karlsruher Bühne relegirt. Dann nahm man den unersetzbaren Künstler in Gnaden wieder auf. Aber schon zwei Jahre später ereilte den Intendanten ein ähnliches Verhängniß, in Gestalt eines — Schnurrbarts.

Seit 1835 war der übermüthig kecke Karl Devrient für Karlsruhe engagirt. Seinen Intendanten zu necken, war ihm das höchste Gaudium. Er sprang ziemlich cavalierement mit ihm um und wußte sogar seinen zärtlich geliebten und gepflegten Schnurrbart Jahre lang gegen den Herrn Grafen und alle Paragraphen des Theater-Codex zu behaupten. Da der schöne Devrient meistens Liebhaber und Helden spielte, störte der Schnurrbart selten. Aber 1839 sollte der Künstler Kotzebue's »Armen Poeten« spielen, eine Glanzrolle seines großen Oheims Ludwig. Lorenz Kindlein mit dem Schnurrbart — unmöglich! Der Herr Intendant beschwor seinen Liebling hoch und theuer, der Kunst seinen holdesten Mannesschmuck zu opfern. Dennoch erschien Lorenz Kindlein in der Probe mit zierlich gedrehtem Bärtchen. Neue Bitten, neue Beschwörungen des Grafen ... Devrient gibt eine lustige Antwort, nicht Ja! nicht Nein! — Abends, vor Beginn des Stückes wandelt der Intendant in ahnungsschweren Schnurrbartängsten unruhig durch die Coulissen. Endlich steht Devrient vor ihm, unbefangen lächelnd, schon fertig gekleidet als Armer Poet, aber — o Entsetzen! — mit seinem allerliebsten Liebhaberbärtchen. Da schäumt auch das geduldigste Intendantenblut auf und — über. Es kommt zu einer heftigen Scene vor Schauspielern und Coulissen-

schiebern. Von beiden Seiten fallen die beleidigendsten Worte. Graf Leiningen und Karl Devrient machten sich gleich unmöglich am Karlsruher Hoftheater. Und doch hatte der glänzende Künstler nicht entfernt daran gedacht, Lorenz Kindlein mit Schnurrbart spielen zu wollen. In seiner Garderobe stand schon der Barbier bereit, in der letzten Minute den verpönten Lippenschmuck zu beseitigen. Er hatte den Intendanten nur ein wenig neckend ängstigen wollen.

Ein echter Paria der bürgerlichen Gesellschaft war der originelle, ja in seinem Genre geniale Komiker Wurm. Bis 1816 war er durch seine unnachahmlichen Lazzi und drastischen Einfälle Liebling der Berliner gewesen. In Folge eines öffentlichen Skandals wurde er auf Befehl des Königs als »mauvais sujet« entlassen. Er siedelte nach Karlsruhe über und trat zu der dortigen Bühne in ein langjähriges festes Gastspielverhältniß, da er wegen seines Berliner Prozesses nicht engagirt werden konnte. Sein Feld war die niedere Komik. Hier herrschte er stets siegreich — zwergfellerschütternd. Eine einzige Grimasse — ein Zwinkern mit den Augen — ein Zucken mit Nase oder Unterlippe genügten, ein ganzes Haus zu elektrischem Lachen hinzureißen.

In Holbergs »Politischem Kannengießer« war er der nichtswürdigste Allerweltsschlingel von Kannengießerbursche, unnachahmlich dummdreist, dummpfiffig und dummstolz! Wie spreizt er sich in dem schnell in eine Livrée umgewandelten, mit Goldpapier benähten langen braunen Rock seines Meisters, der über Nacht Bürgermeister von Hamburg geworden zu sein glaubt. Wie zudringlich rückt er den zur Gratulation gekommenen beiden Rathsfrauen, nachdem er ihnen eine »kleine Diskretion« abgezwackt hat, mit dem Syrupskaffeetopf auf den Leib: »Nun sollen Sie aber auch tüchtig trinken, derweil die gnädige Frau Bürgermeisterin draußen ist . . . Die gnädige Frau nimmt's nicht übel. Meine wohlgeborne Madamen, Sie müssen, weiß Gott, trinken. Vielleicht ist's nicht süß genug.

Wir wollen gleich mehr Syrup kriegen . . .« Wie brutal setzt er die gratulirende ehrliche Grobschmiedsfrau an die Luft — und wie feige kriecht er nebst seinem Bürgermeister unter den Tisch, wenn ihm die neue glänzende Bürgermeisterei nicht recht geheuer scheint!

Seinem Peter in den »beiden Grenadieren« vermochte selbst der hartgesottenste Hypochonder nicht zu widerstehn, — oder wenn er im »Hausgesinde« in seiner Angst vor Vergiftung kopflos umherrannte und sprudelte: Giffft! Gffft! Jfft! — oder im »Schauspieler wider Willen« als Jude im jüdischen Jargon Schillers »Taucher« deklamirte und von »schnurrigen Geschichten« schier platzte. — Seine glänzendste Rolle war der Schneider im »Schneider und Sänger«, jede Geste, jede Miene, jeder Ton charakteristisch und unwiderstehlich zum Lachen reizend. Und erst der Vortrag der vielen eingestreuten überkomischen Volks- und Schneiderlieder! . . .« »Nun aber hören Sie mein allerbestes Lied:

Nachtigall — ich seh Dir — laufen!
Aus dem Bächlein thust Du — saufen!
Tauchst hinein Dein klein Schnä-äbelein,
Meinst es wär — der be—este Wei—ein!«

. . . Wahrhaftig! Da ich diese vor mehr als einem halben Jahrhundert in jubelnder Heiterkeit gehörten und nachgesungenen Worte niederschreibe, singe ich sie unwillkürlich vor mich hin . . .

Nur einen Komiker habe ich später gesehn, der mit Wurm in seinem Genre rivalisiren konnte: Bouffet in Paris. Er gab im Oktober 1829 in dem reizenden Lustspiel »Jean« einen Pariser Tanzmeister, der auf einem Stuhl steht, die Geige spielt und dabei tanzt — hinreißend!

Und jetzt — nach 46 Jahren — las ich in einer Pariser Zeitung, daß derselbe Bouffet kürzlich in Paris noch den alten übermüthigen herzfrischen »Gamin de Paris« spielte und — —

alle Welt bis zu Thränen entzückte. Ja, ewige Jugend echter Kunst!

Sollte Wurm aber — wie im »Schauspieler wider Willen« — anfangs als natürlicher, einfach bürgerlicher Dutzendmensch im modischen Gesellschaftsanzuge auftreten, da war er unnatürlich gezwungen, hölzern, verlegen. Man sah ihm an, er fühle sich unbehaglich in dieser fremden Haut. —

Mlle. Wilhelmine Maas! Schon der Name macht mir immer eine tiefe Traurigkeit. Er ist der Titel zu einer von den vielen alten trostlosen Tragödien: Komödianten-Leben — -Lieben — -Lust — -Leid — und -Ende!

Als ich zu meinem zweiten Versuch Elise von Valberg gab, spielte Mlle. Maas die Fürstin. Fein und vornehm — aber kalt wie Eis. Die herzerwärmende Sonne des Glücks war ihr schon untergegangen. Sie wußte selber am Besten: für immer! Sie sah immer dunkler die kalte Nacht heraufsteigen — ohne Stern — ohne Hoffnung! Und wer nicht mehr hofft, lebt nur noch aus Gewohnheit — ohne blütentreibende Lust — ohne siegesmuthigen Kampf. Und ohne Freude und ohne Ehrgeiz gibt es keinen echten Künstler!

Und doch war Wilhelmine Maas erst 38 Jahre alt und einst die Freude Goethe's und Weimars und der Stolz Ifflands und Berlins gewesen.

»Verfehlte Liebe — verfehltes Leben!« — war auch ihr Fluch. Kaum zehn Jahre später ist sie — unstreitig eine der edelsten Künstlerinnen ihrer Zeit — vergessen und verschollen im Elend gestorben. — Wird mir noch Leben und Kraft vergönnt, so hoffe ich — wohl die letzte Kunstgenossin, in deren Brust die Unglückliche ihr Leid ausströmte — neben meiner armen holden vergessenen Benda auch Wilhelmine Maas ein würdiges Denkmal der Erinnerung setzen zu können. —

Die Perle unserer Bühne war Amalie Neumann, die noch heute als Frau Haitzinger am Wiener Hofburgtheater glänzt und im Fach der »komischen Alten« unübertroffen in

Deutschland dasteht. Wer aber damals zu sagen gewagt hätte: Amalie Neumann — das reizendste Blondchen in der »Entführung aus dem Serail« — der lieblichste Benjamin in »Jakob und seine Söhne« — die entzückendste jugendliche Liebhaberin in hundert naiven oder sentimentalen Lustspiel-Rollen ... wird einst eine prächtige »komische Alte« werden und die guten Wiener als Frau Martha Schwerdtlein im »Faust« oder als spitzigste und flinkeste Lästerzunge in Sheridans »Lästerschule« entzücken, — den hätten unsere jungen Theaterenthusiasten sicher auf Pistolen gefordert. »Unsere himmlische Amalie Neumann — unmöglich!« ... Und doch wird in 50 Jahren, die seitdem hinabgerollt sind, im Leben so Manches möglich.

Amalie Morstadt war 1800 in Karlsruhe geboren. In einer Wohlthätigkeitsvorstellung betrat das liebliche zehnjährige Kind in Wranitzky's jetzt vergessener Oper »Oberon« in der Titelrolle zum ersten Male die Bühne. Der Erfolg entschied für ein Künstlerleben. Mit fünfzehn Jahren war Amalie Mitglied des Karlsruher Hoftheaters, Anfangs nur in kleinen Opernpartieen thätig. Ein Jahr darauf heirathete sie den jugendlichen Liebhaber Neumann und trat ihre erste glänzende Gastspielreise durch Deutschland an. Schon 1823 wurde sie Witwe. Während eines zweiten Gastspiels in Berlin im Frühjahr 1824 gerieth sogar Amalie Wolff, die damals geistreichste Künstlerin der Berliner Hofbühne, über die bezaubernde Persönlichkeit von Amalie Neumann förmlich in Extase. Sie sagte mir: »Ein Wesen, wie eine verkleidete Prinzessin anzusehen, trat zu mir in's Zimmer, strahlend wie die Frühlingsgöttin in blühender Schönheit. Hellblauer Mousselin umwallte die etwas zu volle und gedrungene, aber doch zierliche Gestalt. Ein runder italienischer Strohhut mit weißem Band, wie ihn die englischen Touristinnen tragen, beschattete reiche hellblonde Locken. Vergißmeinnicht-Augen blickten mich schelmisch-freundlich an. Griechisches Profil, purpurrother lieblicher Mund, Grübchen in den Wangen, rosig angehaucht — sanfte, wohlklingende

Stimme . . . so bezaubernd die ganze Erscheinung, daß ich vor staunender Bewunderung kaum zu antworten vermochte!«

Wenn eine Kollegin — eine Rivalin in solche Begeisterung ausbricht: ist es da zu verwundern, wenn in jener Zeit des Theaterenthusiasmus die ganze junge und alte Männerwelt bei Amalie Neumanns Gastrollen fast närrisch vor Entzücken wurde? In Leipzig schaarte sich um sie »ein wahrer Liebeshof von Minnesängern und fahrenden Rittern«. Man begnügte sich nicht mit Serenaden, Gedichten, Pferdeausspannen — nein, die Enthusiasten gründeten in allem Ernst zu Ehren Amalie Neumanns einen »Rosenorden«, und als Königin mußte die Gefeierte präsidiren. In Wien hatten ihre extravagantesten Verehrer sich einen von den goldenen Schuhen zu verschaffen gewußt, die Mad. Neumann als »Aschenbrödel« getragen . . . und aus diesem Goldschuh auf das Wohl der Vergötterten die Reihe herum Champagner getrunken . . . Man proklamirte sie aller Orten als »Deutsche Mars!«

Ein Verehrer der Künstlerin, ein Major aus Karlsruhe, der sich selber »des lieblichsten Kommandeurs treuer Adjutant« nannte, schrieb 1836 über Amalie Neumann ein 263 Seiten starkes, in Goldschnitt und Rosa Atlas gebundenes Buch, — in folgendem wunderbar blumenreichen Stil: »Ihre schön gebildeten Gesichtszüge gewannen durch ein sprechendes, meist schalkhaft lächelndes Auge einen lebendigen Ausdruck; wie in einem klaren Spiegel strahlten, als reiner Abglanz der Seele, Frohsinn und kindliche Unschuld. Die zart erkeimten Röschen des jungen Lenzes schmückten ihre jungen Wangen, auf welchen, wie auf ihrem schönen Munde schelmische Amoretten zu thronen schienen. Der Rosenduft ihrer Lilienwangen vermälte sich freundlich mit dem Schneegewande ihrer Schläfe, die eine reiche Fülle goldgelockter Haare umwallte. Und obgleich Blondinen bei dem Lichtglanz der Bühne minder reizend als am Tage erscheinen, so konnte dieses bei ihren schattigen Wimpern und dunkeln Augenbrauen dem Effekt doch nicht schaden. Liebreiz

und Anmuth umflossen ihr ganzes Wesen, die Grazien hatten sie in die Hallen der Kunst eingeführt und blieben fortan die gewogentlichen Begleiterinnen ihrer theatralischen Laufbahn ...«

Neben dieser reizenden Künstlerin spielte ich mit großem Fleiß zweite und dritte Rollen. Auch ich bewunderte sie neidlos mit kindlicher Begeisterung. Sie war damals wohl die vielseitigste Schauspielerin Deutschlands und unnachahmlich in heiteren Konversationsstücken, naiven und sentimentalen Mädchenrollen und scharf gezeichneten Koketten. Sie spielte mit unerschöpflicher Wärme des Gefühls, reizender Anmuth und nie müder Laune. Auch sang sie allerliebst. Nur das hochtragische Fach war ihr verschlossen. Dabei störte besonders ihr breiter Karlsruher Dialekt, den sie nicht überwinden konnte. Auch opferte sie dem Effekt nicht selten das schöne künstlerische Maß.

Während meines Debüts war Amalie Neumann auf Gastreisen. Sie nahm die jugendliche Kollegin bei ihrer Wiederkehr freundlich auf. Nur einmal wußten taktlose Freunde die Harmonie des Verkehrs zu stören. Sie hatten gegen die Neumann das an mir gerühmt, was sie nicht besaß: die schlanke, geschmeidige Figur und graziöse Leichtigkeit des Tanzes ... und die sonst so reich Ausgestattete hatte darauf gereizt und unfreundlich über die Anfängerin gesprochen. Natürlich wurde mir dies schleunigst hinterbracht und ich fühlte mich sehr geschmeichelt, daß die prächtige bewunderte Rose der bescheidenen Knospe nicht gönnen wollte, auch bemerkt zu werden!

Das Lob über mein Tanzen als Preziosa konnte die Kollegin nicht vergessen. »Liebe Kleine, welche Pas haben Ihnen zu dem Beifall verholfen?« fragte sie mich einst. — »Pas de zephir der Gavotte!« — »O, die Gavotte tanze ich auch!« rief sie vergnügt. »Wir wollen sie im »Räuschchen« zusammen tanzen.«

Ich ging gern darauf ein. Amalie Neumann hatte die brillante Rolle der Wilhelmine, ich die langweilig sentimentale

der Elise. Eigentlich soll Wilhelmine tanzen, um dem armen Brandchen den Kopf zu verdrehen, und Elise dazu Klavier spielen. Aber wir wußten es uns schon zurechtzulegen und übten fleißig den Pas de deux. Im dritten Akt sagte dann auch Wilhelmine zum Entzücken des Publikums: »Brandchen, spiel' ein lustig Stück auf Deiner Violine — wir wollen tanzen!«

Brandchen-Labes geigte die Gavotte — ich tanzte mit Herzenslust und — — bemerkte anfangs gar nicht, daß mein Vis-à-vis nicht gleichen Tritt hielt.

Am andern Morgen erhielt ich ein herrliches Blumenbouquet mit einem anonymen Billet: »Die Blumenspender gratuliren der leichten Infanterie zum Siege über die schwere Kavallerie.«

Als alte Frau darf ich wohl von diesem kleinen Triumphe sprechen. Zu meiner innigen Freude kann ich aber hinzufügen, daß Amalie Neumanns liebliches Bild und ihre liebenswürdige Kollegialität gegen die junge Anfängerin bei mir noch heute unvergessen sind. Ich habe späterhin keine erste Liebhaberin neben mir gehabt, die ihren Kolleginnen gegenüber so wenig herrschsüchtig war, wie Amalie Neumann.

Zwei liebliche kleine Mädchen knospeten damals neben der vollblühenden Mutter auf. Für die sollte Schillers Wort in der »Braut von Messina« wahr werden:

Aber das Schönste
Erlebt mein Auge,
Denn ich sehe die Blume der Tochter
Ehe die Blume der Mutter verblühet!

Louise Neumann entfaltete sich zur leuchtendsten Wunderblume des deutschen Lustspiels, — bis Graf Schönfeld in Graz sie der Kunst entzog. Adolphine Neumanns kaum erschlossene verheißungsvolle Blüte brach — der Tod.

Der greisen Amalie Neumann-Haizinger aber war es vergönnt, am 29. März 1875 noch in voller Frische und Fröh-

lichkeit am Wiener Burgtheater den Tag zu feiern, an dem sie vor 60 Jahren die Karlsruher Bühne betrat — ihr diamantenes Künstler-Jubiläum. Eine seltene Gabe der Götter! — Und doch war ich an dem Tage besonders dankbar dafür, wie mir das Loos gefallen: von meinem stillen grünen Berge auf die Bretterwelt des Scheins schon seit Jahren lächelnd zurückblicken zu dürfen. Herz und Seele wollen auch ihre Abendruhe haben.

War aber Amalie Neumann auf Gastreisen — und sie reiste zu meiner Freude sehr viel zu auswärtigen Triumphen — so war ich jugendliche Liebhaberin Nr. 1. Mit welchem Stolz und Entzücken spielte ich da die Kathinka im »Mädchen von Marienburg« — das Ritterfräulein in »Rudolf von Habsburg«, durfte ich doch in dieser Rolle zum ersten Mal mit — aufgelöstem Haar auf der Bühne herumwüthen, welche Wonne! — in Kotzebue's »Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel« die zärtlich geliebte Miranda, die als Page erscheint und für ihren Helden stirbt, selber tief gerührt über meinen edlen Tod, — in »Wilhelm Tell« die Bertha im beglückenden grünen Jagdkleide.

In Auffenbergs »Viola« gab Amalie Neumann die Titelrolle, — ich den Schutzengel in weißer Gaze mit weißen Rosen in den Locken, der am Schluß segnend zum Theaterhimmel empor schwebt. In der Probe ging auch Alles gut. Die Flugmaschine war in bester Ordnung und der Dichter-Intendant lobte des fliegenden Engels graziöse Haltung, besonders die Engelhaftigkeit der rückwärts gebogenen Fußspitzen. Doch bei der ersten Aufführung ereilte den armen Engel das Verhängniß. Die letzte Scene ist da. Der Engel steht auf der Bühne, mit dem nicht sehr behaglichen Gefühl: Nun geht die Fliegerei los! — aber doch mit der Sicherheit: An Deinem Gürtel helfen ein Paar derbe Stricke in die Höhe! Ich breite

die Hände segnend aus — hubb! die Stricke knarren leise über die Rollen der Flugmaschine — die Fußspitzen verlieren unter sich die Bretter und biegen sich engelhaft zurück . . . aber, o Entsetzen! anstatt anmuthig grade in die Höh' zu gehn, die Augen und segnenden Hände dem glücklich liebenden Paar auf der Bühne und dem P. T. Publikum dort unten zugewendet, — wirbelt der Unglücksengel wie ein wahnsinniger Schmetterling in der Luft herum und zeigt zuletzt den hochgeehrten Anwesenden perpetuirlich seine unschönere Kehrseite, bis die papiernen Wolken ihn freundlich vor den erstaunten Blicken der Karlsruher verhüllen . . .

Ob ich geheult habe! Vor Scham und Weh und Zorn über den unglücklichen Garderobier, der in der Eile die beiden niederhängenden Stricke verwechselt und den linken in den rechten Haken an meinem Gürtel und so umgekehrt gehakt hatte.

Durch Nichts war ich zu bewegen, jemals wieder als Engel empor zu fliegen. Bei der zweiten Vorstellung von »Viola« trat ich segnend in die Coulisse zurück. Dann wurde zu meiner Zeit das Stück nicht wieder gegeben. Auffenberg meinte: durch des Engels Eigensinn ginge der Haupteffekt seiner Poesie verloren.

In Claurens damals beliebtem »Wollmarkt«, in dem einem biederen derben, aber nicht allzu klugen Amtsrath und seiner schöneren Hälfte in der Stadt allerlei Possen gespielt werden, gab ich den kecken, neckenden, verliebten Fähnrich, Mad. Neumann in blauen Strümpfen die naive Landschöne. Die Hauptscenen spielen im Schlosse des Fürsten von Wiburg, das den Landleuten als Hôtel de Wiburg bezeichnet ist. Der Fürst (Hr. Demmer) und die Fürstin (Mlle. Maas) gehn launig auf den Scherz ein und spielen Gastwirth und Gastwirthin. Mir ließ Bruder Karl aus einer seiner alten Dragoner-Uniformen vom Regimentsschneider eine ganz vorschriftsmäßige, reizende Fähnrichs-Uniform machen. Die begeisterte die vollzählig versammelten »Kameraden« zu einem »rasselnden« Em-

pfange des blonden Fähnrichs. Als Beifall galt damals in Karlsruhe nicht nur Bravorufen und Händeklatschen, sondern auch das Stampfen mit Absätzen, Stöcken, Schirmen und Säbeln, so daß Fremde oft meinten, ein so begrüßter Künstler werde — »ausgepocht«. — Meine Fähnrichs-Uniform machte später noch in Berlin Furore, wo Ludwig Devrient neben mir aus dem Amtsrath einen seiner lebensvollsten köstlichsten »Menschen« schuf.

Auch in Claurens »Braut und Bräutigam in einer Person«, deren Titelrolle ich bei Hrn. Demmer einstudirte, glänzte meine Uniform in Karlsruhe und — auf so mancher lieben Gastspielsreise.

In Goethe's »Laune des Verliebten« gab ich die Amine, im »Herodes« den Prinzen, in Calderons »Leben ein Traum« die Estrella, in der »Beschämten Eifersucht« die Julie, im »Fridolin« die Luitgarde, im »Geizigen« neben dem Berliner Gast Gern die Liebhaberin, in Kotzebue's »Rehbock« die Baronin . . .

Welch' ein Wagstück ich junges Ding mit dieser Rolle beging, wird mir erst heute ganz klar, da ich eine alte Karlsruher Korrespondenz vom März 1824 im Stuttgarter »Morgenblatt« wieder lese. Ich weiß nur, daß ich vor 51 Jahren als Baronin in Herrenkleidern munter drauf los spielte und plapperte, wie mir der Schnabel gewachsen war.

Der Karlsruher Korrespondent schreibt:

»Während meines kurzen Aufenthalts dahier muß ich Ihnen von einer lieblichen Erscheinung berichten, welche die hiesige Bühne besitzt, ein wahres Kleinod, wie nicht leicht eine andere Bühne aufzuweisen haben wird. Es ist Mlle. Karoline Bauer. — Jede Vorstellung erscheint wie ein Gemälde, in dem einige Hauptpersonen im Vordergrunde lebendig und bedeutungsvoll hervortreten. Das Publikum nimmt an dem Schicksal dieser Hauptpersonen Theil, welches sich oft durch lauten Beifall, oft durch Mitgefühl, durch Thränen, durch Ausbrüche

der Freude kundgibt. Die Theilnahme des Publikums ist eigentlich dreifacher Art. Zuerst kommt dasjenige, was der Dichter in die Rolle gelegt; dann dasjenige, was die darstellende Kunst aus der Rolle zu machen versteht; und endlich knüpft sich die Theilnahme an, welche die darstellende Individualität durch ihre besondere Position, körperliche Schönheit, Erziehung, Abkunft, unbescholtenen Ruf, häusliche Verhältnisse erweckt. Man vermag dies nicht zu trennen. Durch Unsittlichkeit, Gemeinheit verliert jedes Talent, wie ausgezeichnet es auch sein mag. Daher ist das Interesse so lebendig, welches Mlle. Bauer erweckt. Die Tochter eines Offiziers, die Schwester eines Offiziers, wird das Interesse an dieser aufblühenden Künstlerin so mächtig erhöht. Dazu kommt ein unbescholtener Ruf, ein seltener Einklang der Tugend, Körperreize, hochgebildeter Verstand, Geist, Munterkeit, Lebendigkeit — welches ihr nicht allein die Fama bezeugt, sondern welches sich auch Alles in ihrem Spiele kund gibt. Ich sah Mlle. Bauer in mehreren Rollen, z. B. im »Rehbock« als Baronin. Diese Rolle war schwer, zwar nicht als Darstellung im Allgemeinen, sondern vielmehr als besondere Nüance. Schwer schon ist dem jungen zarten Mädchen jede Rolle als Frau, aber wenn diese Frau der Dichter in unzarte Positionen bringt, wo Zweideutigkeiten sich jagen, gleichsam das Ohr belagert halten, und zwar auf eine so unzweideutige Art, daß das Publikum in fortwährender Lachbewegung erhalten wird, — so muß nothwendig die Verlegenheit des jungen, erst sechzehn Sommer zählenden Mädchens steigen, je mehr sie unwillkürlich durch das sie umgebende Spiel der mitagirenden Personen fortgerissen wird. Diese Verlegenheit drückte sich denn auch sichtbar im Spiel der Mlle. Bauer aus, allein ihr Spiel selbst litt dabei nicht allein gar nicht, sondern das Interesse an ihrer Individualität wurde dadurch nur erhöht. Denn diese Verlegenheit war nicht Mangel an Zuversicht, an Sicherheit ihres Spiels; sie traf daher nicht die Kunst, sondern die jungfräuliche Scham des zarten holden

Mädchens, welches sich mitten in ein ihr fremdes Element von Zweideutigkeiten versetzt sieht, denen sie nicht zu entgehen weiß. Diese Verlegenheit erhöhte daher auch ihren Liebreiz, so wie sie unter den gegebenen Verhältnissen gewissermaßen eine nothwendige Zugabe zu ihrem Spiel war und nicht hätte vermißt werden dürfen, ohne daß ihr jungfräuliches Zartgefühl dadurch gelitten haben würde. Unter diesem Gesichtspunkt gewann das Interesse der ganzen Darstellung. Der Widerstreit zwischen dem Spiel und der innern Empfindung, der äußern Darstellung und dem innern Seelenzustand vermochte sich nicht zu verbergen.

Diese Vorstellung ist die letzte meines hiesigen Aufenthalts. Die erste, in der ich Mlle. Bauer sah, war Gabriele im »Nachtlager von Granada«. Wenn das schöne junge Mädchen, klagend über den Verlust ihrer geliebten Taube, in unnachahmlicher Grazie und doch so anspruchslos auf der Scene erscheint — wenn dann der verirrte Prinz-Regent auftritt, so findet das Publikum es so natürlich, daß dessen Erstaunen, ein so holdes Mädchen in jener Wildniß zu finden, schnell in sanfte Gefühle der Liebe übergeht. — Diese Rolle schien mir besonders zart von der jungen Künstlerin gehalten. — Ich vermochte mir keine Gelegenheit zu verschaffen, die persönliche Bekanntschaft der Mlle. Bauer zu machen, denn der Zutritt ist schwer; allein ich hielt es für meine Pflicht, die Aufmerksamkeit auf diese emporstrebende Künstlerin zu lenken, welche ein freundliches Entgegenkommen verdient.«

Welch einen Lärm machte diese freundliche Recension in einem so geachteten und einflußreichen Blatte, wie das Kotta'sche Morgenblatt, in unserem kleinstädtischen Karlsruhe, besonders unter den Kolleginnen! Und wie neugierig war ich, zu wissen, wer dieser wohlwollende Kritikus sei! Erst als ich Karlsruhe schon verlassen hatte, erfuhr ich durch Zufall: daß der berühmte Württembergische Reitergeneral, militärische Schriftsteller und Gesandte Graf Friedrich Wilhelm von Bismarck der Verfasser.

Lächeln muß ich aber heute, da ich im Morgenblatt weiter blättere und einige Wochen später im getreusten Adjutantenstil eine lange Korrespondenz über das Karlsruher Theater finde, die über Karl und Eduard Mayer, Demmer, Mlle. Maas, Hartenstein und — last, not least — Mad. Neumann sehr viel Liebes zu sagen weiß, für die — Mlle. Karoline Bauer aber gar nicht existirt. — Ihr alten lustigen, listigen — und doch nur zu oft schmerzlich stachlichen Theater-Intriguen, wie weit — weit liegt ihr glücklich hinter mir! —

Auch die Musik wurde nicht vernachlässigt. Außer in einigen kleinen Singspielen sang ich in der Oper »Fenka« die Rolle der Gespielin, deren Taufname mir im Wirbel der Jahre entfallen ist. Mein Stolz und mein Entzücken war aber die lustige Papagena in der »Zauberflöte«, während der Komiker Brock den Pa—pa—pageno sang.

In zwei Museums-Konzerten spielte ich eine Sonate von Beethoven und sang mit einem jungen Hannoveraner, Architekt Ebeling, italienische Duette.

Und mein erster Museumsball! Wie hüpfte mein tanzfröhliches Herz ihm entgegen — unter thränenschweren Sorgen! Ich hatte für diese wichtigste Haupt- und Staatsaktion meines jungen Lebens kein würdiges Ballkleid. Und die gute Mutter hatte durch meine erste Bühnenausrüstung so große Kosten gehabt, daß ich sie jetzt noch unmöglich um ein sehr kostspieliges Ballkleid bitten durfte. Doch ich kannte eine liebe gütige Fee, die mir schon so manche Freude gemacht hatte . . . Rosenroth, mit blauen Augen, goldnen Locken, Lilienhänden . . .

Ach nein, so sah meine Fee nicht aus. Eher, wie die bösen Hexen in meinem Märchenbuch beschrieben waren. Aber ihr Herz war würdig der schönsten rosenrothen Fee.

Acht Jahre mochte ich zählen, als die kranke Mutter mich zum ersten Mal in die Leihbibliothek des Buchhändlers Marx sandte. Zwei Bücher unter dem Arm, wollte ich durch den langen düstern Hausflur wieder auf die Straße hüpfen, als

plötzlich eine kleine alte Frau, gekrümmt und auf einen Krückstock gestützt, vor mir stand. Ein fremdartiges gelbes Gewand umhüllte die zitternden Glieder, um den dünnen Hals schlang sich ein schäbiger Fuchsschwanz. Tausend Runzeln durchfurchten das lederbraune Gesicht, über den Mund hing eine lange krumme Nase welk nieder und über die Unterlippe ein großer gelber wackliger Zahn, dessen Beweglichkeit mein ängstliches Auge bannte. Schwarzes Haar umzitterte wirr den kleinen Kopf. Funkelnde schwarze Vogelaugen bohrten sich förmlich in die meinen hinein und eine unsichere kreischende Stimme fuhr mich an:

»Ei! ei! ein so junges Töchterle holt sich scho heimlich Gift — Büchergift aus de Leihbibliothek? Was hat se denn da — den Rinaldo Rinaldini und den Baierschen Hiesel? Oder gar noch schlimmeres Gift für's junge Menschenherz?«

»Für die kranke Mutter »Rosaliens Vermächtniß« und für mich »Gumal und Lina« — brachte ich schüchtern, unter Thränen hervor, meine Bücher nur noch fester unter den Arm pressend.

Aber mit einem schnellen Griff hatte die garstige Alte mir die Bücher entrissen und war damit ans Licht der Hausthür gehumpelt. Sie zog eine große Messingbrille aus der Tasche und blätterte die Titelblätter auf.

»Guet! guet! Freut mich, daß das Töchterle nich hat geloge. Kei Gift! kei Gift! Guete Bücher! Aber's Töchterle steht ja so verschüchtert da, wie's Küchele vor de falsche Katz! Und gar Tröpfele in de Aeugle? 's schön's Töchterle hat sich verschreckt vor de alte garstige Jüdin! Verdenk's dem Töchterle nich. De alte Fratel war auch mal jung und schmuck. Isch aber lange her — lange her. Wer isch aber de Frau Mutter, de krank isch? — Ah! de Bauer, de junge schöne Rittmeistersfrau, de so brav un so guet isch. Hab viel Lieb's von ihr gehört, wie se so treu de arme Waisenkinderle erzoge, — un auch Schön's von's fleißige Töchterle. Morge wird komme de Fratel, de alte Tröblerjüdin zu de Frau Mutter un anbiete ihre Dienste,

wenn's eppes gibt zu handeln — handeln. Bei brave Leut kauft de Fratel alte Sache vor theures Geld un verkauft Neues billig un leiht Geld vor niedrige Percente — aber bei de Böse, de verachte 'n armes ehrlich Judenweib, da holt se's ein doppelt — zehndoppelt un hat obenein ihr Freud' dran. Un dem saubere Töchterle bringt de Fratel mit eppes Süßes zum Knuspere vom Lauberhüttnfest — Töchterle soll knuspere — knuspere un ein Bissel liebgewinne de arme alte verachtete Trödlerjüdin . . .«

Und am andern Tage kam die Fratel angehumpelt, sauber aufgeputzt, und bot der Mutter einfach und herzlich ihre Dienste an — in allen Nöthen des Lebens — und mir brachte sie köstliche Näschereien und süßen Rosinenwein vom jüdischen Lauberhüttenfest mit . . . Und — in Rührung und Dankbarkeit schreibe ich es nieder — die alte Fratel wurde uns die treuste Freundin — die diskreteste Helferin . . . in allen Nöthen des Lebens. Hatte die Mutter für uns Kinder eine plötzliche größere Ausgabe zu machen, wie die Equipirung meines Bruders zum Offizier mit zwei Pferden und mein Preziosa-Kostüm, so schaffte die Fratel Rath. Sie nahm nie mehr als 2 Prozent und wußte durch ihre Verbindungen überdies die Einkäufe zu den niedrigsten Preisen zu vermitteln. Und das »Linele« schloß sie immer inniger in ihr gutes altes vereinsamtes Herz — und ich vergaß bald ihre häßliche Hülle und liebte den edlen Kern in ihr mit kindlicher Zärtlichkeit.

Die Fratel war die Schwester des Buchhändlers Marx. In dessen Hinterhause hatte sie ihr bescheidenes Stübchen und ihren wunderlichen Trödelkram. Der war mein Entzücken und manche glückliche Stunde habe ich bei der alten Trödlerin gespielt und geschwatzt, gesungen und gelacht und in den herrlichen alten Scharteken gekramt und mich mit den verschollenen seidenen und sammtenen Gewändern, gestickten Hofkleidern, Hüten und Hauben und glitzernden altmodischen Geschmeiden aufgeputzt. Da war die kleine Komödiantin ganz in ihrem

Element. Und daneben die kostbaren alten französischen Stutzuhren mit den porzellanenen oder vergoldeten Püppchen, die seltsam geschweiften geschliffenen Glaspokale, geschnitzte Elfenbeinfächelchen, gemalte Dosen und hundertjähriges Porzellan. Eingelegte Schränkchen mit unzähligen Schiebladen und Thürchen und geheimen Fächern, lackirte chinesische Ofenschirme mit niegesehenen Vögeln und Menschen, vergilbte Spitzen und verblichene Stickereien, von Händen, die schon lange, lange Staub waren ... Wie herrlich war das Alles für frohe neugierige Kinderaugen und Kinderhändchen und eine rege schaffende Kinderphantasie!

Die Fratel saß dann in einem niedrigen blausammtenen Lehnstuhl dabei, überragt von einer erblindeten goldenen Grafenkrone an der geschnitzten Lehne, freute sich an meiner Freude und pflanzte auch manch ernstes Weisheitswort in mein Herz.

Als ich dann aus der schweizer Pension zurückgekehrt war, sollte ich das gute Herz der alten Jüdin, die im Geldfortgeben doch immerhin sehr vorsichtig war, auf eine harte Probe stellen.

Bei Aloys Schneider hatte ich ein junges Mädchen kennen gelernt, das sich auch für die Bühne ausbilden wollte und meinen Unterricht bei dem Professor theilte. So studirte er uns den »Schutzgeist« ein. Die Scene mit dem Schwert — das von des Professors spanischem Rohr dargestellt wurde — machte uns Dreien sehr viel Noth. Wir beiden Schutzgeister hielten den Spazierstock immer zu steil nach oben. Die Kollegin, Mlle. Gutsch, betrat auch richtig vor mir die Karlsruher Bühne als »Schutzgeist«. Sie machte wenig Glück. Die Karlsruher fanden, daß ihr Hals als Schutzgeist um die Hälfte zu lang und zu dünn sei.

Diese bitterarme Kollegin klagte mir einst unter Thränen, daß sie fünf sauer verdiente Napoleons verloren habe und sich so nicht vor ihrem heftigen Vater blicken lassen dürfe. Ich hatte auch kein Geld und die Mutter diese Summe nicht übrig. So

schleppte ich die Weinende denn zu meiner alten Jüdin und bestürmte diese, der armen Kollegin das Geld zu geben und mich als Schuldnerin dafür in ihr Buch einzuschreiben. Mlle. Gutsch bekam eine lange Strafpredigt über ihre Unvorsichtigkeit zu hören — aber auch das Geld. Ich mußte einen förmlichen Schuldschein ausstellen und mich verpflichten: die Summe mit 2 Prozent zu verzinsen und monatlich 5 Gulden zurückzuzahlen, sobald ich meine erste Gage eingenommen habe — »damit das Töchterle in Geldsache Vorsicht und Pünktlichkeit lerne!«

Das also war meine liebe gütige Fee, der ich meinen Kummer über das fehlende Ballkleid anvertraute — und meine Sehnsucht nach dem ersten erwachsenen Ball, zu dem Bruder Karl mir ein ganzes Regiment der flinkesten Dragoner-Lieutenants zu Tänzern stellen wollte. Und die Fratel lächelte freundlich und streichelte mir die glühenden thränennassen Wangen und sagte gütig: »Nich weine! Spar's Töchterle die Aeugle und kostbare Thränentröpfle auf für schwerer Leid. Das bleibt nimme aus für's arme Menschenherz. Auch die Fratel hat's kenne g'lernt, als ihre liebe kleine Kinderle starbe: das Jakobche und Samuelche und Rebecche und Rahelche — liebliche Blümche — und zuletzt auch ihr alter Isaak! Geh's Töchterle nur getrost nach Haus, die Fratel werd wisse zu schaffe Rath — hat schon g'hört ein Mäusle pfeife von ein'm wunderschöne Ballkleid . . .«

Und richtig, schon nach einigen Tagen kam die Fratel strahlend angehumpelt mit einem Karton — und als sie den Deckel hob . . . da stand ich erst ganz stumm vor Erstaunen und Entzücken. So etwas Wunderschönes von Ballkleid hatte ich nicht einmal zu träumen gewagt. Rosa Gaze Iris mit Silberstreifen und garnirt mit echten Pariser Blumen, rosa Hyazinthen und weißen Rosen! Und diese Pracht sollte mir gehören und ich drin auf dem Museumsball tanzen — da jubelte ich laut auf und tanzte mit dem Karton und mit der Mutter und zuletzt gar mit der alten Fratel selig durch die Stube . . .

bis die Mutter etwas kleinlaut nach dem Preise dieses Prachtstücks fragte.

Die Fratel erzählte nun eine lange wunderbare Geschichte von einer furchtbar reichen fremden Gräfin, die in der »Post« logirt und sich das Kleid für einen Hofball aus Paris verschrieben, Trauer bekommen und bei der plötzlichen Abreise ihr das Kleid sehr wohlfeil verkauft habe — und für denselben Preis solle das Goldtöchterle es wieder haben . . . Dabei nannte sie einen wahren Spottpreis. Die Mutter schüttelte dazu den Kopf und wollte durchaus den wahren Preis wissen oder das Kleid nicht behalten. Die Fratel aber wurde böse und brummte: »Werd' de Frau Rittmeisterin doch de alte Trödlerjüdin nich erst rechne lehre? Das Kleid bleibt hier und kei Kreuzer kost's mehr, als ich g'sagt hab' und das Töchterle soll sei Freud habe — oder de Fratel zieht's Kleid selber an, zum G'spött von de Straßenjunge — so wahr mer der Gott Isaaks und Jakobs helfe!«

Dabei humpelte die Fratel aus der Stube und ließ den Karton stehn — und ich ging auf den Museumsball. Wie wurde mein Kleid angestaunt und — beneidet! Und wie glücklich war ich! Die Fratel war gegen Abend gekommen, mich in meinem Glanz und in meinem Glück zu sehn. Auch sie strahlte und sagte ein Mal über das andere: »Das isch mei Ballfreud!«

Und doch — wenn ich heute darauf zurückblicke — wie frostig war solch Karlsruher Museumsball! Wie dürr überhaupt das ganze damalige gesellige Leben in der badischen Residenz! Der Adel sonderte sich streng ab und nur auf den Museumsbällen tanzte er wenigstens im gleichen Saale mit dem höheren Bürgerstande. Aber auch auf diesen Bällen gab es eine adelige und bürgerliche Française. Ich sehe noch die piquirten Blicke einiger hochadeligen Fräuleins, als ein junger Gleichgeborner — wahrscheinlich ein verkappter Republikaner — es wagte, mich bei meinem ersten Erscheinen als Hofschau-

spielerin auf dem Museumsballe in die adelige Française am oberen Ende des Saales einzuschmuggeln. Mich amüsirten diese frostigen Blicke nicht wenig — ich rächte mich durch das Aufbieten meiner ganzen Tanzkunst und die unbefangenste, heiterste Konversation mit meinem kühnen Tänzer ... und bald war in die so schön geschlossene hochadelige Phalanx für immer eine Bresche getanzt — durch eine Schauspielerin.

Erst in Berlin begriff ich, daß Geist und Gemüth erfrischende Geselligkeit, herzliches Entgegenkommen, liebenswürdige Gastfreundschaft in Karlsruhe um's Jahr 1823 gar nicht existirten.

* * *

Der Wunsch, einer größeren Bühne anzugehören, bei der ich mehr beschäftigt werden konnte, wurde immer sehnlicher in mir. Die erst 23jährige Amalie Neumann durfte sich noch Jahre lang im Fach erster jugendlicher Rollen behaupten — und da wöchentlich nur dreimal gespielt wurde, konnte sie mir beim besten Willen ohne Opfer keine bedeutenden Rollen überlassen.

Und dieser Wunsch, zu wandern, sollte früher erfüllt werden, als ich selbst zu hoffen gewagt hatte.

In der Probe zu Kotzebue's »Wirrwarr« sah ich neben dem Regisseur Mittel einen ältlichen Herrn mit wohlwollendem Gesicht und feinen Manieren. Ich hörte, es sei Heinrich Bethmann, der liebenswürdige Schauspieler und Gatte der so früh verstorbenen berühmten Friederike Unzelmann-Bethmann. Zum Direktor des in Berlin von reichen Aktionären neu gegründeten »Königstädter Theaters« gewählt, machte er jetzt im Winter eine große Rundreise, um von den deutschen Bühnen für das neue Unternehmen die besten Kräfte zu gewinnen. Auf dieser

Tour hatte er sich bereits den Namen »Bühnen-Pirat« erworben, den er mit großem Stolz trug.

»O, wenn er doch auch mich wegkapern wollte!« dachte ich sehnsüchtig — und war während der ganzen Probe zerstreut ... Und als ich nach Hause kam, saß der Pirat traulich neben der Mutter auf dem Sopha und — bot mir mit dem Zauber seiner berüchtigten Beredsamkeit ein sehr verlockendes Engagement an als — Erste Liebhaberin, mit 800 Thalern Gage ... »Den 4. August wird unsere Bühne eröffnet, aber schon Ende Mai beginnt das Einstudiren. Sie können bei uns nach Herzenslust mit den bewährtesten Künstlern spielen — und sich an den Vorbildern erhabenster Kunst auf der königlichen Bühne weiterbilden. Die guten Berliner werden Ihnen und der Frau Mutter schon gefallen ...« Wie berauschend klang dies Alles aus Bethmanns Munde! Freudestrahlend unterzeichnete ich einen vorläufigen Kontrakt ... unter der Bedingung, wenn ich meines Karlsruher Engagements entbunden würde. Zu diesem Zweck baten die Mutter und ich beim Großherzog Ludwig um Audienz, die uns auch sogleich bewilligt wurde.

Ueber diese Audienz, so wie über ein kleines Gastspiel in Mannheim, dem ich in meinen »Komödiantenfahrten« ein Kapitel widmete, und über manches Andere berichtet besser ein alter Brief der liebevollsten Mutter:

... »Der Großherzog nahm uns sehr gütig auf, wollte aber von einer förmlichen Aufhebung des Kontrakts nichts wissen — schon Lina's wegen, damit sie, wenn unsere Erwartungen in Berlin getäuscht würden, sogleich in ihr altes Karlsruher Engagement zurückkehren könne, das er dann gern verbessern wolle, soweit die Theaterkasse es erlaube. Doch bewillige er Lina einen achtmonatlichen Urlaub, um sich in Berlin in einem ersten Rollenfach und in dem Studium berühmter Vorbilder künstlerisch vervollkommnen zu können. Er sei überzeugt, daß Lina auch in dem gefährlichen Berlin ein Muster der Tugend bleiben werde. Kehre sie später nach

Karlsruhe zurück, so solle ihr ferneres Glück seine Sorge sein! — Du kannst denken, liebe Schwester, wie froh wir waren. Nun war noch die Frage, ob die Berliner mit acht Monaten Urlaub zufrieden seien. Lina schrieb also an Direktor Bethmann und die Herren nahmen es an, in der Hoffnung Lina später doch noch für längere Zeit zu gewinnen. Ihr Urlaub beginnt hier am 1. Juni, die Gage in Berlin am 15. Mai. Und welche Verbesserung von 600 fl. auf 800 Thlr.! Da die Neumann jetzt auf einer dreimonatlichen Gastreise ist und Lina ihre Rollen spielen muß, werden wir kaum vor Ende Mai abreisen können. Wir hoffen Dich dann in Kassel oder Marburg zu umarmen. Wir dürfen uns aber nur wenige Stunden dort aufhalten; wir müssen die ungeheure Reise bis Berlin in acht Tagen machen, weil Lina zu den Proben erwartet wird. Du wirst Dich wundern, Lina wieder zu sehen. Sie ist jetzt größer als ich und hat, wie man hier allgemein behauptet, eine sehr schöne Figur: die breiten Schultern von ihrem guten Vater und dabei eine schlanke, geschmeidige Taille. Sonst wirst Du dieselbe Lina finden, wie sie vor zwei Jahren bei Dir in Ziegenhain war: gut, froh, natürlich, unermüdet fleißig, der Liebling von Alt und Jung. Unser Adel achtet sie, unsere ganze Bürgerschaft ist ihr von Herzen zugethan. Nichts Gezwungenes und Eitles ist an ihr. Rein ist ihr Herz und soll es bleiben. Sie fühlt sich sehr glücklich in ihrem Beruf und tauschte mit der reichsten, glänzendsten Gräfin nicht. Sie will auch nie heirathen, um immer bei mir bleiben zu können, als selbstständige, geachtete Künstlerin. Und welche Freunde und Gönner sie sich schon erworben hat! Denke Dir, diese Weihnachten erhielt Lina durch die fahrende Post ein Kistchen mit einem goldenen Kamm nebst Collier und Ohrringen mit den schönsten Amadis-Steinen im Werth von 25 Karolin und einem französischen Zettel, den ich Dir beilege. Von wem das Geschenk ist, wissen wir nicht. Einige rathen: von der Großherzogin Stephanie aus Mannheim, andere: von unserer Mark-

gräfin Friedrich. Genug, es bleibt ein Geheimniß.*) — Gestern kommt wieder mit der fahrenden Post ein Kistchen aus Paris an Lina's Adresse, mit einer Menge der schönsten Atlasschuhe und Glacées. Hier aber glauben wir, daß der Spender mein Neveu, Baron Christian Stockmar, ist, weil er immer in Coburg zu Lina sagte: »Stets neue Handschuhe und Schuhe, wenn Du auftrittst, Cousinchen!« — und Lina lachend antwortete: »Ja, wenn die Gage so weit reicht!« — Lina soll in Berlin noch bei den besten Lehrern in Wissenschaft und Kunst Stunden erhalten, besonders in Musik, weil sie zum Klavierspiel und Gesang große Lust und ein ungewöhnliches Talent hat. Sie hat hier schon in zwei Museumskonzerten unter großem Beifall öffentlich gespielt und gesungen. — Im Januar waren wir in Mannheim, wo Lina drei Gastrollen gab und besonders als Preziosa außerordentlich gefiel. Die Großherzogin Stephanie hat versichert, daß sie sich nicht erinnern könne, je von einem Spiel so angesprochen zu sein. Sie gibt aber auch die Rolle sehr schön und hat hier als Preziosa allgemein weit mehr gefallen, als die berühmte und sehr schöne Madame Neumann. Ueber Lina's Preziosa ist ein ganz eigener Zauber von mädchenhafter Anmuth und jungfräulicher Unschuld ausgegossen, den ein feineres Gefühl in dieser Rolle bei Frauen vermissen muß. Und doch, mit welcher Angst habe ich grade Lina's Debüt als Preziosa entgegen gesehen, da diese Rolle als eine der schwierigsten gilt, selbst für Schauspielerinnen, die schon Jahre lang auf der Bühne stehn. Die berühmte Stich, für welche die Preziosa geschrieben ist, glänzt darin und unsere Neumann reist darauf. So hieß es hier auch allgemein, Lina könne nach der Neumann nicht in dieser Rolle gefallen, sie sei zu schwer für eine Anfängerin. Selbst die Schauspieler, die Lina's Margarethe doch so aufrichtig bewunderten, schüttelten

*) Auch später habe ich nie erfahren, von wem dies Geschenk kam.
K. B.

ungläubig die Köpfe und ich bat Lina um Alles in der Welt, mit der Preziosa noch einige Monate zu warten. Allein Lina sagte sehr bestimmt: Mutter, ich muß die Preziosa jetzt um jeden Preis spielen und sollte ich dabei auf der Bühne sterben. Ich habe einmal um die Rolle als Debüt gebeten und ich müßte mich mein Leben lang schämen, wenn ich mir aus Eitelkeit und Hochmuth mehr zugetraut hätte, als ich leisten kann. Und wie würde ich verlacht und verspottet werden, wenn ich jetzt die Flinte in's Korn würfe, ehe die Bataille nur begonnen hat — ich als Tochter eines tapferen Soldaten! Muth, Mütterchen, sei auch Du eine tapfere Soldatenfrau. Ich habe das sichere Gefühl in mir: der liebe Gott wird mir beistehn und siegen helfen, wie er ja bisher uns so wunderbar geholfen hat! — Und ich konnte ihr nicht länger widerstreben. Aber nie werde ich die Angst vergessen, mit der ich abends in die Loge trat und das Theater zum Erdrücken voll und in größter Bewegung fand. Theilnahme, Neugierde, Schadenfreude hatte das Haus so überfüllt. Einer Ohnmacht nahe, saß ich da. Mein Herz schlug so weh und laut, daß ich dachte, die Nachbarn müßten es hören. Ich konnte die Angst nicht los werden: Lina macht Fiasco und man wird sie als eitel und hochmüthig verschreien — sie, die Bescheidenheit selbst! Und es ging Alles, Alles wunderbar gut. Lina spielte mit einer Begeisterung und Lieblichkeit, daß ich Gott aus vollem Herzen dankte, sie nicht gezwungen zu haben, die Rolle aufzugeben. Nun kannst Du Dir denken, liebe Schwester, wie diese Preziosa in Mannheim von den heißblütigen Heidelberger Studenten gefeiert wurde, die jeden Abend zu Hunderten anwesend waren. Ich dachte oft, das Haus müsse zusammenbrechen unter ihrem brausenden Jubel. Aber lachen mußte ich, als ich zwischendurch im Parterre eine junge wichtige Stimme hörte: »Du, mei Vater hat ihr Stunde gegebe und ich hab' mit ihr getanzt — getanzt! Sie tanzt göttlich — da kann mer der ganze Heidelberger »Flor« gestohle werde!« — Das war der Sohn von unserem guten

Professor Aloys Schreiber, der sich zu Lina's Erfolgen wie ein Kind freut. — Wenn Heinrich das erlebt hätte! er, der bei Lina's Geburt noch so fröhlich mit den Heidelberger Studenten kommersirte und es durch seinen Frohsinn und seine kordiale Liebenswürdigkeit dahin gebracht hatte, daß die Studenten und Offiziere, die sich seit Jahrhunderten schroff entgegenstanden, kameradschaftlich mit einander verkehrten. Dafür zeugt Heinrichs Stammbuch mit den vielen Studentennamen und Sprüchen . . .«

Als dann der Frühling herankam und mit ihm der Tag immer näher rückte, an dem wir das schöne Vaterland und das stille freundliche Karlsruhe verlassen und mit dem fernen großen und so erschrecklich klugen Berlin vertauschen sollten — da wurde mir doch oft recht bange um's Herz vor der neuen unbekannten Welt!

Wie wenig die gute Mutter und ihr unerfahrenes Töchterchen für diese kluge Welt und dies kritische Berlin gerüstet waren, wird mir heute erst recht klar, wenn ich an eine alte lustige kleine Häschen-Geschichte denke, die damals mein Herz so stürmisch bewegte und noch heut in mein Lächeln ein wehmüthig Thränlein mischt.

Die theilnahmvolle Liebe zu allem Gethier hatte ich von der Mutter geerbt. Schon als kleines Mädchen schleppte ich nackte Vögelchen, die aus dem Neste gefallen oder von bösen Buben herabgestoßen waren und nun gequält werden sollten, nach Hause und päppelte sie mit der Federpose und in Milch aufgeweichter Semmel groß — oder ich kam mit herrenlosen, halbverhungerten Hunden und blinden Kätzchen, die ersäuft werden sollten, angerannt — und nie jagte die Mutter meine Pfleglinge hülflos fort.

Ich war grade bei Geheimrath Käsbergs, als der Jäger ein winziges Märzhäschen mit einem verkrüppelten Vorderpfötchen in der Jagdtasche mit nach Hause brachte. Das sollte nun noch ein wenig gefüttert und dann — geschlachtet werden.

Ich bat aber so innig für das unschuldige Leben, daß der achtzigjährige Geheimrath mir das Thierchen schenkte. Jubelnd kam ich mit meinem Häschen nach Hause. Dem Komiker Wurm in den »beiden Grenadieren« zu Ehren erhielt es den Namen »Peter«. Der wurde in einem großen luftigen Garderobenkorbe mit einem Lager von duftigem Heu und einer Fülle des delikatesten Grünkohls à discretion einquartiert. Nachts und auch bei Tage, wenn ich zu Hause war, durfte Peter frei in der Stube herumhüpfen. Mit meinem Hündchen Lisinka schloß Peter schnell Freundschaft, — d. h. sie standen auf dem freundschaftlichen Kriegsfuße: wo man sich nichts zu Leide thut, weil man sich gegenseitig gleich sehr fürchtet. Bald war Peter so zahm, daß er gern in meinem ausgeschnittenen Blousenleibchen saß und mir aus dem Munde fraß. Trafen uns so in der Visitenstunde Verehrer der Kunst, so bekam ich wohl manchen erstaunten Blick oder gar ein spöttisches Zucken des Schnurrbarts zu sehen — aber wehe dem Frevler, der Peters Tugenden anzuzweifeln wagte!

Es war ein wunderschöner Apriltag. Die Sonne schien so hell und warm, Bäume und Wiesen grünten, die ersten Veilchensträuße dufteten auf dem Fensterbrett — Alles lockte zu einem Spaziergange.

»Mütterchen!« — sagte ich während der Promenaden-Toilette — »wir sollten auch dem armen Peter das Vergnügen machen, ein Wenig im Grünen spazieren zu gehn. Er ist so wohlerzogen und lammfromm, daß er sicher neben Lisinka artig einherhüpfen wird!«

Die gutmüthige Mutter hatte nichts dagegen und — mein Häschen auf dem Arm — schritt ich bald an ihrer Seite vergnügt der Baiertheimer Allee zu. Die ganze schöne Welt Karlsruhe's wogte auf dieser Lieblingspromenade auf und ab — und mein Peter machte Aufsehn. Ich war nicht wenig stolz auf das liebe Närrchen, das so viel angelächelt wurde. Nun aber sollte Peter auch seine Wohlerzogenheit zeigen. Ich

setzte ihn also neben Lisinka auf die Erde und freute mich seines graziösen Hüpfens durch das Gras ... Aber plötzlich ward in dem Liebling die ganze freiheitslustige Hasennatur rege und hupp! — hupp! — hupp! ergreift er das Hasenpanier ... Wie er die Läufe schmeißt und die Löffel in den Nacken legt! ... »Peterchen, liebstes Peterchen!« — Umsonst, der Undankbare hört nicht. — »Mutter, hilf mir mein Häschen fangen!« — Und schon fliege ich dem Peter nach, daß mein weißtafftenes Frühjahrsmäntelchen wie ein Segel hinter mir herflattert und der große runde italienische Strohhut auf- und niederklappt ... Richtig, die Mutter und Lisinka hinter uns her .. Die Promenirenden bleiben stehn und schauen diesem Rennen verwundert nach. Peter gewinnt einen immer größeren Vorsprung ... Das Herz klopft mir so laut und meine Wangen glühen ... Gott sei Dank, da stehen zwei leichtfüßige Lieutenants, Kameraden von Bruder Karl und meine flottesten Tänzer ... »Ach, helfen Sie mir mein Häschen fangen — ich kann nicht mehr laufen — ich werde Ihnen ewig dankbar sein!« ... Die Ungeheuer! Sie zucken mit verlegenem Lächeln die Achseln und drehen die Schnurrbärte und flüstern: »Aber, mein Fräulein, — großherzogliche Offiziere in voller Uniform — mit dem Degen an der Seite — auf öffentlicher Promenade hinter einem Hasen herrennend ... unmöglich! auf Ehre!« — »So tanze ich nie wieder mit Ihnen — nie wieder!« — Und mit strömenden Thränen renne ich weiter ... Endlich ein gefühlvolles Herz! Architekt Ebeling kommt uns entgegen — sieht den wohlbekannten Peter, meine Athemlosigkeit und flehende Geste — verrennt dem Deserteur geschickt den Weg, packt ihn an den Ohren und legt den zappelnden Peter an mein laut klopfendes Herz. Das stammelt in dankbarer Rührung, mit tiefen Athempausen: »Diese edle That — werde ich Ihnen nie vergessen. — Auf dem nächsten Museumsball — tanze ich mit Ihnen den ersten Walzer — und den ganzen Cotillon und — wenn Sie wollen — auch noch die Kegelquadrille — und im

musikalischen Kränzchen — singe ich mit Ihnen — Ihr Lieblingsduett aus Blums Nachtwandlerin:

Lust und Schmerz der ersten Liebe —
Erinnerung, Erinnerung,
Du bleibst mir werth!

Sie sind ein edler Mann — ich achte keinen Lieutenant mehr!«

— Diesen braven Architekten, der für mich sogar ein wenig Lächerlichkeit nicht scheute, fand ich nach Jahren während eines Gastspiels in Hannover glücklich verheirathet. Wir lachten herzlich über jene Hasenjagd und sangen mit einander unsere alten Karlsruher Duette. Nach meiner Abschiedsrolle brachte Ebeling mir mit der ganzen Liedertafel ein solennes Ständchen. —

Den Peter wollte ich wirklich mit nach Berlin nehmen. Aber Bruder Karl war so verständig, sein Veto einzulegen: denn was würden die lach- und spottlustigen Berliner sagen, wenn ihre neue erste Liebhaberin mit einem Hasen auf dem Arm aus dem Wagen stiege! — Ja, wenn mir jene Hasenjagd im Berliner Thiergarten passirt wäre! Mir schaudert jetzt noch vor den Folgen. Der Peter hätte nothwendig mein ganzes Leben in andere — schwerlich freundlichere Bahnen jagen müssen.

Es machte mir nicht wenig Mühe, den Peter in Karlsruhe gut unterzubringen. Ich stellte für das geliebte Thierchen ziemlich hohe Bedingungen: Großer, ummauerter Garten mit Weiß- und Grünkohl und unbeschränkter Spazier- und Freßfreiheit. — Liebevollste Behandlung. — Kein großer Hund in Sicht. — Im Winter warme Stube oder Kuhstall. — Ewiges Leben!!!

Endlich versprachen Frau von Fahnenberg und ihre drei Töchter vierfache Mutterstelle bei Peter zu vertreten und meine Bedingungen heilig zu halten. Unter vielen Thränen trennte ich mich von dem Herzblättchen. . . . Als ich über's Jahr zum Besuch nach Karlsruhe zurückkehrte, fand ich den armen

Peter — — gebraten und mit Apfelmus und Preißelbeeren verspeist. O Menschheit!

Der Abschied von dem schönen Vaterlande, dem traulichen Karlsruhe, den werthen Kollegen und so vielen guten herzigen Menschen und theuren Erinnerungen wurde mir doch recht bitter schwer. Auch nach Bruchsal fuhren wir, Abschied zu nehmen von unsern Gräbern, den Plätzen der frohen Kinderspiele, von Schwester Kapuzinerin und Base Gretel und allen andern Freunden . . .

Die Frau Markgräfin empfing mich mit alter mütterlicher Güte und gab mir manch mildes Weisheitswort mit auf meinen neuen gefahrvollen Lebensweg.

Auch im schwedischen Palais durfte ich mich verabschieden. Schon nach meinem ersten Versuch als Margarethe und meinem glücklichen Debüt als Preziosa hatte die Königin mich rufen lassen, um mir mit den Prinzessinnen ihren Glückwunsch auszusprechen. Bei jeder neuen Rolle von mir waren sie im Theater und oft nickten sie mir während des Spiels aus ihrer Loge freundlich zu.

Beide Prinzessinnen waren lieblich erblüht. Amalie, zart, blaß, blondgelockt, mit tiefblauen, wehmüthigen Augen, war eine ätherische Erscheinung. Cäcilie dagegen glühte wie eine frische Rose; lange, braune Locken umflossen glänzend das edelschöne Gesicht, und ihre wundervollen Augen leuchteten bald auf wie die eines fröhlichen Kindes, bald blickten sie sinnend mild, wie bei Murillo's Madonnen. Und Beide waren stets gut und lieb zu der Schauspielerin, wie einst zu ihrem kindlichen Tänzer, und jetzt beim Abschiede sichtbar betrübt.

»Wann werden wir Sie wiedersehen?« — fragte Amalie.

»Sobald ich den Namen Künstlerin verdiene!«

»Und wenn Eine von uns einst selber eine Hofbühne haben sollte und Sie ruft?« — sagte Cäcilie.

»So fliege ich mit tausend Freuden herbei!« — war meine thränenerstickte Antwort.

Die Königin von Schweden sollte ich nicht wiedersehen. Sie schloß bald darauf die schönen Augen, die so viel geweint haben, wie wohl keine anderen Augen, über denen einst eine Königskrone strahlte. Aber nach vierzehn Jahren, als ich in Bremen gastirte, ließ Cäcilie, Großherzogin von Oldenburg, die »Künstlerin« zu einem Gastspiel nach Oldenburg einladen — und ich flog fröhlich zu der gütigsten Fürstin.

Aus dem Königs-Palais ging's in die Trödel-Stube der armen alten Jüdin. Das war der schmerzlichste Abschied. Die Fratel wollte mich gar nicht aus den zitternden Armen lassen. Sie schluchzte: »Mit dem Töchterle geht meine letzte Lebensfreud dahin!«

Als ich sie trösten wollte: »Uebers Jahr kehre ich zurück!« — schüttelte sie wehmüthig den Kopf: »Ueber's Jahr ist die alte Fratel begraben — und wir armen Juden haben nicht mal einen freundlichen Grabhügel, der dem Töchterle erzählt: Hier ruht das Herz, das Dich so zärtlich geliebt hat!« —

Und als ich im Herbst die Blätter der Berliner Linden fallen sah, empfing ich durch den Buchhändler Marx aus Karlsruhe die Nachricht von dem Tode seiner Schwester und ein versiegeltes Päckchen. Das enthielt einen alterthümlichen massivgoldenen Schmuck, Ohrringe und Halskette, wie wohl die Burgfrauen im Mittelalter getragen haben. Dabei lag ein Zettel mit zitternder Handschrift: »Dem vielgeliebten Töchterle mit Gottes reichstem Segen zum Angedenken von der alten Fratel. Betet zu Eurem Gott für die arme Jüdin!«

Viele Jahre habe ich den Schmuck in »Konradin von Schwaben« — »König Manfred« — »Kaiser Friedrich und sein Sohn« — »Rubens in Madrid« — »Maria von Medicis« und in anderen Rollen vergangener Jahrhunderte getragen — zu Ehren der alten Trödlerjüdin mit dem edelsten Herzen.

Auch von der guten alten Marianne, die schon der Großmutter Stockmar so treu gedient und die Mutter noch auf dem

Arm getragen hatte, mußten wir uns trennen. Sie kehrte in ihre Heimat Coburg zurück. Als sie nach einigen Jahren starb, hatte sie ihre Ersparnisse meiner Mutter vermacht — »meinem lieben Christelchen Stockmar!«

Noch ein herzlich dankbarer Abschied von meiner Lehrerin Demmer, von Aloys Schreiber und dem alemannischen Hebel ... und hinaus ging's — die Mutter und ich und Lisinka im eigenen Wägelchen mit Extrapostpferden und lustig blasendem Postillon — zum ersten Mal ganz fort aus der Heimat — — hinaus in die weite, bunte, schimmernde Welt — in den lachenden Frühling hinein. ... Was wird diese fremde Welt dem jungen sehnenden Herzen bringen? — Rosen oder Dornen?

Wenn ich jetzt bei der sich sanft neigenden Sonne auf das seitdem hinabgeglittene halbe Jahrhundert zurückblicke, so kann ich mit dankerfülltem Herzen — gegen Gott und die Menschen! — niederschreiben: jene weite, unbekannte Welt hat mir so viel köstliche Rosen gebracht, daß sie die Dornen fast verdeckten!

* * *

Erst nach vollen zehn Jahren sollte ich die Karlsruher Bühne wieder betreten — als kaiserlich russische Hofschauspielerin gastirend. Als es mir in Berlin gefiel und die Berliner mich gern behalten wollten, hatte der Großherzog Ludwig auf meine Bitte freundlich meinen Kontrakt aufgehoben. Bei meinem Gastspiel fand ich in der alten Heimat auch die alte Güte und Theilnahme wieder. Nur war es mir nicht vergönnt, mich den Karlsruhern als gereifte Künstlerin in einer meiner liebsten und besten Rollen zu zeigen: als Käthchen von Heilbronn. Die regierende Großherzogin Sophie wollte dies »unmoralische« Stück nicht auf ihrer Hofbühne sehen. Sie sagte mir bei meiner Antrittsaudienz: »Ich finde es höchst unmoralisch, daß dies junge liebetolle Mädchen dem Wetter von Strahl durchs Land nachläuft und ihm als Stalljunge dient ...«

Als stolze, prächtige Donna Diana wurde ich kaum weniger herzlich-stürmisch empfangen, wie einst als kindliche Margarethe. Rauschender Applaus und Hervorruf lohnte mir nach jeder großen Scene. Dann machten noch Romeo's Julie, die »junge Pathe«, »Goldschmieds Töchterlein«, Polixena in »Natur und Kunst« und »Königin von sechzehn Jahren« besonderes Glück.

Auf einem reizenden ländlichen Balle zu Baiertheim tanzte ich mit lieben Jugendgespielinnen und alten jungen Verehrern. Wie waren wir so fröhlich!

Herzlicher aber als die Erfolge meines Gastspiels auf der Bühne — die meinen ersten beglückenden Versuch gesehn, auf der ich als Anfängerin 42 verschiedene Rollen gespielt hatte und die 1847 während Räder's lustiger Posse: »Der artesische Brunnen!« so schaurig in Flammen aufgehen und 62 Menschenleben kosten sollte — erfreute mich ein Karlsruher Straßenwort.

Als die Mutter mit Bruder Karl, der inzwischen ein gar stattlicher Dragoner-Rittmeister geworden war, mit dem eleganten Pariser Louis und mir fröhlich über die Straße schritt, hörten wir hinter uns die Leute sagen: »Da geht die Rittmeisterin Bauer mit ihrem Glück!«

Der Mutter Glück! Noch heut ein beglückendes Wort für mein erinnerungwehmüthiges Herz.

II.

Berlin.

1824.

Berlin ist eine Bergstadt der Philosophie
und der gesellschaftlichen Bildung.
Jean Paul.

Nimm mich auf in Deine Hallen,
Stolze prächt'ge Königstadt!
Keine Deiner Schwestern hat
So an Schönheit reich von Allen
Ausgeschmückt der Künste Hand;
Aber ach — Dein Sand! Dein Sand!
Laß mich bei dem Glanze weilen,
Der in Deinen Mauern wohnt,
Bei der Göttin, die da thront
Hoch auf Deines Thores Säulen,
Niederschaut auf's mächt'ge Land,
Ach — und auf den vielen Sand!

Gotthilf August Frhr. v. Maltitz.

1. In und an der Königstadt.

Denn freilich mag ich gern die Menge sehen,
Wenn sich der Strom nach unsrer Bude drängt,
Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt,
Bei hellem Tage, schon vor Vieren,
Mit Stößen sich bis an die Kasse ficht,
Und wie in Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren,
Um ein Billet sich fast die Hälse bricht.

Goethe, Vorspiel zum »Faust«.

»Die Berliner taugen nichts!« — sagte der große Friedrich grollend, wandte dem deutschen Berlin den Rücken und baute sich in Potsdam sein französisches »Sanssouci«.

»Dabei muß man nicht vergessen, daß er (Zelter) über ein halbes Jahrhundert in Berlin zugebracht hat. Es lebt aber, wie ich an Allem merke, dort ein so verwegener Menschenschlag beisammen, daß man mit der Delikatesse nicht so weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu halten!« — entschuldigt Goethe nach einem Besuche Zelters in Weimar die unpolirte Derbheit seines musikalischen Freundes und Korrespondenten in einem Gespräche mit Eckermann.

»Schäm Dy, Berlin, Dy hebb ick dick un satt,
Du byst un blyfst 'ne Bärenstadt!«

— schreibt Alexander von Humboldt übellaunig auf die Manuskript-Mappe seines »Kosmos« und flieht, so oft er kann, aus der »menschenleeren Wüste« an der Spree in die menschenschäumenden Salons der Causerie an der Seine.

»Berlin, cette ville toute moderne, quelque belle qu'elle soit, ne fait pas une impression assez serieuse; on n'y apperçoit point l'empreinte de l'histoire du pays, ni du caractère des habitans, et ces magnifiques demeures nouvellement construites ne semblent destinées qu'aux rassemblements commodes des plaisirs et de l'industrie« — steht in Mad. de Staël's Buch über Deutschland.

Aehnlich lautet Heinrich Heine's Urtheil in seiner »Reise von München nach Genua«: — »Berlin ist gar keine Stadt, sondern Berlin gibt blos den Ort dazu her, wo sich eine Menge Menschen, und zwar darunter viele Menschen von Geist versammeln, denen der Ort ganz gleichgültig ist; diese bilden das geistige Berlin. Der durchreisende Fremde sieht nur die langgestreckten uniformen Häuser, die langen breiten Straßen, die nach der Schnur und meistens nach dem Eigenwillen eines Einzelnen gebaut sind, und keine Kunde geben von der Denkweise der Menge. Die Stadt enthält so wenig Alterthümlichkeit und ist so neu; und doch ist dieses Neue schon so alt, so welk und abgestorben. Denn sie ist, wie gesagt, nicht aus der Gesinnung der Masse, sondern Einzelner entstanden. Der große Fritz ist wohl unter diesen Wenigen der Vorzüglichste; was er vorfand, war nur feste Unterlage, erst von ihm erhielt die Stadt ihren eigentlichen Charakter, und wäre seit seinem Tode nichts mehr daran gebaut worden, so bliebe sie ein historisches Denkmal von dem Geiste jenes prosaisch wundersamen Helden, der die raffinirte Geschmacklosigkeit und blühende Verstandesfreiheit, das Seichte und das Tüchtige seiner Zeit recht tapfer in sich ausgebildet hatte . . .«

Am häßlichsten aber — als grellste Dissonanz durchklingt mein altes berlinfrohes Komödiantenherz das Wort des gelehrten Christian Josias von Bunsen aus dem Jahre 1827: »Es ist entsetzlich zu sehen, wie sich, mit Ausnahme Weniger, die ganze Bildung Berlins um das Theater dreht!«

Denn dies Herz liebt Dich, Berlin, noch immer vor

allen andern Städten und schon Dein Namensklang läßt es frühlingsfrisch erblühn in seliger Erinnerung und dankbarer Rührung. Umfaßt doch Dein Name die sonnigsten Blütentage meines Bühnenlebens — meiner glücklichen Jugend und meiner beglückenden Kunst!

Aber ich liebe das »alte« Berlin — das bescheidene, harmlose, fröhliche, glückliche, kleinstädtische Berlin vor einem halben Jahrhundert!

Das moderne Berlin — die brausende, gährende, jagende politische und sociale Weltstadt, entstanden nach den umwälzenden Völkerstürmen der vierziger Jahre, kenne ich nicht. Ich habe Berlin seit mehr als vierzig Jahren nicht wiedergesehn. So lebt »mein« altes, längst verwehtes Berlin in den Erinnerungen meines rückblickenden Auges und rücksehnenden Herzens in alter Jugendschöne und Fröhlichkeit frisch fort.

Mein Berlin hatte nur 193,000 Einwohner, kein Gas, keine Eisenbahnen, keine Wasserleitung, keine Trottoirs, nur zwei Theater, zwei Zeitungen, schärfste Censur, keine Politik, kein perennirendes Börsenfieber und das lustige Lebens-Motto: Vive la bagatelle!

Noch war das Wort nicht verklungen: Wer den Gensdarmen-Markt mit dem Teufel zwischen den beiden Engeln — das Schauspielhaus zwischen den schöngekuppelten beiden Kirchen — und die schöne Hofräthin Herz nicht sah, der hat Berlin nicht gesehn!

Als der Kaiser von Rußland seinem königlichen Schwiegervater eine große Spiegelscheibe für sein bescheidenes Palais schenkte, lief ganz Berlin hin, dies Wunder — die erste Spiegelscheibe in der Residenz-Stadt — anzustaunen.

Eine Schusterjungen-Prügelei, ein steigender Drache, ein Flug Tauben, ein gestürztes Kremserpferd konnte den Berliner stundenlang unterhalten.

Ein Eckensteher- oder Schusterjungen-Witz machte die fröhliche Runde durch alle Weißbierstuben und ästhetischen Thee's.

An schönen Sonn- und Feiertagen zog der Berliner — den riesigen rothen, grünen, blauen Familienregenschirm mit blinkendem Messingbeschlag, von gebildeten frauenzimmerlichen Seelen poetisch »Parasol« genannt — unter dem linken Arm, in der rechten Hand die lange buntbetroddelte »kalte« Pfeife, denn bei Geld- oder Leibesgefahr durfte auf offener Straße nicht geraucht werden, — mit Weib und Kind und Kegel und selten fehlendem Kinderwagen hinaus in die romantischen Gefilde von Pankow, Stralau, Treptow, Schöneberg, Charlottenburg, Moabit, fröhliche Einkehr haltend, wo winkten das Rollen der Kegelkugel, Drehorgel, Schaukel, Carousel und vor Allem die lockende Inschrift: »Hier können Familien Kaffee kochen!«

Herr von Nagler und die von ihm geschaffene erste Schnellpost nach Magdeburg waren die glorreichen Götter des Tages, gefeiert mit ganzen Bächen von Tinte in Prosa und in Versen.

An Stricken hingen quer über die Straße schwankende, rasselnde Laternen mit melancholischen Oellämpchen — und drunter hindurch wanderten abends blinkende Lichtlein, von der vornehmen Stocklaterne mit den zwei dicken Wachslichtern über der Schulter des voranleuchtenden gallonirten Dieners — herab bis zu dem bescheidenen Laternchen in der Hand des einkaufenden Mütterchens, oder niederhängend aus dem Knopfloch eines Schleiermachers, der heimkehrte von seiner Freundin, der geistvollen schönen Jüdin Henriette Herz. Stand aber Mondschein im Kalender oder ließ der erste Mai die wilden Gräschen auf den sandigen ungepflasterten und unkultivirten Plätzen der Stadt, wie in der soldatendurchwateten Sahara des »Lustgartens«, des täglichen Exerzirplatzes, mager aufsprießen — so erlosch auch das letzte Flämmchen der Straßenlaternen. Vom ersten Mai bis zum ersten September hielt die

Berliner Straßenbeleuchtung ihren unerbittlichen Sommerschlaf — trotz des memento mori: daß in der noblen Wilhelmstraße ein vornehmer Herr bei der abendlichen Finsterniß in eine uneingehegte Baugrube stürzte und — am andern Morgen als Leiche herausgezogen wurde. Und trotz aller Stachelverse der Berliner Poeten! So coursirte damals das Triolet eines Anonymus:

»Hier in Berlin am ersten Mai,
Dem Wonnemond der Liebe,
Sorgt unsre Straßenpolizei
Für abendliche Trübe.
Kein Lämpchen brennt, es ist vorbei
Mit modischer Aufklärerei
Hier in Berlin am ersten Mai,
Dem Wonnemond der Liebe.
Da wandelt und da handelt frei
In Finsterniß die Liebelei,
Da brechen aus der Hausvogtei
Brandstifter, Gauner, Diebe
Und Fremde Arm und Bein entzwei,
Hier in Berlin am ersten Mai,
Dem Wonnemond der Liebe.«

Und Ludwig Robert, der Bruder Rahels, richtete in der ersten Mainacht 1824 in den »Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt« folgenden humoristischen Finsterniß-Seufzer an Ludwig Tieck:

... »Warum noch gestern, so fragst Du,
Spärlich zwar, aber erleuchtet doch
Straßen und Plätze waren,
Und heute mit einem Mal
Alles so rabenschwarz?
Weißt Du denn nicht, Du geborner Berliner,
Welch mystisch-symbolisches Fest
Die Stiefschwester der Themis,
Die Zofe der Nemesis,
Alljährlich an diesem Tage
Stolz und freudig begeht?!

Ihrer Mutter und Schutzgöttin
Der geheimnißreichen Nacht zu Ehren
Löschet die Polizei
Heut in des Wonnemonds erster Nacht,
Jedes matt aufdämmernde Flämmchen
In den Laternen der Stadt. —
Vier Monde dauern
Die dunklen Mysterien;
Und während vier Monden darf
Kein leuchtendes Lämpchen
In dem prachtvollen Berlin,
In der Hauptstadt der Brennen — brennen!« . .

Eine neue Erscheinung in der Oper, im Schauspielhause, Konzert, Ballsaal, eine Recension von »Spuck-Schulze« in der »Spenerschen« oder von Gubitz, Wilibald Alexis, Rellstab in der »Vossischen«, ein Hoffest, eine kostümirte Schlittenfahrt, eine originelle Toilette, ein pikantes Histörchen, ein Roman von Walter Scott, eine Mimili-Geschichte von Clauren, ein anonymes Gedicht — konnten ganz Berlin tagelang beschäftigen . . .

Ja, »mein« altes Berlin war noch recht kleinstädtisch und harmlos! Aber ich glaube: dabei unendlich viel liebenswürdiger und glücklicher, als die heutige »Weltstadt« Berlin mit ihrer blendenden Gashelligkeit in den Straßen und Theatern und politischen und socialen Köpfen, — mit dem brausenden, verschlingenden Dampfleben, — der Gründerfäulniß, — der fieberhaften Jagd nach »Glück«, Reichthum, Genuß, Orden und Titeln, — mit ihrem philosophischen Nihilismus und Pessimismus — und mit ihren zwei Dutzend Theatern . . . Liebenswürdig und glücklich war mein altes Berlin in seiner warmen Herzlichkeit, gemüthvollen Gemüthlichkeit, sonnigen Lebenslust, nie müden Gastfreiheit, heiteren Geselligkeit bei Thee und »Butterrrbrod«, frohen Harmlosigkeit, behaglichen Genügsamkeit, regen Geistesfrische, blühenden Kunstfröhlichkeit . . . und auch in seinem »holden Theaterwahnsinn!«

Dabei stets »hülfreich und gut!« So schreibt Rahel über die Opferfreudigkeit Berlins in dem schweren Kriegsjahr 1813, als es in dem großen Lazareth für die Verwundeten an Vielem mangelt: ... »Kaum erfuhr es aber die Stadt, so war ein Generalaufstand. Jeder schrie, lief, gab ... Alle Aerzte sammelten, fuhren mit großen Geldbeuteln. Wäsche aller Art, Betten wurden nach ihren Häusern geschickt, Essen, wo immer hundert fünfundzwanzig Frauen kochen ließen; keine schlief, ruhte mehr. — Mir hat's einen großen Theil Gesundheit gekostet ... Ich schreibe dies mit Thränen in den Augen und mit Entzücken über unsere Stadt! — Die Juden geben, was sie nur besitzen ... Nein, wie freut mich diese Stadt!«

Dahin gehört ein rührendes Geschichtchen aus dem alten Berlin. Unter den Linden sitzt den ganzen Sommer über auf einem niedrigen Bänkchen ein gichtgekrümmtes armes altes Mütterchen und näht für die spielende Jugend bunte Bälle zum Verkauf. Davon lebt sie kümmerlich ... Da sieht sie ein hölzernes Bein in einer blauen Soldatenhose heranhumpeln. Mehr nicht, denn sie kann den gebeugten Nacken nicht erheben. »Ein armer Invalide, der für sein Vaterland zum Krüppel wurde!« — denkt die Alte mitleidig und vergißt über das fremde Unglück ihre eigene bittere Armuth. Sie nimmt die größte Münze, die sie heut für ihre Bälle eingenommen hat, und hält sie in die Höhe, dem Invaliden entgegen. Der Stelzfuß zögert neben ihr. Könnte sie dem Unglücklichen doch in's Auge sehn! »Nehmt, armer Mann, und Gott gesegne es Euch!« — Sie fühlt eine Hand, die ihr das Geldstück abnimmt, und hört eine gerührte Stimme: »Gott vergelt's Euch, gute Mutter!« Dabei fällt ein blinkendes Goldstück in ihren Schooß ... Der Stelzfuß humpelt weiter ... aber er kehrt wieder, er, der reiche General, um fortan wie ein Sohn für das arme Mütterchen zu sorgen. Das braucht nimmermehr unter den Linden zu hocken und Kinderbälle zu nähen. ...

... In dies alte, bald so heiß geliebte Berlin fuhren die

Mutter und ich mit meinem Hündchen Lisinka am 26. Mai 1824 Nachts 11 Uhr todmüde ein, — durch die nicht enden wollende enge, stockfinstere Königsstraße dem Alexanderplatz zu. Bethmann hatte versprochen, uns dort ein provisorisches Logis zu miethen.

Der große Alexanderplatz war wie ausgestorben. In dem bezeichneten Hause links neben dem Theater schienen sämmtliche Bewohner zu schlafen. Der Postillon blies, rief, klopfte, zog die Glocke — lange vergebens. Endlich wurde ein Fenster im ersten Stock geöffnet. Ein Licht und ein jugendliches Gesicht neigten sich hinaus, und in bayerischer Mundart hörten wir: »Kommen Sie etwa aus Karlsruhe? Dann bitte ich heraufzukommen! Direktor Bethmann hat uns ersucht, Sie zu bewillkommnen; bis morgen müssen Sie sich schon mit dem bestellten, leider sehr unwohnlichen Zimmer behelfen.« — Die artige Sprecherin, Fräulein Weidner aus München, begrüßte mich als Kollegin sehr herzlich. Aber eine Hiobspost kam nach: Bethmann hatte nach einer heftigen Scene mit den Aktionären des »Königstädter Theaters« seine Entlassung gefordert — erhalten — und tief gekränkt Berlin verlassen.

Aus übervollem, bangen Herzen, mit Seufzen und Thränen klang uns dieser Willkomm in der wildfremden Stadt entgegen. Bekümmert und erschrocken setzten die Mutter und ich uns auf eines der Betten in dem sophalosen, unbehaglichen Zimmer, und Fräulein Weidner und ihre Mutter auf das gegenüberstehende. Klagend fuhr die Kollegin fort: »Es herrscht hier heillose Unordnung! Nichts ist fertig, nur Weniges vorbereitet. Keine Rollen sind vertheilt, keine Proben angesetzt. Vice-Direktor und Sekretär Baron von Biedenfeld vermag trotz des besten Willens keine Autorität zu erlangen. Niemand will gehorchen. Die Regisseure Schmelka und Angeli hemmen die Thätigkeit ihres einsichtsvollen Mitregisseurs Nagel durch Eifersüchteleien und Mißtrauen. Der Geschäftsführer, Justizrath Kunowsky, ist ein liebenswürdiger geistreicher Mann und mit Enthusiasmus dem neuen Institut ergeben, aber zu

exaltirt und sanguinisch; auch fehlt ihm Zeit, Theater-Praxis und — Energie. Er taucht auf und verschwindet wie ein Irrwisch und hinterläßt nur Verwirrung. Die Aktionäre wissen wohl die Einnahmen zu berechnen, geizen aber mit den nöthigsten Ausgaben. O hätte ich doch mein trautes München nicht verlassen!«

»Und wir nicht unser schönes Karlsruhe!« — klang's aus mir wider. Thränen drohten auch bei der Mutter und mir auszubrechen. . . . Da ertönte eine Flöte — wehmüthige Melodieen — sehr gut geblasen. . . .

»Der Stiefsohn Bethmann's, ein junger Baron,« erklärte die Weidner, — »ein sanfter, ernster Jüngling; er wohnt über uns und musizirt oft die ganze Nacht hindurch.«

»Das fehlt' uns noch!« rief meine Mutter in komischer Verzweiflung aus, — »nichts stimmt trauriger, als melancholisches Flötenspiel . . . O wie er jetzt so schwermüthig bläst — Himmels:

»Mir auch war ein Leben aufgegangen!«

»Sicher folgt jetzt:

»An Alexis send' ich Dich!«

lachte die Weidner — und richtig: gleich darauf intonirte die melancholische Flöte den Rosengruß an Alexis.

Da lachten wir denn hell auf — und wurden Alle heiterer und muthvoller. Und bald lullte uns:

»Freudvoll und leidvoll«

des schwärmerischen Flötenspielers ganz angenehm ein — die erste Nacht in dem großen, wildfremden Berlin.

Der folgende Morgen ließ sich besser an. Ein etwas zweifelhaftes Individuum präsentirte sich als Theaterdiener und brachte die erfreuliche Nachricht: die gegenüberwohnende Frau Doktorin Rintel ließe uns einladen, das freie, hübsche Logis über ihrer Wohnung zu besichtigen.

Froh eilte ich hinüber — und nach wenigen Stunden war Alles so weit eingerichtet, daß wir Besuch empfangen konnten. Als ich treppauf — treppab sprang, um das Auspacken zu überwachen, und rüstig mit Hand anlegte — trat mir aus dem Zimmer des ersten Stockes eine nicht mehr junge, aber höchst anmuthige Dame entgegen und sagte auf die liebenswürdigste Weise: — »Ich bin die Doktorin Rintel — mein Vater ist der Direktor der Singakademie, Zelter! — Bethmann, ein Freund meines Mannes, hat Sie uns empfohlen. Er kam vor seiner schnellen Abreise noch athemlos gerannt, um dies Briefchen für Sie einzuhändigen. Recht viel Liebes haben wir von der Süddeutschen vernommen; nach Kräften werden wir Ihnen beistehen!«

Da erschien mir Berlin doch schon in einem rosigeren Lichte. Wir waren nicht mehr verlassen; gute, liebe Menschen wollten sich unserer annehmen.

Bethmann schrieb: »Um Ihretwillen, liebes Fräulein, bedaure ich hauptsächlich, Berlin so schnell verlassen zu müssen! Denn Sie sind unstreitig von den Mitgliedern die Unerfahrenste im Theater-Treiben. Doch nur muthig vorwärts! — Talent, Jugend und ernstes, eifriges Streben werden auch Ihnen helfen, im neuen Kunsttempel Fuß zu fassen. Vor dem Herbst kehre ich wieder und stelle Sie meinen ehemaligen Kollegen an der königlichen Bühne vor. . . .«

Wie heimisch fühlten wir uns gleich bei Rintels, wie ungenirt plauderten wir zusammen, so vertrauensvoll, als sei es nicht das erste Mal, daß wir am Familientisch mit ihnen Kaffee tränken. Des Doktors sanftes, würdiges Wesen beruhigte und flößte Sympathie ein. Das liebenswürdige Paar bestätigte die Versicherung Bethmann's, daß die Berliner mit Ungeduld der Eröffnung des »Königstädter Theaters« — damals der einzigen Bühne neben der königlichen — entgegensähen, und das Publikum sich auf die heiteren Lebensbilder freue; — denn nur Lustspielen, kleinen Schauspielen, Lokal-

possen, Vaudevilles, Parodien, Travestien, Operetten und Singspielen solle die neue Bühne geweiht sein, höchstens dürften dann und wann Melodramen ihre düsteren Schatten werfen. Der König hätte gern dem Kommissionsrath Cerf die Konzession zum Bau eines zweiten Theaters ertheilt, da auf der königlichen Bühne das klassische Repertoir vorherrsche und Friedrich Wilhelm III. heitere Lebensbilder im Volkston besonders liebe.

»Aber warum läßt der König denn nicht solche Lieblingsstücke auf seiner Bühne spielen?« — fragte ich.

»Nein, Friedrich Wilhelm der Gerechte hat mehr als einmal gesagt: Ich will meinen Geschmack dem Publikum nicht aufdrängen; — und Graf Brühl soll in Ruhe gelassen werden!« —

Ueber die Genesis des neuen »Volkstheaters« hörten wir bald noch allerlei Wunderbares. Schon 1815 hatte der Schauspieldirektor Karl Döbbelin dem Könige den Plan zu einem Volkstheater in Berlin vorgelegt und die allerhöchste Billigung erhalten. Aber Graf Brühl, der Intendant der königlichen Bühnen, machte den Monarchen auf die Gefahren für die eigenen Institute aufmerksam, erbot sich jedoch gleichzeitig, solch ein kleines »Volkstheater« für königliche Rechnung zu schaffen und nebenbei zu leiten ... Darüber gingen sieben Jahre hin — und plötzlich, im Mai 1822, lief das allarmirende Gerücht durch Berlin: der jüdische Kommissionär Friedrich Cerf, früher Pferdehändler, der nicht schreiben und nicht lesen kann, hat für sich und seine Nachkommen die Konzession zu einem Volkstheater in der »Königstadt« erhalten und diese Konzession für eine Pachtsumme von jährlich 3000 Thlr. sogleich an eine Aktiengesellschaft weitergegeben! — Und richtig! Das Cerf'sche Haus am Alexanderplatze, dem früheren »Ochsenmarkte« wurde über Hals und Kopf zum Theater umgebaut.

Diese Aktionäre hatten aus ihrer Mitte sechs reiche Bankiers zu Direktoren des neuen Kunsttempels erwählt: Benecke von Gröditzberg, Herz Beer, Joseph Mendelssohn,

Fränckel, Martin Ebers und J. D. Müller — und den Justizrath Kunowsky als Syndikus und Geschäftsführer des Instituts angestellt.

Von diesen sämmtlichen sieben Herren hatte auch nicht ein Einziger eine blasse Ahnung von der praktischen Führung eines Theaters oder ein Körnchen »Bühnenverstand«.

Dazu kam, daß in der »Königstadt« kein Stück des königlichen Repertoirs gegeben werden durfte, — außer es sei an den Hof-Bühnen seit vollen zwei Jahren nicht gespielt! — Ganz ausgeschlossen waren: Trauerspiele, Opern, Pantomimen, Ballets und eingelegte Tänze.

Baron Biedenfeld machte uns seinen Besuch. Der Vize-Direktor trug einen verstümmelten Arm in schwarzseidener Binde; das eiserne Kreuz auf seiner Brust erklärte uns, wie er zum Krüppel geworden. Der Mutter und mir stiegen die Thränen in's Auge — — wir dachten an meinen Vater, der aus jenen Schlachten für's Vaterland nicht wiederkehren durfte. Der Baron mochte wohl vierzig Jahre zählen und hatte angenehme, intelligente Züge. Er zeigte sich als feingebildeter Mann und plauderte bald gemüthlich in Wiener Mundart. Er lud uns freundlich ein, ihn nach Hause zu Frau und Tochter zum Mittagessen zu begleiten. Wir würden dort auch seinen Schwiegersohn Spitzeder kennen lernen.

»Wenn das so fortgeht,« rief ich fröhlich, »müssen wir an eine unsichtbare, beschützende Macht glauben. — Warum aber blicken Sie so traurig, Herr Baron?«

»Lina, bedenke doch!« verwies die Mutter ... »Entschuldigen Sie, Herr Baron, das laute Denken meiner Tochter!«

»O, lassen Sie das Fräulein doch aufrichtig sein! Zu bald wird sie leider nur Klugheit sprechen müssen, wenn sie durchkommen will auf den hiesigen heißen Brettern. — Sie haben aber ganz recht gesehen, mein aufrichtiges Fräulein: ich bin sehr deprimirt! Seit Bethmann's Zerwürfniß mit den

Aktionären ist meine Stellung unerträglich geworden: ich soll Alles vermitteln, ermöglichen — und werde bei der herrschenden Konfusion nachgerade mit verwirrt. Doch, dies darf Sie nicht entmuthigen. Bitte, erfreuen Sie mit Ihrer sonnigen Heiterkeit meine heimwehkranke Frau und Tochter — sie vermissen hier noch mehr als ich unser geliebtes Wien.«

Am Fuß der Treppe hörten wir einen Wagen anrasseln und in der Hausthür stießen wir auf einen Herrn, den Biedenfeld: »Ah! Kunowsky!« begrüßte. Dann stellte er vor: »Herr Justizrath Kunowsky — unsere Hauptstütze, Geschäftsführer und geistiger Dirigent des neuen Instituts, das belebende Element des ganzen Unternehmens!« Es klang wohl etwas Ironie aus dem Lobe, — Kunowsky indessen nahm es à la lettre. Er bot mir seinen Arm, mich zu Biedenfeld's zu führen. Und nun — während der kurzen Strecke sollte ich die echte, berühmte — und berüchtigte Berliner Suada kennen lernen. Solch' ein Ueberstürzen verschiedener Themata's, solch' Gemisch von Witz, Laune und Raketensprühen im allerschnellsten Tempo hatte ich bis dahin noch nie gehört. — Betäubt — verwirrt — konnte ich nur selten einige Bemerkungen einschalten. Kunowsky's Aeußeres frappirte mich auch; — ich vermochte nicht zu sagen, ob mich ein Alter-Junger, — oder ein Junger-Alter führte. Die schlanke, geschmeidige Figur, das nach Art der Studenten gescheitelte, lockige, braune Haar, die blauen, geistvoll strahlenden Augen — und dazu ein verwittertes, fahles Gesicht und bedenklicher Zahnmangel. . . .

Kunowsky sprühte: »Unser Theater wird bald das königliche überflügeln! Wir haben junge Kräfte, immense Talente! — bei den Hofschauspielern ist die Glanzperiode vorüber — besonders die Damen könnte man in's Antiquitäten-Kabinet stellen . . .«

»Madame Stich ist aber doch noch zu den jugendlichen Künstlerinnen zu zählen!«

»Jewiß! jewiß, — imposante Gestalt, vortrefflich im

Trauerspiel, — aber im Lustspiel ungraziös, unmobil, gar nicht bedeutend . . .«

»Und die gepriesene Louise v. Holtei? — kaum in den Zwanzigen . . .«

»Reizendes Gesichtchen, besonders als Käthchen von Heilbronn und Melitta, — aber zu klein, zu lange Arme, zu beschränktes Rollenfach, auch nicht lebensfrisch genug, zu veilchenartig bescheiden wirkend . . .«

»Und Devrient, Wolff, seine Gattin, Rebenstein, Krüger ꝛc., sind das nicht Künstler in voller Kraft ihres Talentes?«

»Jewiß! jewiß! — aber unsere Königstädter werden ihnen schon nachkommen. Klassische Stücke — d. h. Trauerspiele dürfen wir zwar nicht geben, doch das wird sich finden. Und wir werden dafür ein brillantes Lustspiel-Ensemble haben. Ludwig, Meyer, Piehl, Nagel — welche Schauspieler! Schmelka, Angeli, Rösike — welche Komiker! — und vor Allen Spitzeder, unsere Perle, unser Stolz! — Ach! und die Damen — Weidner, die Schwestern Sutorius und Herold, Karoline Müller, Sie, Verehrteste — welche Künstlerinnen! welche jungen blühenden, siegenden Schönheiten!«

»Erlauben Sie, Herr Justizrath, — spielen diese Damen — zweite Liebhaberinnen?«

»Nein! — Erste!«

»Sieben erste Liebhaberinnen an einer Bühne . . . da hätte ich Lust, sogleich wieder abzureisen. Mein Kontrakt lautet auf erste Partieen, und ich habe nicht die Karlsruher Bühne verlassen, wo ich neben Madame Neumann gefiel, um mit diesen sechs Damen hier um die Palme zu ringen und um Rollen zu kämpfen!«

»Begreife, Verehrteste, aber im Anfang müssen Sie der Sache zu Liebe auch unbedeutendere Rollen übernehmen. Im

»Tournier zu Kronstein« ist die Gräfin Elsbeth Ihnen zuertheilt; in acht Tagen wird die erste Probe stattfinden, am Geburtstage des Kronprinzen wird das Stück gegeben werden.«

»Aber der kronprinzliche Geburtstag ist ja erst am 15. Oktober — und jetzt haben wir Mai. Warum werden nicht zuerst die vorhergehenden Stücke einstudirt?«

»Kleinigkeit, wird Alles zur Zeit geschehen!« ... Und nun folgte eine wahre Apotheose des neuen Institutes und ein Wasserschwall der spreeathenienſischen Suada von dem hülfreichen Wohlwollen des Königs, der brennenden Ungeduld des Publikums auf die Eröffnung des »Volkstheaters«, von einer neuen, herrlichen Kunstepoche ... und so unaufhaltsam weiter. ...

Erst bei Biedenfeld's durfte ich freier athmen. Mit Herzlichkeit wurden wir von den Wienerinnen bewillkommnet. Die Baronin hatte dieselbe Ruhe und Milde in ihrem Benehmen, wie meine Mutter. Sie war früher an den Komiker Schüler in Dessau verheirathet gewesen und hatte selbst als erste Sängerin geglänzt. Jetzt sollte sie an der Königstädter Bühne als Chordirektorin wirken. — Ihre Tochter aus erster Ehe, Frau Spitzeder, war eine zierliche Erscheinung: schwarze Prachtaugen schauten aus dem blassen, lieblichen Gesicht unendlich wehmüthig, als suchten sie vergebens das geliebte Wien, wo Henriette Spitzeder als erste Sängerin, besonders als reizende Susanne im »Figaro« und Zerline im »Don Juan«, der Liebling der Wiener war ... Oder ahnten diese schönen, traurigen Augen, daß sie sich schon nach vier Jahren auf immer schließen sollten? — Joseph Spitzeder, der berühmte Wiener Baßbuffo, dagegen sah fröhlich und zuversichtlich aus. Ein großer, blondlockiger, schöner junger Mann, dessen Lächeln und blitzende tiefblaue Augen den humoristischen Schalk verriethen. — In Weimar geboren, war er schon als Kind mit seinem Vater, einem berühmten seriösen Baß nach Wien gekommen und hatte dort von dem Hofkapellmeister Joseph Weigel, dem Komponisten

der »Schweizerfamilie«, den ersten Gesangunterricht erhalten. Jetzt sah er aus: wie ein junger lebensfroher Student in dulci jubilo. Aber ich sollte ihn bald als bescheidenen, redlichen, treuen Kollegen schätzen lernen. Dabei war er ein vortrefflicher Familienvater — und auch bei allen späteren Miseren der »Königstadt« von unverwüstlicher strahlender Heiterkeit.

Plötzlich sagte Kunowsky Adieu! — und fort war er. Wir sahen uns eine Weile beobachtend, lächelnd an — aber der köstliche Spitzeder gab in seiner derb gemüthlichen Wiener Art den Gedanken Worte: »Unser Geschäftsführer ist heut wieder einmal e bissel — verruckt! Sonst ein seelenguter, auch kluger Herr, — aber hier im Oberstübchen geht es manchmal drunter und drüber und zum Dirigenten für ein Theatervölkchen fehlt ihm eine gute Portion Energie und kaltes Blut!« — Dann schlug er plötzlich in das höchste Pathos um: »Wir fahren halt auf dem Meer fremder Verhältnisse, und wissen nicht, ob's Schifflein glücklich landen wird! — aber um uns zu stärken zu den herannahenden Kämpfen, wollen wir Leidensgefährten — — (in Wiener Mundart) jetzt zunächst fröhlich echte Wiener Rahmstrudel essen!«

Für mich war dies genügend, um in tolles Lachen auszubrechen; die Andern mußten mit einstimmen, selbst des lustigen Kollegen kleine ernste Frau, und nun weidete ich mich förmlich an Spitzeders unerschöpflicher, liebenswürdiger Laune, — die dem Komiker bald auf Befehl des Königs 24 Stunden Arrest eintragen sollte. Während des russisch-türkischen Krieges extemporirte er nämlich im Königstädter Theater: »Die Fuselmänner hauen sich mit den Muselmännern . . .« und eine preußische Königstochter war ja Kaiserin der »Fuselmänner«. —

Als wir mit Champagner auf glückliches Landen unseres Schiffleins anstießen, kam ein Bote von Kunowsky mit einem Bleistiftzettel an mich: »Verehrteste! Ich vergaß zu erinnern, daß Sie morgen durchaus den Herren Direktoren Besuche abstatten müssen; hier die Adresse der verheiratheten Matadore.

Abends erwartet meine Frau Sie mit der werthen Mama. Es ist unser Empfangstag, und wir freuen uns, Sie mit den für Kunst glühenden Stammgästen bekannt zu machen.« —

»Wie liebenswürdig!« bemerkte meine Mutter.

»Ja gewiß!« — sagte die Baronin resignirt — »aber die Damen werden gleich uns bei dem Rout Entsetzliches ausstehen in den kleinen Zimmern, überfüllt von Besuchenden. Das ist ein betäubendes Kommen, Gehen, Drängen, Schwätzen . . . Ich werde stets krank von dem — Vergnügen und beneide meinen guten Mann, der die Gabe besitzt, sich still in eine Ecke zu drücken und dort bei allem Lärm sein — Abendschläfchen zu halten.«

° ° °

Im grauseidenen Ueberrock, mit Rosa verziert, eine Pariser rosa Atlas-Toque mit Marabouts auf den hochfrisirten Locken, die Mutter schwarz, im hellgelben Krepphut — fand ich unsere Toilette sehr hübsch für die Visiten bei den stolzen Direktoren und Direktricen. Aber wie wurde ich angestarrt! Ob vielleicht die Toque zu verwegen aufgestülpt war? — oder ob ich mich nicht demüthig genug vor den Millionären verneigte? — Ich vernahm wenigstens später von Baron Biedenfeld, daß Bankier Fränckel ihm andern Tags gesagt: »Bedenken Sie ja die etwas determinirt aussehende Blondine mit ersten Rollen, denn zweite wird sie sicherlich nicht oft übernehmen!«

Bankier Benecke von Gröditzberg, wegen seines Reichthums gewöhnlich »Fürst Benecke« genannt, sprach sehr leise, aber angenehm, und geleitete uns zu seiner Gattin — wie verlegen. Durchlaucht lehnten in der Sophaecke, ein Riechfläschchen in der Hand, und klagten herablassend im besten Berlinisch über Nervenkopfweh. Wir wollten uns sogleich entfernen, — wurden aber ersucht, Platz zu nehmen. Eine gezwungene Unterhaltung entspann sich. Durchlaucht geruhten unter Anderm zu

fragen: »Haben Sie denn auch ein jutes Jedächtniß? — Das Auswendiglernen der Rollen muß doch entsetzlich sind!«

Ich war im Begriff pikirt zu antworten, aber ein Blick der Mutter verhinderte es. Rächen mußte ich mich aber doch, — und so erwiderte ich lammfromm: »Ich besitze jar kein Jedächtniß, — ich bin ein armes jequältes Menschenkind!« —

Ihr Erröthen bewies, daß sie mich verstanden hatte. Sie blieb meine Gegnerin von dieser Minute an. Ich habe nie wieder einen Fuß in dies goldene Haus gesetzt —— das so bald zusammenbrechen und den Wohlstand und die Hoffnungen so vieler Menschen unter seinen Trümmern begraben sollte.

Von der Mutter der Mad. Benecke, der originellen Mad. du Titre, deren feenhafte Feste Friedrich Wilhelm III. nicht selten beehrte, um sich — an dem unverfälschten Berlinisch der Wirthin zu ergötzen, wußte Berlin die lustigsten Anekdoten zu erzählen. Sie titulirte den König nur »Majestäteken« und war unermüdlich, Majestäteken die besten Leckerbissen aufzunöthigen. Als nun der König auf seiner gewöhnlichen Mittagspromenade im Thiergarten einmal ihren vertraulich-unterthänigsten Knix nicht bemerkt und also auch nicht erwidert hatte, zerfloß sie in Thränen über diese allerhöchste Ungnade — und beruhigte sich auch erst, als sie den König bei der nächsten Gelegenheit weinend interpellirt hatte: warum Majestäteken so stolz an ihr vorüberjeloffen sei und was sie Majestäteken in ihrer Unschuld zu Leide gethan habe — bis der leutselige Monarch lachend das Mißverständniß aufgeklärt hatte.

A propos: jeloffen! Als eine wohlmeinende, aber weniger reiche Freundin die Millionärin vertraulich erinnerte, doch nicht immer »jeloffen« statt gelaufen zu sagen, platzte diese heraus: »Ach wat, Liebste, lassen Sie mir man: Ihre Döchter sind nun schon 30 Jahre jelaufen und jelaufen un haben bis heute noch keinen Mann gekriegt — meine Döchter sind jeloffen un jeloffen un waren mit 17 Jahren schon an den reichen Benecke un an einen Baron futsch!« —

Hatte Mad. du Titre etwa einmal gehört: aus welchem intimsten Stück seiner abgelegten Garderobe der alte originelle Herzog von Koburg für die Hofdamen seiner Gemalin heimlich mit Paradiesvögeln geschmückte Turbans oder Toques zu Weihnachtsgeschenken anfertigen ließ?

Genug, sie kommt einst zu der elegantesten Putzmacherin Berlins und breitet vor deren entsetzten Augen solch ein sammtenes Erbstück vom seligen du Titre aus und besteht mit der wunderbaren Beharrlichkeit eines echten Originals darauf: Mad. Loewen solle ihr daraus einen Winterhut anfertigen und mit Straußenfedern garniren — bis die Putzmacherin, um die reiche Kundschaft nicht zu verlieren, die delikate Aufgabe übernimmt und ausführt. Ganz Berlin muß dies Hut-Monstrum bewundern und seine Entstehungsgeschichte anhören. Sogar Majestäteken wurde es nicht geschenkt, aus dem gerührten Witwenmunde zu vernehmen: wie Mad. du Titre ihren Seligen ehrte! — Und Berlin hatte neuen reichen Stoff zum — Lachen!

Einst geht unser Original in höchster Eleganz in der Königstraße spazieren. Da sieht sie ein entfesseltes Rind sich entgegenspringen. Voll Geistesgegenwart reißt sie die nächste Glasthür auf, stürzt in den Laden und ruft: »O Jemine, hier kommt 'ne dolle Kuh!«

Dabei war Mad. du Titre eine gute wohlthätige Frau und eine eifrige Beschützerin der Kunst. Fast jeden Abend erschien sie im originellsten Putz in ihrer Theaterloge und ihre drastischen, laut geflüsterten Zwischenreden erregten nicht selten die allgemeinste Heiterkeit im Publikum und auf der Bühne. Sah sie den König mitten im Akt in seine Loge treten, so erhob sie sich mit möglichstem Geräusch und knixte und dienerte so lange, bis ein allerhöchstes Lächeln und Kopfnicken ihr dankten. Dann strahlte den ganzen Abend ihr glücklich-stolzes Gesicht: »als blickte Vollmond drein!« — Ihr »Abjott« war Ludwig Devrient und sie ruhte nicht, bis der sonst so gesellschaftsscheue Künstler einmal ihr gastliches Haus besuchte.

»Aber nie wieder!« — sagte er — und ging zu Lutter und Wegner, wo er den Stammgästen sogleich eine köstliche Kopie von Madame du Titre gab.

* * *

Am Abend saß ich mit der Mutter zum ersten Mal in höchster Spannung im ersten Range des dichtbesetzten königlichen Schauspielhauses. Es erschien mir gegen das Karlsruher klein, aber eleganter, auch besser beleuchtet. Das Haus war erst vor drei Jahren nach dem großen Brande des Iffland'schen National-Theaters im prachtvollen Neubau nach Schinkels Plänen wieder eröffnet und hatte wegen seiner Kleinheit im eigentlichen Schauspielraum bei der Größe des ganzen Gebäudes schon viel von dem Witz der Berliner zu leiden gehabt. Der Kronprinz, im Witz ein echter Berliner, hatte auch hier den Ton angegeben. Als Intendant und Baumeister ihn durch den schönen großen Konzert- und Ballsaal des Hauses in das eigentliche Theater führten, sagte er sarkastisch: »Ei! sieh! da ist in dem Schauspielhause ja auch nebenbei ein kleines Theaterchen! Man sollte es kaum glauben!«

Und die Berliner witzelten ihrem Kronprinzen nach: »Schinkel wurde bei der Eröffnung herausgerufen? — Natürlich, denn drinnen hatte er ja auch keinen Platz!«

Und:

»Das Schauspielhaus hat hundert Winkel,
Aus jedem tönt's: O — h! Schinkel! Schinkel!«

Dafür aber klang des klassischen Baumeisters Lob aus jedes denkenden Schauspielers Munde, in das ich bald aus vollem Herzen einstimmen durfte. Es war eine Lust, in dem kleinen Hause bürgerliche Schau- und Lustspiele zu spielen. Man brauchte nicht zu forciren, man sprach und bewegte sich natürlich, wie im Leben, und auch die feinste Nüance kam zur Geltung.

Das sah ich gleich am ersten Abend. Es wurde »Hermann und Dorothea« gegeben, von Dr. Karl Töpfer nach Goethe's Dichtung für die Bühne bearbeitet.

Neben mir saß ein gemüthlich-heiterer Herr von einigen 30 Jahren. Sein ganzes Wesen erinnerte mich lebhaft an meinen lieben Hofrath in Ifflands »Hagestolzen«. Mein jugendlich aufblitzendes Entzücken über einzelne Stellen der Dichtung — meine Begeisterung über das vollendete Spiel schienen ihn zu ergötzen. Wir kamen in den Pausen in's Plaudern. Mein Nachbar sprach über Kunst und Schauspieler voll Verständniß und Bescheidenheit — angenehm und liebenswürdig. Er hatte sogleich die Fremde und begeisterte Kunstnovize erkannt — und schon im nächsten Zwischenakt nannte er sich mir als früheren Kollegen und Verfasser von »Hermann und Dorothea«: Dr. Töpfer.

Töpfer war Hofschauspieler in Wien gewesen, hatte dann durch Deutschland Kunstreisen gemacht und besonders durch sein Guitarrenspiel entzückt. Seit einigen Jahren hatte er die Bühne verlassen und war mit großem Glück als Lustspieldichter und Novellist aufgetreten. Seine Lustspiele: »Des Herzogs Befehl«, »Rosenmüller und Finke« und »Der beste Ton« wurden auf allen Bühnen gegeben und haben sich bis heute auf dem Repertoir erhalten. Im August 1871 ist Töpfer in Hamburg gestorben.

»Hermann und Dorothea« ist kein Effektstück und vermag nicht rauschenden Beifall zu erzielen; — aber die fast andächtige Aufmerksamkeit des Publikums, das bewundernswürdige Zusammenwirken der edlen Mimen ließen mich die »echte Weihe der Kunst« ahnen und den glühenden Wunsch in meinem Herzen aufsteigen: mit diesen Künstlern spielen, von ihnen lernen zu dürfen! Da drängte sich Niemand vor, da gestaltete sich das Ganze so harmonisch, daß man das »Spiel« vergaß. Man konnte sich einbilden, mit den biederen Menschen: Vater und Mutter Feldern, dem Apotheker, dem

Pfarrer u. s. w. dieselbe Luft eingeathmet, jahrelang mit ihnen verkehrt zu haben, — ja, den Sonnenschein zu fühlen, der die reizende Gegend beleuchtete.

Und die Künstler, die diesen Täuschungszauber hervorbrachten, waren: Herr und Madame Wolff, Ludwig Devrient, Beschort, Lemm, Rebenstein und Karoline Lindner. — Mad. Stich, die spätere berühmte Krelinger, fehlte in dem Künstlerkreise. Sie weilte augenblicklich mit ihrem Gatten in Paris, um den Zorn der Berliner über eine damals vielbesprochene unglückselige Geschichte, auf die ich zurückkommen werde, vollends verrauchen zu lassen.

In dem Rollenfach der Stich gastirte nun Karoline Lindner, die Zierde des Frankfurter National-Theaters. Heute gab sie die Dorothea.

Bei dem ersten Anblick der kleinen, gedrungenen Dorothea mit dem unschönen, dicken Kopfe, flüsterte ich meinem Nachbar zu: »Wie schade, daß die schöne Madame Stich heute nicht spielt!«

Er lächelte: »Nach dem Aktschluß werden Sie anders urtheilen.«

Und so kam es. Kaum hatte Dorothea einige Worte gesprochen, so schämte ich mich des vorschnellen Urtheils. Die süße Stimme mit der vibrirenden Innigkeit erfaßte mich mächtig, und die sittsame Grazie ihres Wesens ließ sie sogar anmuthig erscheinen. Die großen, seelenvollen Augen entschädigten für die reizlose Gesichtsbildung.

Von einem anderen, noch glänzenderen Triumphe, den das seltene Talent und das reiche, schöne Herz der unschönen Karoline Lindner sogar über die jugendblühende, bildschöne Amalie Neumann in Berlin davontrug, erzählte mir später der bekannte Geheimrath Heun — der viel gelesene, viel geliebte und — viel geschmähte Clauren.

Clauren hatte das Suschen in seinem »Bräutigam aus Mexiko« für Amalie Neumann geschrieben — und dies schöne

Suschen hatte ganz Berlin entzückt — berauscht . . . Und nun wollte die eckige, unscheinbare Karoline Lindner es wagen, in derselben Rolle vor das Berliner Publikum zu treten, — welche Anmaßung!

Clauren erzählte: »Das Theater war — wohl mit aus Neugier, wie dies kühne Unternehmen der kleinen Frankfurterin ausfallen werde, überfüllt. Keine Hand rührte sich, als nach dem Aufrollen des Vorhanges das reizlose Suschen am Klöppeltisch sichtbar wurde.

»Mir klopfte hörbar das Herz, und ich bedauerte, der Lindner diese Rolle nicht abgerathen zu haben. Ich konnte bemerken, wie viele Zuschauer lächelten, die Köpfe schüttelten, als wollten sie sagen: das war vorauszusehen, — ein unbegreiflicher Mißgriff von einer sonst so denkenden Künstlerin!

»Die erste Unterredung mit der Tante wurde gleichgültig aufgenommen, — doch nach und nach regte sich die Theilnahme, — und am Schluß des Aktes ertönte Beifall. Nach der Beschreibung des Traumes im dritten Akt aber jubelte bereits das ganze Haus vor Entzücken, und nach dem vierten Akt gestanden selbst die glühendsten Verehrer der schönen Neumann, daß diesem unschönen, herzig gemüthlichen, heiterseelenvollen Suschen der Preis gebühre. — Die hellen Thränen liefen mir über die Wangen, als die tief gedemüthigte Spitzenklöpplerin so traurig und ergeben sich zur Arbeit setzte, und klagte: »mein Mütterchen im Grabe, Du hörst das Weinen Deines Kindes nicht!« — Nur eine Nüance will ich erwähnen, welche das Publikum elektrisirte.

»Wenn die Tante die von Suschen im Spitzenkarton eingeschmuggelte seidene Schürze bemerkt, und sie hervorziehend frägt: »Wie kommt denn die Schürze in den Karton?« — waren wir gewohnt, die Neumann keck antworten zu hören, indem sie die Tante dabei durchaus nicht schüchtern anblickte: »Wie kann man so vergeßlich sein! Du hast sie ja selbst hineingelegt!« — Lindner-Suschen löste verlegen den am Arm hän-

genden runden Strohhut, setzte ihn auf, und den Schirm ein wenig ins Gesicht drückend — belog sie zum ersten Mal ihre Wohlthäterin leise — zitternd und vermochte nicht, der Tante dabei ins Auge zu sehen! — und so folgten unzählige Gemüths- und Charakterblitze. . . .«

Das Urtheil Clauren's war vielbedeutend, denn auch er zählte zur schwärmenden »alten Garde« Amalie Neumanns.

Karoline Lindner war ein Komödiantenkind. Ihr Vater hatte ein bescheidenes Engagement in Bamberg, als Franz von Holbein und der später so berühmte phantastische Dichter und Komponist E. T. A. Hoffmann dort gemeinsam das Theater dirigirten. Als kleines Mädchen sah sie den gastirenden drastischen Komiker Hasenhut als Schneider Kakadu, Hans Hollunder und dummen Peter in »Menschenhaß und Reue« — und kopirte ihn in diesen Rollen gleich darauf vor ihren Gespielinnen in Gang, Haltung, Mienenspiel und Sprache so ergötzlich treu, daß die anwesende geist- und anmuthvolle Schauspielerin Frau Renner, die langjährige Freundin Holbeins, auf dies originelle Talent aufmerksam wurde. Kaum war Hasenhut abgereist, so trat die kleine kindliche Lindner in seinen Rollen auf die Bühne — zum großen Staunen und noch größeren Gaudium der Bamberger. Frau Renner, selber unübertroffen in rührender Naivetät und Innigkeit und in sprudelndem Humor, wurde ihre treue Lehrerin. Die Schülerin war etwas derber organisirt, bezauberte aber bald durch liebenswürdige Drolligkeit, kernige Naivetät und unschuldsvolle unverkünstelte gesunde Natur. Sogar bei ihren idealen Gestalten, wie Kotzebue's »Schutzgeist« Klärchen im »Egmont«, Gretchen im »Faust« und Käthchen von Heilbronn vergaß man ihre unideale Figur über den Zauber ihrer Stimme voll reinster, rührendster Innerlichkeit und den seelenvollen Ausdruck ihres schönen Auges.

Und wie hat Karoline Lindner mich als stummer Victorin in »Waise und Mörder« durch ihre Mimik bezaubert und er-

schüttert! Sie gab keinen sentimentalen Jüngling, kostümirt wie der Page in »Figaro's Hochzeit«, den Tituskopf zierlich frisirt. Im dunklen Anzuge, der sie schlank erscheinen ließ, die Künstlerlocken zurückgestrichen, trat dieser Victorin festen Schrittes auf. Die Augen, wie im Fieber glühend, suchten überall nach dem Mörder des Vaters ... Man sah einen jugendlichen, energischen Künstler, der mit seinem Meißel schon das Andenken des theuren Vaters verewigte. Und als sie Raimbauts endlich erkannte, skandirte sie nicht, wie viele Gefeierte, nachdrücklich: »Dies ist der Mörder meines Vaters!« — nein, nach neunjährigem Verstummen rang sich ein Herz und Mark erschütternder Schrei: »Mörder — Vater!« — gewaltsam — krampfhaft aus der gequälten Brust ... und Victorin brach zusammen ...«

Am glänzendsten aber zeigte sich Karoline Lindners schauspielerisches Talent in derber Komik. Da war sie einzig in ihrer Art, ihre Erfindungs- und Gestaltungskraft wahrhaft proteusartig. Nur bei männlichen Komikern habe ich etwas Aehnliches gesehn.

Ich erinnere nur an das kleine, wenig geistreiche Verkleidungsstück: »Die Proberollen«. Da metamorphosirte Karoline Lindner sich zuerst in eine echte Frankfurter Schacherjüdin, unnachahmlich mauschelnd im Dialekt der Frankfurter Judengasse — zum Lachen und zum Weinen, — dann trat sie in einer köstlichen Mischung von Kleinstädterei, Gänschen vom Lande und Roman-Empfindsamkeit als pretiöses Landfräulein auf, das auf die weltbedeutenden Bretter gehn will, — nach wenigen Minuten schon wieder als renommirender Kadett, der den flotten, schnarrenden Fähnrich herausbeißen möchte — und zuletzt als derbe, tüchtige, naive Bauernmagd, die das Herz und die Zunge auf dem rechten Fleck hat ... und immer waren es ganz verschiedene Menschen, lebensvoll und lebenswahr in jedem Blutstropfen, keine neuen Kleidergestalten.

Nur graziöse, vornehme Salondamen im Konversations-

stück und phantastische Bühnenerscheinungen, wie Preziosa, gelangen ihr weniger. Da war ihre derbe Körperlichkeit doch nicht wegzuleugnen.

... Noch viele, viele Jahre hat Karoline Lindner am Frankfurter Stadttheater geglänzt, zuletzt als komische Alte ... dann ist auch sie hinübergegangen in's Reich der Schatten. ...

* * *

Die Probe vom »Turnier zu Kronstein« benahm mir vollends alle Lust, bei der Königstädter Bühne zu bleiben. Je länger ich der tollen Wirthschaft zusah, um so froher war ich, den Rath des Freiherrn von Auffenberg befolgt und mir im Kontrakt ausbedungen zu haben: nach sechs Monaten und vorhergegangener dreimonatlicher Kündigung mein Engagement lösen zu können. Auch stand es mir ja frei, nach Karlsruhe ins frühere Engagement zurückzukehren.

Das ganze bunte, ordnungslose Treiben bei der neuen Königstädter Bühne erinnerte an Wilhelm Meisters Truppe, nur fehlte der — Meister! Zuletzt wurden auch die ernsten Künstler vom übermüthigen Zuversichts-Strudel mit fortgerissen — und à la grace de Dieu steuerten wir dem 4. August, dem Eröffnungstage, entgegen.

Wenn man von der unfertigen Bühne in den Zuschauerraum blickte, mußte man kopfschüttelnd fragen: Am 4. August soll dort Publikum sitzen? Die Sitze knarrten, die Oelfarbe klebte, Schutt, Steine, Holz bildeten ein Chaos, — und auf der Bühne war es lebensgefährlich! Als der »Wunderschrank« mit Beleuchtung probirt wurde, fielen zwei mächtige eiserne Rollen vom Theaterhimmel schmetternd zwischen uns nieder.

Sehr ergötzlich war es für mich immer, in den Generalproben dort unten im Parquet und in den Logen nicht nur die sechs börsekundigen Herren Direktoren, sondern auch noch etliche Dutzend anderer allmächtiger Aktionäre mit Weib und Kind

und Kegel als gebildetes kritisches Publikum sitzen und handtieren zu sehen — und auf jedem Millionen- oder Hunderttausend-Gesichte das strahlende Bewußtsein: Ihr Alle dort oben auf den Brettern seid uns unterthänig! Wir machen jetzt für Berlin die »Konst«, denn wir haben das nöthige große Geld dazu! — — »Ach! wir Armen!« — sagt Gretchen.

Aber je näher der Eröffnungstag heranrückte, desto bemerkbarer wurde ein erfreulicher Umschwung zum Bessern bei der Leitung und den Schauspielern. Das übermüthige Lachen und Renommiren verstummte. Mit Ernst und Eifer wurde studirt und probirt, bescheiden um Rath gefragt, und jede Eifersucht schien verschwunden. Herzlich reichten sich Alle die Hand zur gegenseitigen Unterstützung. Jeder fühlte, daß der erste Eindruck für das junge Institut entscheidend sein würde. Und als endlich an den Straßenecken zu lesen stand:

Heute, den 4. August 1824:
Eröffnung des Königstädter Theaters.
Prolog.

Der Freund in der Noth.	Lustspiel.
Die Ochsenmenuette.	Operette.

— da standen wir gerüstet zum Kampf da — zitternd vor Aufregung, aber doch in hoffnungsfroher, erhöhter Stimmung.

Im lieben Publikum hatten sich die jahrelange Erwartung zuletzt fieberhafte Spannung und der echt Berlinische Enthusiasmus für das neue »Volkstheater« in den letzten Tagen, wo es sich um ein Billet zur Eröffnung des »Königstädter Theaters« handelte, zu einem förmlichen Königstädter Theater-Delirium ausgebildet. Da hieß es nicht mehr: »Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage!« — sondern Billet oder kein Billet!

Und welchem guten alten Berliner geht nicht noch heute das Herz so frühlingsfrisch und fröhlich und — doch wieder so jugendsehnsüchtig-wehmüthig auf bei dem Namen: »Königstädter Theater« — oder wenn er bei dem mächtigen alten,

längst zur Wohnungskaserne umgewandelten Hause auf dem Alexanderplatze vorübergeht und daran denkt, wie er vor einem halben Jahrhundert im apfelgrünen Frack, drunter das junge theaterschwärmende Herz, am Arm die holde Julie mit den langen, braunen Seidenlocken und dem blauseidenen Spencer und dem gelben Strohhut à la Galathea — an einem heißen Augusttage vier Stunden lang vor dem Theatereingange von glühenden Menschenwogen hin- und hergeschoben wurde ... und wie endlich die Pforten sich öffneten und der Strom stöhnend — kämpfend — dampfend sich hineinzwängte ... und wie er doch zuletzt glücklich auf seinem Parterreplatze anlangte, wenn auch mit dem Opfer des einen apfelgrünen Frackschoßes und der Hälfte der künstlichen Locken und des einen blauen Atlaßschuhes der holden Julie ... und wie sie beide doch so unendlich glücklich waren, der Eröffnung des neuen Königstädter Theaters beiwohnen zu dürfen ... Ja, Theaterdirektor Goethe hätte hier seine Freude haben können, zu sehn wie das gute liebe theaterenthusiastische Berlin:

Bei hellem Tage schon vor Vieren
Mit Stößen sich bis an die Kasse ficht,
Und wie in Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren
Um ein Billet sich fast die Hälse bricht ...

Seit zwei Uhr wogte bereits die Menschenmasse auf dem Alexanderplatze und kaum vermochten wir Schauspieler uns durchzudrängen. Ich hatte zu Hause meine Toilette vollendet, fuhr im geschlossenen Wagen über den Platz, und die tausend neugierigen Augen vermehrten meine Angst. Mein Herz bebte stärker, als in Karlsruhe vor dem ersten entscheidenden Auftreten. Zum ersten Mal sollte ich vor dem kunstsinnigen, aber auch streng richtenden Publikum Berlins erscheinen ... und in dem ganzen großen Berlin verschwanden die wenigen mir freundlich Gesinnten in der Masse.

Mir war die undankbarste und schwerste Aufgabe zugefallen, — selbst für erfahrene Künstler eine schwierige: den

Prolog zu sprechen. Ein schönes sinniges Gedicht, das sich weit über die Dutzendwaare der sonst üblichen Prologe erhob. Aber wunderbar! so viel Mühe ich mir auch gab: nie habe ich den Namen des Dichters erfahren. Es wurde das größte Geheimniß daraus gemacht. Nur die Vermuthung habe ich: der schöne geistreiche Däne, Dr. Christian Birch, der spätere wenig glückliche Gatte von Charlotte Birch-Pfeiffer, der damals in unseren Proben als eine Art poetischer Beirath der vielköpfigen Direktion agirte, sei der Verfasser.

Auf der Bühne reichten wir uns stumm die Hand. Das Herz war uns zu voll, um reden zu können. Die elf Damen waren weiß, höchst elegant gekleidet, mit Blumen in den Haaren, die vierzehn Herren im schwarzen Gesellschaftsanzuge.

Die hohen Herrschaften waren bis auf den König erschienen.

Ein recht hübsch erdachter, närrischer Vorprolog sollte das Publikum überraschen.

Das Zeichen zum Beginn der Ouverture wurde gegeben — der Kapellmeister Henning erhob seinen Taktstock . . . aber kein Laut ertönte, dafür aber hinter dem Vorhange ein unruhiges Hin- und Herlaufen, Poltern, Schelten, Zanken, als ob auf der Bühne noch der Thurmbau von Babel probirt werde . . .

Plötzlich schrie eine Stimme vom Olymp herab: »Na, Ihr Komödianten, wird's bald los gehn? Es ist die höchste Zeit und umsonst haben wir unser Geld nicht bezahlt. Fangt Ihr da unten nicht bald an, so fangen wir hier oben recht ernsthaft an — mit Händen und Füßen . . .«

Da wurde polternd bei niedergelassenem Vorhange von der Bühne ein Mann vor die Lampen gestoßen. Er geberdete sich gar kläglich, rang die Hände und hub weinerlich an: »Ach, meine Verehrtesten, ist das hier ein Jammer, eine Noth! Daß Sie's nur wissen: ich bin der Schauspieler Schmelka, so eben erst aus Breslau angekommen und sonst von Haus aus ein

lustiges Haus. Und nun muß mir das passiren, daß ich hier in diese tolle Komödiantenwirthschaft hineinfalle. Nichts ist in Ordnung, Niemand ist an seinem Platz — Musici — Schauspieler — sogar Regisseur und Souffleur fehlen ... Wer soll da Musik machen und vor Ihnen Komödie spielen und — ohne Souffleur, wissen Sie, haben selbst die besten Komödianten ja nun einmal kein Gedächtniß ...«

In seiner närrischen Verzweiflung ergriff Schmelka endlich die Klingel neben dem Souffleurkasten und klingelte aus Leibeskräften. Der Vorhang hob sich — und von der Bühne rannten in ihren Arbeitskostümen Coulissenschieber, Maschinisten, Lampenputzer in höchster Verwirrung nach allen Seiten auseinander ...

Eine neue Figur trat auf, scheltend über den heillosen Spektakel ... Aber mit dem Jubelruf: »Ei, Freund Nagel — Gott sei Dank, jetzt haben wir doch wenigstens unsern Regisseur hier, nun werden wir auch bald in Ordnung kommen!« — schloß Schmelka den Kollegen in die Arme.

Beide schimpften nun vereint auf den Dichter, der den Prolog noch nicht gebracht habe — worauf der knirpsige Vaudeville-Dichter Louis Angely athemlos und in pustender Wichtigkeit angerannt kam und erklärte: er sei bei aller andern Arbeit mit dem Prolog nicht fertig geworden ...

Regisseur Nagel: »Und doch habe ich den Prolog vor vollen acht Monaten bei Ihnen bestellt! Unerhört! Der Prolog steht auf dem Zettel — und wir haben keinen. Wir sind blamirt!«

Angely (ironisch): »Pah! als ob wir den werthen Berlinern sonst nichts annoncirt hätten! Was Alles hat unsere kluge Direktion auf ihrem ellenlangen Programm außerdem noch versprochen! Sie will eine Muster-Volksbühne schaffen und Stücke geben von Goethe bis Kotzebue, von Moreto bis

Bäuerle, ja sogar bis zu dem kleinen Louis Angely herab« — (rasender Jubel im ganzen Hause) — »natürlich, daß man bei so glänzenden Versprechungen in acht Monaten keinen Prolog für den Eröffnungstag fertig machen kann!«

Nagel: »Und wir haben auch feierlich versprochen, daß — wie drüben am Gensdarmenmarkt so oft — eingetretene Hindernisse bei uns nie eintreten sollen — und wir fangen mit einem solchen eingetretenen Hindernisse — d. h. ohne Prolog an . . .«

Schmelka: »Ja, und haben die Herren nicht auch versprochen: daß nur deutsche Stücke über diese echte deutsche Volksbühne schreiten sollen — und heut schon steht die »Ochsenmenuette« auf dem Zettel, die doch wahrhaftig aus dem Französischen stammt . . .«

Angely: »Und ich habe alle Taschen voll französischer Melodramen, von mir fein säuberlich fürs Berliner Gruseln bearbeitet . . .«

Schmelka: »Aber, ums Himmelswillen, meine Herren, was soll denn aus dem heutigen Abend werden? Zu solcher Blamage bin ich wahrhaftig nicht aus Breslau hergekommen . . .«

Nagel: »Ha! ha! ha! Na hören Sie, Schmelka, man nich weinen! — sagt der Berliner. Der Angely und ich haben uns nur einen kleinen Jux mit Ihnen gemacht. Ob wir Königstädter für den heutigen Tag gerüstet sind, soll jetzt mein Regisseurglöcklein erproben . . .«

Das Publikum, das Anfangs gar nicht recht wußte, was es aus der Geschichte machen sollte, ging bald lustig auf den Scherz ein, lachte, applaudirte . . . bis auf Nagels Klingeln sich die graue Hintergardine hob und in einer Säulenhalle im Halbkreise aufgestellt sämmtliche Mitglieder sichtbar wurden.

Nagel stellte die Kollegen in warmen Worten dem Publikum vor.

Jetzt mußte ich vortreten — ach! mit welchem Herzklopfen. Nach den drei üblichen, nicht leichten Verbeugungen, begann ich erst leise — bebend — dann muthiger:

Sie haben mich erwählt, das Wort des Grußes
An Euch zu richten, aber schüchtern nur
Vermag die Fremde vor Euch hinzutreten,
Denn eine neue, unbekannte Welt
Dringt rings mit ihren Strahlen auf sie ein.
Da wird der Blick verwirrt, es klopft das Herz,
Und blöde weiß die Lippe nur zu stammeln.
Wie reizend hat sich Alles hier gestaltet,
Den ganzen Bau erfüllt der Gäste Zahl,
Und herrlich prangt das kunstgeschmückte Haus ...

— — bis ich unter hellem Jubel begeistert schloß:

»Es lebe Friedrich Wilhelm der Gerechte!«

Das Orchester intonirte und das ganze Haus sang brausend mit:

»Heil Dir im Siegerkranz.«

Jetzt wurde ich vorgerufen — dann Nagel, Schmelka, Angely — und zuletzt: Alle!

Es folgte Beethovens große Festsymphonie.

In Bäuerle's »Freund in der Noth« glänzten Spitzeder als weichmüthig schwacher Alter, die blühende schwarzaugige Auguste Sutorius als naive Schöne — vor Allen aber Schmelka als urkomischer Pastetenbäcker.

Noch größeren Jubel erregte die »Ochsenmenuette«, nach »le menuet du boeuf« bearbeitet und von Seyfried mit Haydn'schen Melodien versehn — mit ihrem aufgeputzten Ochsen und dem Mu — uh! Mu — uh! der Bratschen und Bässe und Hörner in allen Tonarten. Spitzeder war aber auch — in Dialekt, Spiel und Gesang — der unwiderstehlichste ungarische Ochsenhändler, der zu Haydn kommt, bei ihm eine Menuette

für die Hochzeit seiner Tochter bestellt und mit einem fetten Ochsen honorirt . . .

Die Berliner wurden nicht müde, Spitzeder immer wieder herauszurufen und schon am ersten Abend zu ihrem Liebling zu proklamiren. Ich gratulirte ihm herzlich zu diesem Erfolg und schloß scherzend: »Nun, sind Sie jetzt beruhigt, daß Ihr Schifflein glücklich landen wird?« — Da lachte er so lieb und entgegnete: »Ich freue mich hauptsächlich wegen meinem Weiberl, nun wird's sie schon heiterer werden!«

Meine Stimmung schildert am frischesten ein alter Brief der jungen glücklichen Lina an Bruder Louis:

. . . »So wäre denn mein so sehr gefürchtetes erstes Debüt in und an der Königstadt glücklich überstanden — aber halb todt haben die Mutter und ich uns vor den scharfen Berliner Zungen und Federn geängstet.

Zu Mittag vermochten wir wie in Karlsruhe nichts zu essen; Kaffee mußte den Nerven aufhelfen. Als ich schon um zwei Uhr unter unserm Fenster die Menschenmasse gleich dem Wogen des Meeres sich über den weiten Theaterplatz bewegen sah — schwanden mir beinahe die Sinne, die Hände zitterten beim Frisiren, und die Mutter sah mit Entsetzen, wie ich mich gar nicht zu fassen vermochte.

Wir hatten das Glückskleid der guten alten Fratel gewählt, — in dem ich dem bewußten Museumsball beiwohnte und zum ersten Mal in der gesprengten adeligen Française tanzte. Du erinnerst Dich doch: rosa Gaze Iris mit Silberstreifen und Blumen — echte Pariser — rosa Hyazinthen mit weißen Rosen. Perlen als Schmuck, aber unechte. Ich sah wirklich hübsch aus, und der Fächer war meine Rettung für die unbeschäftigten Hände, da Gesten bei Prologen nur spärlich angebracht werden dürfen. Die vorgeschriebenen drei Verbeugungen sollen gut ausgefallen sein, und — gegen den Schluß des Prologs war die Angst überwunden. — Drei Abende wurde die gleiche Vorstellung sammt Prolog gegeben und stets lohnte

mir donnernder Applaus. Sogar der gute König, der am zweiten Abende zugegen und sehr vergnügt war, applaudirte freundlich und nickte mir dabei so recht väterlich zu.

Beifolgende Rezensionen werden Dir zeigen, daß mein banges Herzklopfen und alle Angst reichlich belohnt wurden. Da kannst Du gedruckt sehen, daß ich eine schöne Gestalt und ein seelenvolles Gesicht habe. — Was meinst Du? hat die »Großnase« und »kleine Komödiantin« aus Bruchsal sich nicht hübsch herausgemustert? Die Mutter hat sich von der Gemüthsbewegung noch nicht erholt, und überläßt das Erzählen Deiner Lina, — mit ihrem dritten Titel auch »Plaudertasche« genannt. . . .

Sämmtliche Kollegen sind sehr vergnügt über den Erfolg, die Aktionäre strahlen förmlich in stolzer Genugthuung — als ob sie die Lorbern gepflückt hätten. Der König soll sich gegen unsern Syndikus Kunowsky sehr gnädig geäußert haben — und wir Alle haben nur eine Bekümmerniß: daß — der gute Kunowsky vor Seligkeit überschnappt!

Es gefällt uns täglich mehr in der schönen Residenz, bei den gastfreien, zuvorkommenden Berlinern, und ich werde recht verwöhnt . . .«

Ueber den Prolog und seine Sprecherin schrieb Ludwig Robert an das Stuttgarter »Morgenblatt:«

»Dieses sinnige und sehr liebliche Gedicht wurde von Mlle. Bauer, einer jungen anmuthigen Blondine, mit natürlichem Anstand und einer Wohlredenheit gesprochen, die, wenn sie auch nicht vollendet war, doch den Beweis einer vortrefflichen Schule lieferte.«

In der »Spenerschen Zeitung« heißt es:

»Die neue Bühne erhielt ihre eigentliche Weihe durch den Prolog, den Mlle. Karoline Bauer im Namen des übrigen hinter ihr versammelten Personals sprach. Wenn schon das

erste Erscheinen dieser hoffnungsvollen jungen Künstlerin, der Liebreiz, der jede ihrer Bewegungen überstrahlte, ihre schöne jugendliche Gestalt und ihr seelenvolles Gesicht einen Jeden einnahm, so gewann ihr die Rede Aller Herzen. — Der Ausdruck war hinreißend, jedes Wort kam aus der Seele und jede Modulation ihres wohltönenden zarten Organs traf die Seele. Rauschender Beifall ward der jungen Künstlerin zu Theil und jubelnd stimmte das ganze Haus in den dreimaligen Tusch und das »Heil Dir im Siegerkranz« ein . . .

Wer war glücklicher als die junge Lina!

---

2. Heiße Bretter.

»Die Berliner Bretter sind die heißesten von allen!«

Iffland.

Die Königstadt an der Spree und die »Königstadt« am Alexanderplatz blühten und glühten, blitzelten und witzelten noch lange in gegenseitigem Entzücken, jede mit der Namensschwester höchlich zufrieden. Die schönen heiteren Räume des Theaters waren allabendlich überfüllt vom dankbarsten, beifallfröhlichsten Publikum. Theils zog die Neugier. Der Berliner muß Alles sehn und gesehn haben: um darüber sprechen, sich enthusiasmiren, harmlos witzeln oder auch spotten zu können. Auch ist jeder Berliner, jede »Bollen-« Apfel- und Fischfrau vom Gensdarmenmarkt, jede Nähmamsell und Ladenjungfer, jeder Weißbierphilister, Droschkenkutscher, Eckensteher, Schusterjunge ein gebornes zungenfertiges kritisches Genie. Das steckt nun mal im spreewassergemischten Berliner Blute. Daher war es unbedingt nöthig, daß jeder und jede Spreewassergetaufte und -Getränkte das Königstädter Theater besucht und jede neue Vorstellung und jedes neue Mitglied gesehn haben mußte Zur Berliner Kritik gehört aber ebenso unbedingt: — der Vergleich! Hier also der Vergleich mit den Hofbühnen.

Womöglich noch mächtiger aber lockte die Berliner in die Königstadt der neue Reiz, das stolze Bewußtsein: Bis jetzt bist Du in den Theatern des Königs für Dein eigenes gutes schweres

Geld zu Gast gewesen — — heute hast Du Dein eigenes — und noch dazu das allervortrefflichste Volkstheater, in dem Du regierender Herr und dabei fein bürgerlich behaglich zu Hause bist! Hier gelten die alten Ifflandschen Theatergesetze für das Publikum nicht, die in allen Korridoren der beiden Hoftheater aufgehängt sind und uns sogar verbieten wollen, einen garstigen Schauspieler, eine mißliebige Schauspielerin auszupfeifen und auszutrommeln! — Es war eine Lust, den alten Berliner von anno 24 zu sehn und zu hören, wenn er mit rosig strahlendem wichtigsten Gesicht und stolz gekräuselten Lippen sagte: Unsere »Königstadt« — unser Volkstheater — unser Spitzeder — unser Schmelka — unser Käthchen Eunicke — unsere beiden Sutorius — unsere Karoline Bauer ... ja, nun können unsere vornehmen Hofbühnen nur einpacken!« — Unnachahmlich klang das!

Es war wie ein Rausch von Maienduft und Waldmeisterbowle über die Berliner gekommen.

So war die »Königstadt« allabendlich überfüllt und die beiden Hoftheater blieben leer.

Und doch konnte sich das junge Kunstinstitut am Alexanderplatz im Großen und Ganzen nicht entfernt mit den alten wohleingespielten und reichdotirten königlichen Bühnen messen, auf denen Ifflands Geist und Schule fortlebten und ein wahrhaft kunstsinniger, thätiger und gewissenhafter Intendant, wie Graf Brühl, fortbaute. Dazu fehlten uns ein Ludwig Devrient, ein Wolff, Lemm, Beschort, Rebenstein, eine Amalie Wolff, Fleck-Schröck, Stich — ein langjähriges Ensemble — vollste Repertoirfreiheit und eine opferfreudigste königliche — Zuschußkasse!

Die einzelnen Kräfte der Königstadt vertrugen schon eher einen Vergleich mit den Nebenbuhlern jenseits der Spree.

Einen Baßbuffo wie Joseph Spitzeder suchte man im königlichen Opernhause vergeblich. Seine Stimme war klangvoll, markig, geschmeidig, sein Vortrag unwiderstehlich hinreißend und sein Spiel — sein entzückendes, einziges Spiel die all-

abendliche immer neue und immer wahre harmonische Verkörperung eines echten selbstschaffenden Genies.

Von der Primadonna, Henriette Spitzeder, sagte eine Kritik galant: »Sie hat Höhe und Geläufigkeit, und was ihr an Kraft der Stimme abgeht, ersetzt ihr Gatte, so daß wir das nicht scheiden wollen, was der Himmel zusammengefügt hat!«

Auch der unschöne, schmächtige Schmelka mit den breiten schwarzen Augenbrauen war ein geborenes komisches Genie. Man sah und fühlte noch mehr seinen hochergötzlichen Figuren an, daß sie nicht Geschöpfe kühl klügelnder, mühsamer Berechnung im stillen Stübchen, sondern junge Kinder der schnell schaffenden warmen Inspiration und soeben erst auf der Bühne geboren waren. Solch ein Genie braucht zur Inspiration Lampenduft und Lampenlicht, Schminke, buntbeklecksste Coulissen — und sich gegenüber ein hundertäugig blitzendes Publikum, das von ihm elektrisirt und fortgerissen wird zum Mitleben, Mitspielen, zum Lachen und Weinen, zur Lust und zum Weh, zum Wohlwollen oder Zorn. Diesen echten schauspielerischen Genie's fehlt oft für den kaltblütigen Kritiker das schöne Maß — aber sie sind dafür auch jeden Abend auf den Brettern immer neu, immer frisch, immer lebensvoll und lebenswarm. Solch ein Genie in seiner höchsten Vollendung werden wir später in Ludwig Devrient wiederfinden.

In seiner Jugend hatte Schmelka in Wien den Komiker Hasenhut als »Taddädl« gesehn und bewundert. Das gab seinem Bretterleben die Richtung. Er glänzte in Wien und Prag durch seine tollsten lustigsten Improvisationen. In übersprudelnder Schöpferlaune wußte er aus Nichts — Etwas zu machen. Wenn er plötzlich an einer Prosceniumssäule wie ein Affe in die Höhe kletterte und mit den Logeninhabern über irgend eine brennende Tagesfrage die närrischste Stegreifsunterhaltung anknüpfte, so schrieen die Wiener und Prager

vor Lachen. Das Spiel seiner Glieder, Mienen und seiner mächtigen buschigen Augenbrauen dabei war überaus beweglich; dazu kontrastirte in komischster Weise der trockne Ton seines Humors.

Zu seinen Glanzrollen in jenen verwehten Glanztagen gehörten der Rummelpuff in der »Falschen Primadonna«, wo Schmelka die Catalani parodirte, — und der Krispin in den »Schwestern in Prag«, wo er in blitzender Bedienten-Livree zu tanzen anfing und dabei die Hände bewegte, als ob er zur Musik die Becken schlug — oder wenn er plötzlich ein Handtuch ergriff und den Shawltanz ausführte. Schmelka war der verzogene Liebling der Wiener und Prager.

Dann, als der sterbende Iffland zu seinem Ersatz noch selber Ludwig Devrient nach Berlin gerufen hatte, wurde Schmelka in Breslau engagirt, um den großen Ludwig wenigstens in seinen komischen Rollen zu ersetzen — und jetzt war er auf besondern Wunsch des Königs, dessen eigene trockene Weise an des Komikers trocknem Humor den größten Geschmack fand, »Königstädter« geworden.

Aber die Blütezeit Schmelka's war schon vorüber, der »junge« Schmelka der Wiener war mit den Jahren alt und im Leben der finsterste Hypochonder geworden. Häusliche Sorgen drückten ihn nieder und für die Wiener Possen, die für sein spezielles Talent reichlich gegeben wurden, fehlte ihm das lebhafte, dankbare, inspirirende Wiener Publikum. Für mich hatte die forcirte Komik des alten Mannes oft etwas Dämonisch-Tragisches. Man sah es ihm an, er fühlte sich in Berlin nicht heimisch, nicht behaglich. Machte er in den Proben oder im alltäglichen Leben einen Scherz, so hatte er stets ein Gesicht, als ob er beißen wolle. Er war der vortrefflichste Wirth in »Minna von Barnhelm«. Er spielte die Rolle ohne Maske und bot so die treuste Verkörperung jenes scharfgezeichneten Lustspielcharakters. Ich habe jenen Lessingschen Wirth und den

Kollegen Schmelka in der Erinnerung nie von einander zu trennen vermocht.

Den größten Schmerz bereiteten dem armen Schmelka die Berliner, als sie seinen geliebten und hochverehrten Meister, den uralten Hasenhut, als Lorenz im »Hausgesinde« gastirend — auspfiffen. Da saß Taddädls Jünger, der alte Schmelka im Parterre . . . und weinte bitterlich.

Louis Angely hatte eine dürftige verkümmerte Figur und ein Naturell, wie ein echter schnodderiger Berliner Straßenjunge — dazu ein Gesicht, das im Verhältniß zu seinen 36 Jahren greisenhaft aussah. Wenn er sprach — und er sprach als geborner Franzose und getaufter Berliner, gleich Ludwig Devrient der französischen Kolonie entsprossen, sehr viel und sehr eifrig — so mußte ich immer an ein malträtirtes Reibeisen denken. Gar ergötzlich — wenn auch gegen des kleinen Louis Willen — war sein perennirendes Wuthschnauben im alltäglichen Leben und auf der Bühne. Mit einem Wort: er war eine echte kleine Berliner Kratzbürste. Seine winzige Persönlichkeit eignete sich nur für wenige Rollen. In diesen aber wirkte oft grade seine Erscheinung allein höchst drastisch. Als schauspielerisches Talent war Louis Angely nicht sehr bedeutend. Er debütirte mit Glück in der Verkleidungsrolle »Der Schauspieler«, während ich die unglückselige Liebhaberin spielte, die in vollster Passivität all' diese läppischen Verkleidungen über sich ergehn lassen mußte. Eine wahrhaft erstaunliche und für das junge Kunstinstitut höchst ersprießliche Thätigkeit aber entwickelte er als Regisseur und Bearbeiter von französischen Vaudeville's und Melodramen. Der kleine Mann war der eigentliche Nährvater unseres schwächlichen hungrigen Repertoirs. Seine »Sieben Mädchen in Uniform« und sein »Fest der Handwerker« — ein Lieblingsstück Friedrich Wilhelms III. — haben den kleinen Louis nun schon volle vierzig Jahre überlebt.

Der junge Rösike war, gleich Schmelka, ein urkomischer Komiker. Er sah aus wie ein verhungertes sächsisches Schul-

meisterlein und machte stets die possirlichsten verwunderten Augen. So taucht er jetzt vor mir auf als überaus ergötzlicher Geck in »Kunst und Natur!«

Nagel war ein vortrefflicher vielseitig gebildeter Schauspieler und Regisseur, der jeder Hofbühne zur Zierde hätte gereichen können. Im Repertoir der Königstadt aber war er eigentlich nicht recht an seinem Platz.

Und dann die »Mesdemoiselles!« Da hatte der sanguinische Kunowsky wirklich Recht. Mit dieser Fülle von frischblühender talentvoller Jugend konnte sich die matronenhafte Hofbühne nicht entfernt messen.

Käthchen Eunicke war eine lieblich heitere Erscheinung und anmuthige Sängerin in der Operette und im Singspiel, eine würdige Tochter der vortrefflichen Therese Eunicke, die in ihrer Jugend als Gesang-Soubrette geglänzt hatte und jetzt als Matrone noch immer eine frohmüthige, liebenswürdige »Alte« an der königlichen Bühne war.

Mlle. Weidner, meine erste Bekannte in und an der Königstadt hätte ich wohl in bairischer Hochgebirgstracht sehen mögen. Frisch, kernig, vollblühend, lebensfröhlich war sie das Bild einer echten Münchenerin. Wenn ich den bekannten Kupferstich sah: zwei bairische Prachtmädel mit blitzenden Augen und lachenden Zähnen sitzen bei Rettig und schäumendem Bier! — mußte ich immer an die gute Kollegin Weidner denken. Mit ihrer frischen schmetternden Stimme und ihrem fröhlichen Spiel gefiel sie gleich sehr in der Operette, wie im Lustspiel. Sie heirathete den Bassisten Reichel, ging mit ihm nach Hamburg und verließ bald ganz die Bühne.

Auguste Sutorius war eine brillante Soubrette mit schönen schwarzen Augen und glänzte in den tollen Wiener Lokalpossen neben Schmelka durch ihr frisches, derbes, aber dabei decentes Spiel. Auch im Lustspiel wirkte sie sehr glücklich, besonders als Polixena in »Kunst und Natur«, während ich neben ihr die undankbare Rolle der Gräfin spielen mußte . . .

Nach zehn Jahren traf ich sie als Frau Theodor Döring in Mannheim wieder. Als Gast hätte ich nun gern die reizende Polixena gespielt. Aber Frau Döring wollte die Gräfin nicht übernehmen. So mußte ich auf diese Rolle verzichten.

Karoline Sutorius übertraf ihre Schwester wohl noch an blühender Schönheit, stand ihr aber an schauspielerischem Talent nach. Ich fand sie später als Gattin des begabten Heldenspielers Baison in Hamburg engagirt.

Auch die Schwestern Herold waren schöne liebenswürdige Bühnen-Erscheinungen; besonders Marie zeigte ein vielversprechendes Talent für das tragische Fach. Ihre seelenvolle melodische Stimme durchklingt mich noch heute — so wehmüthig. Unter wie anderen Verhältnissen mußte ich der holden Kollegin nach Jahren wieder begegnen!

Für mich aber sollten die anfangs so reich mit Rosen bestreuten Bretter der Königstadt bald zu den rothglühendsten werden, die ich jemals betreten habe.

Die Freude über den Erfolg meines ersten Auftretens in Berlin war von gar kurzer Dauer. Während dreier Wochen wurden nur Stücke gegeben, in denen ich Nebenrollen zu spielen hatte. Wenn ich den Regisseuren vorstellte, wie wenig sie die Bedingungen meines Kontrakts erfüllten, — hieß es: »Nur Geduld; gehen Sie als Jüngste mit gutem Beispiel voran, bereitwillig zum Wohl des Ganzen mitzuwirken. »Der Wunderschrank« und Ihre Glanzrolle darin werden Wunder wirken!« — Kunowsky ging verlegen jeder Erörterung aus dem Wege. Es war eine recht unerquickliche Epoche, und ich wollte schon kündigen. Wie oft habe ich der Mutter und mir Hebels Haberchörnli vorgesagt:

»Isch denn d' Sunne gstorbe, seit es, aß sie nit cho will?
Oder förcht sie au, es frier' sie? Wär i doch bliebe,
Won i gsi bi, still und chlei im mehlige Chörnli,
Und deheim im Bode und in der füechtige Wärmi.«

. . . Da stand eines Morgens in der »Spener'schen Zeitung«: »Die erste Stelle unter dem weiblichen Personal des Königstädter Theaters gebührt unbedingt Mlle. Karoline Bauer, einem liebenswürdigen jungen Mädchen, das, erst sechzehn Jahre alt, dennoch schon Bedeutendes leistet und zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Mlle. Bauer verbindet mit einem sehr einnehmenden Aeußern ein liebliches Organ und eine höchst glückliche Originalität, die sie immer aus ihrem reichen Innern schöpfen, nie als Kopie erscheinen läßt. Ihr Fach scheint das Naive im höheren Lustspiel und Drama, doch auch im Tragischen verspricht sie Bedeutendes zu leisten. Leider sahen wir sie noch zu wenig . . .« Eine sehr schmeichelhafte Kritik meiner kleinen, bescheidenen Rollen folgte.

Mit dieser Rezension des damals mächtigsten Berliner Kritikers, Friedrich-Schulz, bewaffnet kam ich zur Probe, und bat die Herren Regisseure, das Urtheil zu lesen! — Sie stellten sich an, als hätten sie es nicht anders erwartet.

Holbein's »Wunderschrank« gab meiner Stellung eine andere Wendung! Ich spielte in dem hübschen Lustspiel mit Nagel, der Weidner, dem zweiten jugendlichen Liebhaber Weber, einem Schüler, ja einer Kopie des Wiener Korn, und hatte das Glück, in der dankbaren Rolle der Mathilde ganz außerordentlich zu gefallen. Beifall, volle Häuser, neue Rollen entschädigten mich für die erste trübe Zeit.

Das von Angely bearbeitete Melodrama »Die Waise aus Genf« erregte Furore. Ich alterirte anfangs in der Rolle der Therese mit Karoline Sutorius, aber Publikum und Kritik sorgten dafür, daß die Therese mir bald allein blieb. Als Genfer Waise pflückte ich auch mein erstes Gedicht aus den Berliner Zeitungen. Wie glücklich machte es mich damals! Und mit welchem Lächeln blicke ich heut auf diese löschpapierne Reimerei nieder. In alter Dankbarkeit für das gewiß sehr jugendliche Poetenherz, dem dies bescheidene Blümlein entsprossen, den wohl längst für immer verstummten Sänger und die junge Lina-

Therese gleich hoch beglückend — und als ein Zeichen jener anspruchlosen Tage klebe ich die verblichene gereimte Huldigung hier in mein Manuskript:

Therese, die Waise aus Genf!

An Karoline Bauer.

»Dem Verdienste seine Kronen!«

Verwaist im Leben,
Und freudenlos,
Will Ruh' ihr geben
Selbst nicht der Schooß
Der reinen Liebe;
Die Bosheit lacht
Der Unschuldstriebe:
Doch droben wacht
Ein Gott, als Retter
In Drang und Noth,
Wenn düstres Wetter
Der Unschuld droht.
So fand nach Leiden,
Trotz Lasters Hohn,
In Liebesfreuden
Sie ihren Lohn. —

Du ließ'st uns schauen,
Wie Wahrheit siegt,
Wie Gottvertrauen
Auch niemals trügt;
So sahn wir glänzen
Dich hoch an Kunst,
Dein Haupt bekränzen
Der Musen Gunst:
Dir strahlet mächtig
Des Genius Licht,
Wenn schnöd' und nächtig
Der Neid auch sticht!
So herrlich milde
Laß oft noch schön
Im Kunstgebilde
Dich Holde sehn. —

L.

Auch das Melodrama »Die diebische Elster« entzückte die Berliner. Ich spielte gerührt und rührend die junge Liebhaberin, die für ihren Vater in den Tod geht, mit durchschlagendem Erfolge.

In der zweiaktigen Berliner Lokalposse von Julius v. Voß: »Der Schwabe in Berlin« sollte ich Gelegenheit haben, mich auch in einer derberen Rolle zu zeigen. Das Stück, im Berliner Dialekt geschrieben und reich an kernigen, lebenswahren Stadtfiguren, machte das größte Glück.

Der ganze Hof war zugegen, der König im Kreise aller seiner schönen blühenden Kinder: Kronprinz Friedrich Wilhelm und Kronprinzessin Elisabeth, Großfürstin Alexandra mit ihrem

Gemal, dem Großfürsten Nicolaus, Prinzessin Louise mit ihrem Verlobten, dem Prinzen Friedrich der Niederlande, Erbgroßherzogin Alexandrine von Schwerin mit Gemal, die Prinzen Wilhelm, Karl und Albrecht . . . So bot die Königliche Loge das wunderschöne Bild eines glücklichen Familienlebens. Der gute König war sehr heiter und die strahlend schöne Großfürstin Alexandra lachte und applaudirte vor allen andern Hoheiten mit den Berlinern in die Wette.

Als »Schwabe in Berlin« war Louis Angely ganz in seinem Element. Er gab sich selbst: den berlinisirten Sprößling der französischen Kolonie, der als wandernder Uhrmachergesell die Welt durchzog, lange in Schwaben lebte und bei der Heimkehr es durch eine Heirath zu einem echten behäbigen, etwas verweichlichten, dummpfiffigen Berliner Gastwirth gebracht hat, der bald im echten Berliner Jargon, bald im besten Kolonie-Französisch spricht. Seine resolute Frau ist gestorben, der Schwächling im Schlafpelz wird von dem ganzen Personal seines Hôtels beherrscht. Die alte böse Wirthschafterin, Kellner, Kutscher, Hausknecht, Köchin, Küchenmädchen, Kellnerin tyranniſiren ihn nach Kräften, und um den Alten ganz zu beherrschen, möchten sie ihn theils selber heirathen, theils nach ihrer Wahl verheirathen. Der Witwer hat sich in die Kellnerin — mich — verliebt und bietet mir Hand und Hôtel an. Nach manchem Kampf bleibe ich aber meinem jungen Geliebten treu, den ich während meines Dienstes in Schwaben kennen gelernt habe und der jetzt zum Glück nach Berlin kommt und von dem Wirth als Sohn er- und anerkannt wird — so daß sich Alles in Liebe und Wohlgefallen auflöst. . . . In meiner Glanzscene und in meiner Kellnerin-Eitelkeit hatte ich die vornehme geputzte Dame zu karrikiren . . .

Ueber meine Rolle und mein Spiel referirte Ludwig Robert am 14. September an das »Morgenblatt«:

»Mlle. Bauer hatte eine der schwierigsten Aufgaben zu lösen: ein ehrliches und frivoles, derbes und leichtsinniges,

albernes und sinniges Dienstmädchen. Es giebt keine ordinäre und gemeine Lebensmaxime, die sie nicht mit rascher Gelehrigkeit in sich aufgenommen hätte; so oft es aber zum Handeln kommt, wirft ihr besseres Naturell dieselben immer wieder aus sich heraus, und man sieht, daß ihr Inneres, ohne daß sie es selbst wußte, gar nicht davon berührt war. Zu einem solchen Charakter nämlich steigerte — (die Franzosen nennen das: créer un role!) — Mlle. Bauer diese Rolle, die wenigstens wir jahrelang schwarz auf weiß hätten sehen können, ohne nur im Entferntesten zu ahnen, was der Verfasser damit wolle und meine. Ebenso hätten wir sie von anerkannt guten Schauspielerinnen — (exempla sunt odiosa!) — schlecht dargestellt sehen können, und wir hätten, diese Gestalt für ein Unding haltend, dem Dichter und nicht der Darstellerin die Schuld beigemessen. Mlle. Bauer aber erhob diese Rolle zu einem lebenden, aus der Welt gegriffenen Wesen, welches sie natürlich und mit Grazie darstellte. Erstudirt hatte sie diese Kunst sicherlich nicht, sonst hätte sie eines der bekanntesten Professorstückchen gemacht, von denen man atomistische Rechenschaft geben kann; so aber gab sie uns ein Meisterstück, weil sie den Meister in sich, — die Natur, ohne sie zu stören, walten, wirken und schaffen ließ. Wir rechnen ihr grade diese Rolle außerordentlich hoch an und sagen es laut und öffentlich, weil das Publikum die Schwierigkeit der gelösten Aufgabe nicht ermißt, sondern nur halbbewußt das Vergnügen einschlürft, welches ihm die junge Künstlerin in so reichem Maße darbot ...«

Nur als kleines Mädchen hatte ich Ludwig Robert neben seiner wunderschönen Frau und Rahel von Varnhagen in Karlsruhe auf der Promenade gesehn. In Berlin war ich dem Dichter noch nie begegnet — und erst nach seiner Abreise erfuhr ich von Rahel: wer mich im »Morgenblatt« so hübsch kritisirte.

Ich war selig über den plötzlichen günstigen Umschwung in meiner Stellung an der »Königstadt« und die täglich wachsende Gunst des Publikums und der Kritik. Auch in den klug

berechnenden Soll- und Haben-Augen der Herren Direktions-Bankiers und der glücklichen Aktionäre war ich schnell um etliche Hundert Prozente gestiegen; sie rieben sich die Hände über das gute Geschäft und sprudelten förmlich über in Lobeserhebungen, Schmeicheleien, Dank und goldnen — Versprechungen. Der gute wirblige Kunowsky zerging im träumebauenden Geschäftigkeitsfieber schier in Glückseligkeits-Atome; er küßte mir nach jedem Kassenabschluß zärtlich die kassenmagnetischen »Feenhände« und vergoß reichliche Freuden- und Rührungsthränen.

Voll Eifer und mit Herzenslust spielte ich wohl vier- bis fünfmal wöchentlich, unser bescheidenes Repertoir immer wieder von vorn durch: — im »Wunderschrank« und »Schauspieler«, — in »Liebe kann Alles« und in den »Sängerinnen«, mit meiner französischen Pensions-Deklamation aus »Phèdre«, — in der »Genfer Waise« und »Diebischen Elster«, — in »Kunst und Natur« und in dem glücklichen »Schwaben in Berlin« ... Der neue Wirkungskreis wurde mir lieb und nur kleine Wolken verdüsterten vorübergehend meinen Bühnenhimmel. Die anfangs so heißen Bretter hatten sich freundlich abgekühlt, ehe sie mich ernstlich brannten ...

Da hieß es plötzlich: Karoline Müller*) ist angekommen ... der Liebling der Grazer, die hochberühmte Künstlerin will am Königstädter Theater als Franziska in »Minna von Barnhelm« debütiren. ...

Mir recht, — dachte ich, — chacun à son tour! Sie ist älter, geschickter, spielt schon viele Jahre ... Ich bin nur froh, daß mir die redselige Minna nicht zuertheilt wurde.

Als ich mich mit diesen philosophischen Tröstungen so recht beruhigt hatte, ließen sich melden: — Kunowsky, Biedenfeld, Angely und Bankier Fränckel.

---

*) Später beim Burgtheater in Wien viele Jahre hindurch gern gesehen im Fach der Koketten und scharf gezeichneten Lustspiel-Rollen.

Ganz erstaunt fragte ich die Herren: welches Glück mir die Ehre des Besuches der halben Direktion verschaffe? . . .

Nach und nach kam die verlegene Bitte ziemlich kleinlaut zum Vorschein: Ich möchte die Minna in drei Tagen einstudiren, denn in fünf Tagen sei das Lustspiel der königlichen Bühne verfallen, die es seltsamer Weise seit zwei Jahren nicht gespielt habe, aber eifrig einstudire. Es müsse daher am vierten Abende aufgeführt werden, wenn wir es für unser Repertoir erjagen wollten und . . . die Franziska sei der Triumph der Müller. . . .

Sprachlos starrte ich die naiven, unbegreiflich aufrichtigen Herren an. . . . Erst nach einer Pause konnte ich erwidern: »Und da muthen Sie mir zu, meine Herren, ich soll mich blamiren — ich soll die Minna in drei Tagen auswendig lernen — um der neu Angekommenen zum Siege zu verhelfen?! — Wie viel Bogen hat die Plaudertasche zu sprechen?«

»Einundzwanzig!« sagte Angely leise.

»Dann ist es ja von vornherein unmöglich!« rief ich entsetzt, — »kaum die Worte vermöchte ich in's Gedächtniß zu drängen — aber den Geist der Rolle — die schwere Darstellung — die Nüancen . . . nein! nein! ich kann Ihre Bitte nicht erfüllen — acht Tage wenigstens sind gesetzlich für das Einstudiren einer so großen und schweren Rolle . . .«

»Dann ist das Stück verfallen!« schrie Kunowsky verzweiflungsvoll. »Ein immenser Schaden für unser junges Institut — die Tragweite gar nicht zu berechnen. . . . Werthes Fräulein — bitte! — willigen Sie ein!« — so drang es nun wahrhaft Schwindel erregend von allen Seiten auf mich ein . . .

Als ich in meiner Verwirrung nichts mehr erwiderte, legte Biedenfeld die Rolle auf den Tisch . . . und fort waren die Herren.

Was sollte ich thun? Die gute milde Mutter redete mir begütigend zu, packte mich bei meiner Gutmüthigkeit und bei meinem Ehrgeiz, weinte zwischendurch ein Paar mitleidige

Thränlein mit mir — — und bald steckte ich schweren Herzens tief in der schweren Arbeit . . .

Ein Brief aus jenen Tagen an meinen Bruder Louis berichtet das Resultat meiner Opferbereitwilligkeit am treusten:

. . . »Ich muß Dir mittheilen, daß ich höchst wahrscheinlich bald von der neuen Bühne scheiden und Engagement bei dem königlichen Theater nehmen werde. Denke nur: in drei Tagen habe ich Minna von Barnhelm auswendig gelernt, um mich gefällig zu erweisen. Wie habe ich studirt! Ich mußte die Nächte zu Hülfe nehmen, denn eine solche Plaudertasche par excellence war mir noch nicht vorgekommen. Die Worte hatte ich endlich inne, aber von Einsicht, von Auffassung, von Nüancirung konnte keine Rede sein, — ich sprach tollkühn drauf los, wie im Fieber — und wurde dennoch zugleich mit der Franziska am Schluß gerufen; auch ist mir so oft wie der Müller applaudirt.

Während der Probe gefiel sie mir ungemein. Sie spielte gewandt, pikant, bewegte sich gar zierlich, und die Aussprache i statt ü — der wenig klangvolle Ton der Stimme störte als Franziska nicht. Karoline Müller scheint hoch in den Zwanzigen zu sein, ist mehr hübsch als schön, hat braune, beim Lampenlicht funkelnde Augen, schelmisches, anziehendes Lächeln, und verdient Künstlerin genannt zu werden. Du siehst: ich bin gerecht, — obgleich die Müller sich sehr spröde gegen mich benahm, und nach dem Schluß der Vorstellung sogar unartig — feindlich.

Als wir im Garderobezimmer die Schminke abwischten und uns einhüllten, um über den Platz nach Hause zu gehen, kam noch Kunowsky, uns Beiden seinen Dank zu Füßen zu legen. . . . Fräulein Müller — zog ihn in die Ecke und flüsterte, heftig gestikulirend, mit ihm . . . Ich konnte hören: »Ja, ja, Kabale war angezettelt worden — mein Name wurde am wenigsten gerufen!« . . . Er suchte sie zu beruhigen — aber vergebens! Ohne mir gute Nacht zu wünschen, stürzte sie fort.

Ich aber rief außer mir, Kunowsky festhaltend: »Ist das mein Dank? Ich opferte mich, der Direktion und Fräulein Müller zu Gefallen, und nun muß ich von Kabale hören — und ein unartiges Benehmen dulden ... Nein! Herr Justizrath, ich verlasse dies Institut am Ende meines Kontrakts, Mitte Dezember, — theilen Sie dies den Aktionären mit!« — ein Thränenstrom folgte und weinend verließ ich das Zimmer, Kunowsky wie erstarrt stehen lassend. — »Das sind heiße Bretter!« — klagte ich der betrübten Mutter — »o, wären wir doch in unserem schönen friedlichen Karlsruhe geblieben! ...«

Den folgenden Vormittag trat wie ein Friedensbote ein stattlicher Herr zu uns in's Zimmer — der Geheimerath v. Gräfe.

Mit größtem Interesse betrachtete ich »den ersten Augenarzt und Chirurgen seiner Zeit!« Und wie verehrte ich bald den feingebildeten, höflichen Mann! — Noch in den besten Jahren, mit intelligenten Zügen, klugen, freundlich blickenden Augen, die Haare von der hohen Stirn zurückgestrichen, sprach er so bezaubernd angenehm und mit herzlicher Anerkennung von meinen Bühnenleistungen ... und fragte dann im Namen seines Freundes, des Intendanten der königlichen Schauspiele, Grafen Brühl, vertraulich an: ob ich geneigt sei, zur königlichen Bühne überzusiedeln. ...

Ich sagte mit Freuden: ja! — und wie glücklich ich sein würde, mit einem Ludwig Devrient, Wolff und so vielen andern edlen Künstlern spielend, mich weiter bilden zu können ... Wir mußten dem liebenswürdigen Manne versprechen, zum Diner zu kommen, seine Frau hätte schon längst gewünscht, uns kennen zu lernen.

Die Wohnung des Geheimraths Gräfe solltest Du sehen! Da fühlt man sich erhoben durch die edelsten Kunstwerke. — Die weiten, hohen Zimmer bilden eine herrliche Gemäldegalerie — von oben bis unten ist kein Plätzchen frei. — Seine Gattin, sehr zart und vornehm aussehend, empfing uns äußerst lieb-

reich. . . . Nach und nach füllten sich die Räume mit den interessantesten Persönlichkeiten Berlins. Ein aristokratischer Ton herrschte vor, aber ohne Steifheit. Gräfe wurde von hülfesuchenden Kranken oft vom Tisch abgerufen — und stets ging er bereitwillig, ohne das geringste Mißvergnügen zu zeigen. So soll er auch die Kranken seines Klinikums äußerst sanft behandeln.

Mein Tischnachbar war Herr v. Bredow, alter Freund des Hauses und glühender Patriot. Er erzählte mir charmante Anekdoten vom Könige. So auch diese:

»Finden Sie folgenden Zug seines Charakters nicht rührend — edel? Ein höherer Offizier, wegen politischer Vergehen zur Festungsstrafe verurtheilt, wendete sich an des Königs Gnade — um Hülfe für seine Familie zu erflehen. Die königlichen Räthe nannten das Gesuch unverschämt. Friedrich Wilhelm der Gute aber sagte nach einer Pause: »Der Mann ist so unglücklich und um so beklagenswerther, weil durch eigene Schuld. Seiner Familie — muß geholfen werden!« und reichliche Unterstützung wurde ihr zu Theil.«

. . . Ich bat noch den guten alten Zelter, dessen musikalisches Genie und gesunde Energie aus einem simplen Berliner Maurermeister einen unserer beliebtesten und originellsten Liederkomponisten, allverehrten Direktor der Singakademie und herzlichen Freund Goethe's machte und den ich bei seiner Tochter, unserer liebenswürdigen Hausgenossin, der Doktorin Rintel kennen lernte und liebgewann, um seinen Rath, ob ich zur königlichen Bühne übergehen solle. . . .

»Unbedingt!« — entgegnete er rasch. Was helfen momentane Erfolge, wenn Sie den Launen von unkünstlerisch denkenden Privatunternehmern unterworfen sind? Das Wohlwollen solcher Herren richtet sich nach vollen Häusern und Applaus und ist unzuverlässig. Nur im Kreise bewährter Künstler, unter den Augen eines für wahre Kunst glühenden Intendanten vermag ein junges Talent sich heranzubilden!«

Ich bin also entschlossen, Graf Brühl's Bedingungen zu acceptiren. In vierzehn Tagen wird Alles entschieden sein.

Den 15. Oktober spiele ich die Gräfin Elsbeth im »Turnier zu Kronstein« und erscheine im letzten Akte auf einem stattlichen Schimmel. Aber sei ruhig, der gute Rosinante wird schwerlich mit mir über die Lampen setzen, denn er ist lammfromm und wie alle Theaterschimmel — stockblind . . .«

— Nun, meine Minna von Barnhelm kann doch wohl nicht ganz so schlecht gewesen sein, wie ich sie mir heute ausmale, wenn ich an das tollkühne Einstudiren Hals über Kopf und meine jungen Jahre für eine so lebens- und liebesichere Minna zurückdenke. Das »Morgenblatt« — die einzige Quelle, die mir in meiner Weltabgeschiedenheit augenblicklich zugänglich ist — berichtet am 28. September 1824:

»Drei Mal nach einander und bei gedrängt vollem Hause ist Lessings National-Lustspiel aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges und in jenen Zeiten geschrieben, auf unserer städtischen Bühne dargestellt worden und hat, wie immer, wenn dies gediegene Werk eine Zeit lang geruht, den lebhaftesten Antheil, den freudigsten Beifall erregt. Unser großes (königliches) Theater scheint diesen praktischen Unterricht benutzt zu haben: es gibt auch, wenigstens Potsdams Einwohnern, eine Vorstellung von »Minna von Barnhelm« . . . Möchte doch das ein Anreiz für so manche berühmte und unberühmte Gastspielerin sein, die immer wieder als kartoffelkochende Naturkinder (Suschen!) debütiren, oder uns das Allerwelts-Kunststück der »Talentprobe« vormachen, die gar keine Probe des Talents ist. Warum ist weder Mad. Neumann, noch Mlle. Lindner während ihrer vielfältigen Kunstreisen als Franziska aufgetreten? — Was die Darstellung der »Minna von Barnhelm« betrifft, so nennen die Enthusiasten sie eine meisterhafte; wir, den Werth der Worte beachtend, nennen sie eine gelungene. Mlle. Bauer als Minna spielte mit einer hinreißenden Lebendigkeit, die nur aus echter Liebe zur Kunst hervorquillt; setzt man nun noch

hinzu, daß ihre Schönheit Alles, was ihr nahe kam, überglänzte, so ist das hinlänglich genug für eine junge Schauspielerin, die sich in der ersten Epoche ihrer künstlerischen Ausbildung befindet. Mlle. Müller, die in der Rolle der Franziska debütirte, ist recht hübsch, im Zimmer vielleicht schön, allein sie hat nicht jenen Schmelz, nicht das Feuer, und obgleich schön gewachsen und nicht klein, dennoch nicht jene Gestalt, die von der Bühne aus mächtig wirken. Ihre Stimme ist durchaus nicht störend, aber nicht so klangreich, wie die der Mlle. Bauer. Die Rolle, die sie zu ihrem Debüt gewählt hat, bezeichnet eine löbliche Tendenz und gibt uns die tröstliche Vermuthung, daß sie einem bestimmten Fache sich widmet. Hr. Nagel führte am Schlusse beide Damen hervor, ob Beide gerufen wurden, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen. — Hr. Schmelka als Wirth hat, wie immer, Lachen erregt, aber einige Mal geschah dies durch Gestikulationen und Grimassen, die als Fabrikarbeit der Possenreißerei in das Lessingsche Lustspiel eingeschmuggelte Contrebande waren. Der Vorsatz und Anfang waren gut, auch half er sich, wenn ihn die Gewohnheit zu Boden ziehen wollte, immer wieder auf, in welchem Bestreben ihm seine Kleidung zu Statten kam, die aber eigentlich vornehmer war, als sie es sein sollte. — Hr. Nagel spielte den Wachtmeister in der herkömmlichen Manier und in dieser gut. — Hr. Meyer ist zu jung für den Major und hat weder die Kunst des Schminkens, noch das altpreußische Kostüm benutzt, um diesen Uebelstand zu beseitigen; im Gegentheil, er war vom Fuß bis zum ungepuderten und rundgeschornen Kopfe eine Modemilitärperson. So lange er in der Defensive blieb, war er nicht übel, sobald er aber offensiv verfuhr, merkte man seinen Kampf mit der Unsicherheit. Nun, es wird schon werden! — Hr. Angely als Riccaut de la Marliniere war brav; er ist es immer, wenn er nicht — zu brav sein will; zu brav sind nur die Renommisten, c'est à dire: im Anfang!«

Schnell war mein Zerwürfniß mit der »Königstadt« in

ganz Berlin bekannt und — o Wunder! o Zeichen der Zeit! — zur brennenden Tagesfrage geworden. Die große kluge Residenzstadt beschäftigte sich nur noch mit dem Abgang oder Nichtabgang eines jungen unbedeutenden Mädchens von einem Theater zweiten Ranges. Alle Zeitungen, alle Salons, alle Café's und Bierstuben besprachen dies »Ereigniß«. Selbst der geistreiche Ludwig Robert hielt es für wichtig genug, darüber eine ganze lange Korrespondenz an das »Morgenblatt« nach dem in jenen Pferde-Posttagen drei- oder vierfach fernen Stuttgart zu schreiben. Er berichtet am 18. Oktober 1824:

»Königstädter Theater. Wir müssen dieser Bühne, — die Noth that! — zu ihrem fortschreitenden Gedeihen Glück wünschen und wir können dies im Namen Vieler, Vieler thun, da der gerechte und lebendige Antheil, den diese Kunstanstalt erweckt, täglich allgemeiner wird. So hat die Nachricht, die sich heute in der Stadt verbreitet, überall die lebhafteste Freude erregt; man will nämlich die angenehme Gewißheit haben, daß Mlle. Bauer bei dem Königstädter Theater bleiben wird. — Sie ist den Berlinern während der kurzen Zeit ihres hiesigen Aufenthaltes nicht nur ob ihrer Schönheit und dem Wohllaut ihres Sprachorgans, sondern mehr noch wegen ihrer sonstigen vorzüglichen Anlagen zur dramatischen Kunst und wegen des Fleißes, mit welchem sie solche auszubilden strebt, sehr lieb geworden. — Seit jener Zeit, als Mlle. Düring (jetzige Mad. Stich) zuerst die Bretter betrat, sahen wir hier keine junge Schauspielerin, die zu größeren Erwartungen berechtigt hätte, als Mlle. Bauer. Und sollen wir die ersten Eindrücke dieser beiden Erscheinungen, besonders was das Aeußere betrifft, gegeneinander stellen, so müssen wir von Mlle. Düring sagen, daß sie eine Gestalt und eine Haltung auf die Bühne brachte, die eigends für die Tragödie geschaffen und bestimmt schien. So wie ein hochemporgeschossener Halm, den das Gewicht der eigenen Schwere überschweben läßt, so neigte sich der schöngeformte Kopf und Hals über die hohe jugendliche Gestalt. Es

beugt der Schmerz so grazienhaft nur großartige, wir möchten sagen, olympische Gestalten, und ein so schön und frühgebeugtes Haupt läßt schon das spätere Schicksal Phädra's und Iphigenia's ahnen. Dabei die dunkle Glut des Feuerauges, der helle Perlenschmuck des Mundes und die Vollgewalt der Stimme, — wahrlich man kann von der Natur nicht reicher ausgestattet sein zum Dienste Melpomene's. — Das städtische Theater besitzt nun an Mlle. Bauer ein ebenso köstlich ausgestattetes Talent; nur daß diese uns an der Hand Thalia's erscheint. Ein Schwarm von Amoretten umflattert das goldgelockte Köpfchen und verscheucht den tragischen Ernst von der ebenfalls bedeutenden Gestalt. Aus dem lieblich blauen Auge spricht Lust und Scherz, wohl gar etwas Schalkheit; der Schmelz des blendend weißen Teint gibt dem schönen Angesicht einen strahlenden Glanz und in des Mundes Lächeln, das uns den Reiz der schönstgeformten Zähne blicken läßt, erkennen wir die Tochter Thalia's. Dies sind wohl deutliche Winke der Natur für Beruf und Fach, doch wie im Leben selbst, so werden sie auch auf der Bühne selten beachtet. Der Geist will sich nicht in Fesseln schlagen lassen und hätte darin recht, wenn er nur nicht der Einbildung erlaubte, über eine vernünftige Beschränkung hinaus maßlos zu sein. Doch sind wir weit entfernt, Mlle. Bauer ausschließlich auf das Lustspiel beschränken zu wollen — (obgleich dies ihr von der Natur angewiesenes Fach ist und obgleich sie neuerlich im »Schwaben in Berlin« am Meisten ergötzlich, am Meisten Meisterin war!) — denn es gibt ernstere Gattungen, die an die Tragödie nur grenzen, und unsere junge Künstlerin hat sich bereits als Hauptperson in der »Waise aus Genf« und in der »Diebischen Elster« und im »Turnier von Kronstein« mit Glück versucht; ja sie entwickelte in der letzteren Rolle ein sehr mannigfaltiges Kunstvermögen. Dennoch sind wir um so unbesorgter, sie in allen möglichen und unmöglichen Fächern sich versuchen zu sehen, als glücklicher Weise bei dem städtischen Theater ihr aufkeimendes Talent nicht zu befürchten hat, in

der Sturmnacht einer antiken Tragödie rasch entblättert zu werden oder wohl gar in dem langweiligen Schicksalssumpfe der allermodernsten Trauerpossen unter Jamben und Trochäen und Reimen und Assonanzen langsam zu vergehen ... Ihr auch also ist Glück zu wünschen, daß sie das städtische Theater nicht verläßt, wo sie sich zu einem bestimmten Fache auszubilden vermag und unter verständiger Leitung (?) und bei fortgesetzter Liebe zur Kunst gewiß die Erwartungen rechtfertigen, ja übertreffen wird, die man so allgemein von ihr hegt ...«

Und noch war dieser wohlmeinende Brief durch Herrn von Naglers glorreiche Schnellpost nicht in die Hände der Frau Therese Huber, Redakteurin des Stuttgarter »Morgenblattes« befördert, — da mußte ich schon an meinen Bruder schreiben:

»21. Oktober 1824.

Louis, was habe ich erlebt — und was werden wir noch erleben! — »Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren!« — möchte ich mit der Gräfin Orsina ausrufen.

Das Turnier nebst dem Festspiel ging am Geburtstage des Kronprinzen glänzend von statten. Lies selber! Die Mutter hat die Rezensionen mit himmelblauer Seide zusammengenäht und sah dabei wie verklärt aus. Auch Gedichte aus beiden Zeitungen!

Dem Fräulein Bauer.

Der Dichtung glänzend wunderbar Gebiet
Ist gleich dem reichen Blumenfeld zu schauen,
Der Mime wandelt auf den heiter'n Auen,
Und bricht die Blume die zur Zier ihm blüht.

So hast auch Du in kurz gemess'ner Zeit,
Die Blüthen Dir vereint zum frischen Kranze;
Sie schmücken Dich in ihrem ew'gen Glanze,
Zum Ideale holder Lieblichkeit.

Und winken aus dem duft'gen Blüten-Rund,
Uns Elsbeth in der Rose Zauber-Prangen,

Therese uns in zarter Lilie Wangen,
Gibt stilles Veilchen uns Annette kund,
So lebest Du mit reiner Augen Licht,
In unsern Herzen als Vergiß mein nicht.

* *

* * *

Sonett
an Fräulein Karoline Bauer, als Elsbeth.

Wem, Zauberin, entnahmst Du die Gewalt,
Mit Liebesbanden alle zu umstricken,
Wer lehrte Dich, mit jenen Himmelsblicken
Uns fesseln stets in jeglicher Gestalt?

Bezaubernd schon, wenn Du uns stolz und kalt
Als Herrscherin gebietest, füllt uns mit Entzücken
Dein holdes Lächeln. Alle zu beglücken
Gab Dir ein Gott solch himmlische Gewalt.

Sei stolz, wir schmiegen gern uns Deinem Willen,
Verschwende, wir sind reich, wenn Du uns bleibst,
Sei kindisch, es entzückt uns, was Du treibst.

Doch soll Bewunderung uns ganz erfüllen,
So gib Dich selbst, gib aus dem innern Leben
Das holde Wesen, das Dir Gott gegeben.

Eugen.

* * *

Herrn Nagel als Friedrich, und dem Fräulein Bauer als Elisabeth, in dem Festspiel am 15. Oktober.

Den Künstlern Dank, die aus der Vorzeit Tagen,
Uns solch ein kräftig Heldenbild,
Uns solche Fürstin lieb und mild,
Mit schöpferischem Geiste vorgetragen.

Als Euch wir sah'n, Dich Friedrich, Dich Elisen,
Da schlug das Herz uns hoch empor,
Und unsre Stimme rief im Chor,
»Der Hohenzollern Haus sei hoch gepriesen!«

—i.

* * *

»(*) Freitag den 15. und Sonnabend den 16. Oktbr. Das Turnier zu Kronstein. — Es ist hier weder der Ort, noch unsere Absicht, eine vollständige Kritik des Stücks und der Vorstellung zu geben, wir wollen nur Einzelnes herausheben, einige allgemeine Bemerkungen daran anschließen, und wünschen dadurch das Publikum auf ein Stück aufmerksam zu machen, dessen Darstellung dem neuen Theater zur Ehre gereicht.

Das Stück ist Theaterstück (sensu stricto) und wenn man ihm gleich vorwerfen kann, daß es nicht genau im Charakter der Zeit gehalten, und viele Unwahrscheinlichkeiten mit eingeflochten sind, so weiß es sich doch Interesse zu erhalten; die Rollen sind dankbar, und es fehlt nicht an theatralischen Effekten. Ein ganz besonderes Interesse flößt es aber dadurch ein, daß es der Mlle. Bauer Gelegenheit gibt, die reiche Vielseitigkeit ihres Talents im schönsten Lichte zu zeigen, so daß diese beiden Vorstellungen recht eigentlich ein Triumph für sie wurden, wie sie denn auch beim letzten Erscheinen vom dankbaren Publikum jedesmal jubelnd empfangen ward. Es möchte schwer sein, zu entscheiden, ob ein Dichter eine Rolle so aus der Seele eines Künstlers heraus, oder in sie hineinschreiben könnte, daß sie sich mit dessen Individualität gewissermaßen amalgamirte; gewiß ist es aber, daß unmöglich ein Charakter richtiger erfaßt, feiner dargestellt, und bis in die kleinsten Nüancirungen und Schattirungen treuer geschildert werden kann, als die Elsbeth von Mlle. Karoline Bauer. Die edle, graziöse Haltung, und die seelenvolle Würde im zweiten Akt, bezauberte eben so sehr, wie später das schnelle Wechseln der Charaktere, das sie vortrefflich erfaßt hatte, und wiedergab, ohne sich dabei untreu zu werden; und die meisterhafte Darstellung des letzten Charakters gewann durch sie einen so wunderbaren Reiz, daß der laute Antheil des Publikums zum Enthusiasmus gesteigert ward. Sie wußte das Kindische so innig mit dem Kindlichen zu verbinden, und die abgeschmacktesten Sachen so graziös zu sagen, daß wir mit voller Ueber-

zeugung behaupten, es sei nicht möglich, dies je besser zu geben . . .«

Und dies hat der berühmte Kritiker der »Haude- und Spenerschen Zeitung« geschrieben, an dem Goethe in den Heften »Ueber Kunst und Alterthum 1823« lobt: »einen höchst produktiven und gebildeten Verstand und eine unbestechliche Gerechtigkeit, mit dem allerliebsten Humor ausgesprochen«. Erst auf dies Lob und den Goethe'schen Wunsch: der anonyme Kritikus möchte seine geistvollen Rezensionen gesammelt und besonders drucken lassen, nannte sich — Friedrich Schulz. In Berlin aber heißt er — nach Berliner Art und zum Unterschiede von den Tausend andern Berliner Feuer-, Wasser-, Taback-, Minister-, Professor-, Musik-, Poeten-, Thiergarten-, Charité- u. s. w. Schulze der »Komödien-« oder auch wegen des ewigen gelinden Sprühregens, den sein Sprechen um ihn verbreitet, der »Spuck-Schulz!«

Doch höre weiter von unseren Alterationen.

Zwei Tage nach dem »Turnier«, als ich eben die Kündigung absenden wollte, kam Kunowsky zu uns, außer sich vor Erregung. Er hätte vernommen, ich sei abtrünnig geworden! Das sei undankbar, schändlich! . . . Die Mutter erwiderte: »Meine Tochter hatte Sie ja bereits mündlich davon in Kenntniß gesetzt!« . . . »Das habe ich nicht für Ernst genommen!« entgegnete er. — »Weshalb nicht?« fiel ich ein. »Und in wie fern bin ich undankbar? Erst wurde ich von der Direktion zurückgesetzt, — bis das Publikum mir siegen half. Jetzt versucht Karoline Müller auch wieder, mich zurück zu drängen — nein! Lassen Sie mich in Frieden ziehen, lieber die Dritte bei der königlichen Bühne, als hier die Erste sein . . .« Kunowsky stürzte fort, um mit den Aktionären Rücksprache zu nehmen, — und nach einigen Stunden langte ein Brief der Direktoren an, mit dem Anerbieten »doppelter Gage« — also 1600 Thlr. — und allen möglichen Versprechungen.

Ich hatte bereits den Kontrakt der königlichen Intendanz

unterzeichnet — und wenn auch nicht, ich hätte mich nicht verlocken lassen, obgleich ich bei der königlichen Bühne nur 1000 Thlr. erhalte.

Nun folgten schreckliche Tage: alle Rollen wurden mir abgefordert, sogar die Elsbeth dem Fräulein Müller eingehändigt, und mir schriftlich erklärt: ich dürfe nicht mehr auftreten, die Gage würde bis Mitte Dezember, wo mein Kontrakt zu Ende geht, fortbezahlt . . . So glaubt man mich dem Publikum zu entfremden.

Sollen wir prozessiren? Vor Schluß des Prozesses dürfte ich doch nicht spielen. Alles hätte ich verschmerzt, nur die Elsbeth that mir leid und — ich bekam ordentlich Heimweh nach der Rolle und — — nach dem Schimmel! Du glaubst nicht, wie prächtig ich mich zu Pferde ausnahm, wie eine rechte Soldatentochter! Ich kam auf der Bühne auch glücklich vom Schimmel herab, ohne mich in die Schleppe zu verwickeln. — Denke nur: die sechs Herren Direktoren sollen an dem Tage, als Kunowsky sie von meinem Abgange in Kenntniß gesetzt hatte, gar nicht auf die Börse gegangen sein. Unerhört! — Es ist, als ob jetzt ohne mich das Institut gar nicht bestehen könnte. Erst unterschätzt man mich, jetzt werde ich überschätzt. Und die vielen Gratulations-, Kondolenz- und Neugierbesuche! Die Mutter wird sicher noch krank und ich habe verweinte Augen. Plötzlich bin ich berühmt geworden, in so kurzer Zeit: vom 4. August bis 21. Oktober! Aber es freut mich nicht, — ich bin tief betrübt.

Nun habe ich Muße bis zum 15. Dezember und kann mit Bethmann, der jetzt wieder hier ist und mich den ehemaligen Kollegen am Hoftheater vorstellen und empfehlen will, Besuche machen. Einladungen gibt's auch die Fülle und wir dürfen den Vorstellungen der königlichen Bühne beiwohnen; aber es ist eine traurige, unfreiwillige Muße . . . Ich hätte doch nie gedacht, daß die weltbedeutenden Bretter so rothglühend und furchtbar heiß werden könnten . . .

Dabei komme ich mir vor, wie unseres lieben Hebels »Schreinergesell«:

»Mi Hamberg hätti g'lernt so so, la la;
. . . . . .
Drum het mer d' Muetter mengmol prophezeit:
»Du chunnsch ke Meister über wit und breit!«
Z'letzt han i's selber glaubt, und denkt: Ischs so,
Wie wirds mer echterst in der Frembi go?

Wie ischs mer gange? Numme z' guet! I ha
In wenig Wuche siebe Meister gha.
O Muetterli, wie falsch hesch prophezeit!
Ich chömm kei Meister über, hesch mer gseit!«

Wie oft habe ich in diesen Tagen der Aufregung der Mutter und mir diesen Schreinergesellen hergesagt — unter Weinen und Lachen!« . . .

* * *

Zum Abschied von der alten, einst so heiß und stolz geliebten »Königstadt« noch ein kurzer Rückblick auf dies damals so hoffnungs- und verheißungsvolle »Volkstheater«.

Es experimentirte sich überraschend schnell zu Tode. Das Goethe'sche Wort: »Nur in der Beschränkung zeigt sich der Meister!« war für die dirigirenden Herren Theater-Matadore nicht geschrieben. Sie wurden bei allem guten Willen für das junge Institut zu echten spanischen Matadoren — Mactators — Todtschlägern ... Anstatt beide Augen fest und unbeirrt auf die eigene Bühne geheftet zu halten, liebevoll sorgend, pflegend, bessernd, — war das eine Auge immer lauernd auf den Gensdarmenmarkt, auf die Pläne und Erfolge des königlichen Schauspielhauses gerichtet — das andere gar auf die große prächtige Hofoper. Spielte die königliche Intendanz einen Trumpf aus — gleich warf die Königstädter Direktion womöglich zwei Trümpfe drauf ... und im blinden Eifer meistens fort. Das Rivalisiren führte zum unwürdigen Spioniren, der Wetteifer

zur genickbrecherischen steeplechase — auf Deutsch: Kirchthurmrennen. Jeden Tag tobte die wildeste Parforcejagd auf neue Stücke und Künstler, sie dem Grafen Brühl »vor der Nase wegzuschnappen«.

In der einen Hälfte des Monats stellten die königlichen Bühnen ihr neues Repertoir auf und überreichten es der bürgerlichen Schwester am Alexanderplatz — die andere Monatshälfte gehörte der »Königstadt«. Da wurden denn alle möglichen und unmöglichen neuen Stücke, oder ältere, welche die Hoftheater aus Unachtsamkeit hatten »verfallen« lassen, in die geduldige Repertoirliste geschrieben, auch wenn Niemand an eine Aufführung dachte, — nur um der Concurrentin den Bissen wegzufischen. Und mit welchen Pfiffen und Kniffen!

Ihren höchsten Trumpf spielte die Königstädter Direktion am 3. August, am Königsgeburtstag 1825 aus: — eine Opern-Gesellschaft mit der Primadonna Henriette Sontag! Ganz Berlin glühte von Stund' an im Sontags-Fieber! — Und doch war dieser glänzendste Erfolg, den vielleicht jemals eine Bühne durch eine einzelne Persönlichkeit erzielte, grade der Ruin der »Königstadt«. Ihre Bestimmung — ihr Beruf: für Berlin zum Volkstheater zu werden! — war vergessen, verächtlich bei Seite geschoben. Das rächte sich bitter. Selbst die brillantesten Kassenerfolge der Sontag deckten kaum die enormen Kosten der Oper . . . und als nach zwei Saisons die schöne Primadonna nach Paris davonflog, — kamen die Seufzer und die Thränen in der »Königstadt« hintennach. In stürmischer Sitzung brachen bei der Rechnungsablegung zwischen den Direktoren und Aktionären die handgreiflichsten Meinungsverschiedenheiten in der künstlerischen und besonders finanziellen Wirthschaft aus. Die sechs Börsen-Matadore nahmen tiefgekränkt ihre Demission und räumten die schöne Direktionsloge. In die zogen sogleich die neuen Direktoren ein: Zimmermeister, Maurermeister und andere ehrenwerthe Geschäftsleute, die — an das Theater noch bedeutende Forderungen hatten . . . und un-

aufhaltsam ging die einst so hoffnungstrahlende »Königstadt« ihrem Verhängniß entgegen.

Schon 1827 schrieb Ludwig Tieck, der das neue Berliner »Volkstheater« vor drei Jahren so freudig begrüßt hatte, über das »Königstädter Theater«: ... »Alles hat originell sein sollen, die Farce, das Grelle und das Gemeine hat den Sieg davon getragen, vor Allen aber die unglückselige Oper, die unser deutsches Schauspiel überall in den Grund gesegelt hat, und doch von diesem gehalten und genährt werden muß. So erzeugte sich ein Wettstreit, mehr der Eitelkeit, als des Theaters, zwischen beiden Bühnen, die beiden schaden mußte. Parteien, leerer unfruchtbarer Streit hat sich gebildet, statt Freude an der Bühne, Lust am Dargestellten zu erzeugen, und so hat die neue Anstalt mehr dazu gedient, die Verwirrung zu vermehren, als irgend etwas Löbliches hervorzubringen ...«

Und 1829 — nur fünf Jahre nach unserem jubelvollen Eröffnungsfest — erklärte die neue Direktion den — — Bankerott des »Königstädter Theaters« ...

Jetzt übernahm der Königliche Kommissionsrath Friedrich Cerf, Besitzer der Konzession und des Hauses, das »Königstädter Theater« für eigene Rechnung und unter eigener Direktion, — er, von dem die Berliner witzelten: er hielte seinem Sekretär die Ohren zu, wenn dieser ihm — der stets das Unglück hatte, seine Brille verlegt zu haben, sobald es etwas zu schreiben oder zu lesen gab — einen wichtigen und geheimnißvollen Geschäftsbrief vorlesen müsse.

— Und unter dieser »praktischen« Direktion, die stets auf die Schau- und Hör-Lust der Berliner spekulirte, soll die »Königstadt« gar keine schlechten — Geschäfte gemacht haben — — bis die Frühlingsstürme des Jahres 1848 das ganze alte theaterenthusiastische Berlin und das »Volkstheater« am Alexanderplatz über den Haufen fegten. Die Schüsse, die am 18. März aus dem »Königstädter Theater« auf die königlichen Soldaten fielen, trafen das einst so lebensfröhliche, stets treu königliche

Kunstinstitut tief in's Herz hinein — tödtlich! Alle Versuche, das »Königstädter Theater« später wieder zu eröffnen, scheiterten an dem strengen Verbot des Königs Friedrich Wilhelm IV. Jene Schüsse hatten ihm das Theater, das sein Vater einst so sehr geliebt hatte, für immer verleidet. Das schöne freundliche Haus, das in fröhlicheren Tagen von so viel Glanz wiederstrahlte, von so viel Jubel wiederhallte, wurde ein finsteres, dumpfes — Wollmagazin und noch später in eine Berliner Miethskaserne umgebaut ... Die Truppe der »Königstadt« suchte erst ein Asyl in einem Cirkus — dann in dem kleinen bretternen Liebhaber-Theater »Zur grünen Neune« — überall das Aushängeschild »Königstädter Theater« mit sich schleppend. Aber — ohne Glück, ohne Stern! Der Name hatte den Heimat-Zauber verloren. Selbst das prächtige »Victoria-Theater«, die Cerf'sche Erbtochter der »Königstadt«, hat die goldnen Glanztage der alten Mutter am Alexanderplatz nicht wieder zurück zu rufen vermocht ...

Und die werthen Kollegen und sonstigen Größen der alten »Königstadt?«

Alles todt — todt!

Der exaltirte, aber gute und liebenswürdige Kunowsky wurde ein Opfer der neuen »Dampfzeit«. Er kam durch die Eisenbahn um.

Der arme Baron Biedenfeld, nachdem er Stieftochter und Schwiegersohn in vollster Blüte ihres Lebens und ihrer Kunst begraben, bekam das für ihn so dornenreiche Theaterleben satt, ging nach der verwitweten Musenstadt Weimar und schrieb mit seinem einen Arm für die Verlagsbuchhandlung von Bernhard Voigt Buch auf Buch über — Rosenzucht und Gartenkultur. Noch Jahre lang sah man ihn allabendlich mit Johann Peter Eckermann im Weinstübchen der Frau Adelheid Werner sitzen und plaudern von der untergegangenen glorreichen Wunderzeit Goethe's und des deutschen Theaters ... Dann hat auch der Herbst sie —

die Zeugen eines leuchtenden Frühlings in Poesie und Kunst hinabgerauscht — ein Lebensblatt nach dem andern . . .

Henriette Spitzeder starb schon 1828. Vier Jahre später sank auch der fröhliche Joseph Spitzeder zu München in's Grab.

Der lustige Komiker Schmelka wurde immer lustscheuer, finsterer und bissiger . . . 1837 ist er gestorben.

Nachdem der kleine Louis Angely noch unzählige Melodramen von der Porte St. Martin und Vaudeville auf Vaudeville in's Berlinische übersetzt, wurde er — nach dem Vorbilde unseres »Schwaben in Berlin« — 1830 ein behäbiger, natürlich auch ziemlich kratzbürstiger Berliner Gastwirth, bis er schon nach fünf Jahren Augen und Gasthof für immer schloß.

Beide Komiker hatten noch den Schmerz, daß der junge Fritz Beckmann — der lange neben ihnen als verkanntes Genie spielte — sie in der Gunst der Berliner überflügelte. Als die »Königstadt« zusammenbrach, ging Fritz Beckmann an die Wiener Burg — und ist dort erst vor wenigen Jahren als erklärter Liebling der lachlustigen Wiener gestorben.

Die blühende frische Auguste Sutorius suchte nach ihrer Scheidung von Theodor Döring ihr Glück in Amerika und »soll« dort gestorben sein . . .

Wie viel Traurigkeit liegt in dem kleinen Wörtchen »soll!« Die Verschollenheit eines einst so jugend- und kunstfröhlichen, verheißungsvollen Menschenlebens!

Meine Nachfolgerin an der »Königstadt« wurde Julie Holzbecher, die Tochter eines alternden Schauspielers und Sängers der Hofbühnen. Ein liebliches und liebenswürdiges Mädchen, das — als Schülerin von Frau Stich — 1823 im Hoftheater als Betty in »Heinrichs V. Jugendjahren« von Duval debütirt, aber kein Engagement erzielt hatte. An der »Königstadt« gefiel sie in derbnaiven Rollen, wie Lenchen im »Fest der Handwerker«:

»Ein Töpken, ein Kännken, ein Tischken, ein Stuhl —
Ei, was braucht man da mehr noch um glücklich zu sein?!«

Im März 1830 wurde Julie Holzbecher — Frau von Holtei ... und nun begann für sie ein ruheloses, oft recht trauriges Wanderleben ...

Sie sind gewandert hin und her
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern ...

Ein Engagement am Darmstädter Hoftheater erwies sich bald als ein verfehltes. Der Wiedereintritt bei der »Königstädter Bühne« konnte nur durch Demüthigungen erkauft werden. Der wiederholte Versuch Karl von Holtei's, als Schauspieler zu reüssiren, schlug fehl ... Nach vielen Irrfahrten übernahm Holtei 1837 die Direktion des Rigaer Stadttheaters. Erst dort sollte Julie Ruhe finden — ewige! Im Januar 1839 betrat sie zum letzten Mal die Bühne, als Porzia im »Kaufmann von Venedig« mit der Anrede: »Auf mein Wort, Nerissa, meine kleine Person ist dieser großen Welt überdrüssig!« — Bald darauf starb sie nach der Geburt von Zwillingen. Unter welchen grausigen Körper- und Seelenschmerzen! — hat mir später August Kahlert in Breslau vertraut.

Noch ein melancholischer Schatten von der alten »Königstadt« tritt vor mein rückblickendes Auge!

Bei meinem Gastspiel in Dresden auf Engagement — Oktober 1834 — fand ich meine Königstädter Kollegin Anna Herold als Frau Mitterwurzer wieder. Als ich ihr meinen Besuch machte, trat mir ernst und feierlich eine Nonne in ihrer dunklen, groben Ordenstracht entgegen, mich lebhaft an die »Schwester Kapuzinerin« meiner Kindertage erinnernd ... Es war die einst so schöne gefeierte Marie Herold!

Als Schauspielerkind hatte sie von Jugend auf mit Mutter und Geschwistern in Dörfern und kleinen Städten Schlesiens Komödie gespielt. Ein unruhiges, freud- und heimatloses Wanderleben! Von Heinrich Bethmann nebst ihrer Schwester für die Königstadt entdeckt und engagirt, konnte sich bei dem beschränkten Repertoir der Bühne ihr großes tragisches Talent

nur langsam entwickeln. Erst in Wilibald Alexis Drama »Mitternacht« und in dem krassen Effektstück »Drei Tage aus dem Leben eines Spielers« brach sich ihre tragische Kraft, unterstützt von einer wunderbar ergreifenden klang- und seelenvollen Stimme, Bahn ... Schon proklamirte der Berliner Enthusiasmus Marie Herold als eine würdige Nachfolgerin der Stich in der Tragödie ... Da zerriß ein anfangs so berauschender Frühlingssturm ihr Herz und ihr Leben in jähen Zwiespalt! Sie, die strenge, schwärmerische Katholikin liebte einen jungen protestantischen Offizier, der in unklarem religiösen Mysticismus befangen war und bei der Geliebten als Bekehrer auftrat ... Und dabei Schauspielerin an einem oft recht frivolen »Volkstheater!« Diese wilden Herzens- und Seelenkämpfe zerstörten der Unglücklichen Gesundheit und Schönheit und einst so fröhliche Kunstblüte ... bis Marie 1833 vor der Welt und ihrer Lust und ihrem eigenen qual- und liebezerrissenen Herzen in dem Kloster St. Marienstern bei Bautzen in der sächsischen Oberlausitz Frieden suchte ... Möchte sie ihn gefunden haben!

Mir, der lebensfröhlichen Schauspielerin, sagte die Nonne Marie Herold bei jenem erschütternden Wiedersehn in Dresden — mit niedergeschlagenen Augen und einer dumpfen Grabesstimme: »Denken Sie stets daran, daß es Sünde ist, den Namen Gottes auf der Bühne auszusprechen!«

Ich habe Marie Herold nicht wiedergesehn, aber oft theilnahmvoll an die singende, betende Nonne in den stillen Kloster-räumen gedacht, deren einzige weltliche Freude es ist: aus erbetenen Läppchen Tuch und seidenen Bändern kleine Handarbeiten zu Geschenken für die Schwestern im Kloster und die wenigen Freunde dort draußen anzufertigen.

Vor mir liegt ein alter Brief von Marie Herold an ihre Schwester Anna Mitterwurzer, die nun auch im März d. J. an einer qualvollen Krankheit in Dresden gestorben ist. Er lautet:

»St. Marienstern, 18. Decbr. 1856.

Vielgeliebte Schwester!

Zum Weihnachtsfeste wünsche ich Dir große Freude und das liebe Jesulein in's Herz. Ebenso zum neuen Jahre Glück, Heil und Segen. Dank für alles Gute, so Du mir erzeigt. Nimm die beifolgende Kleinigkeit gütig an. Sei guten Muthes; auch in diesem neuen Jahre wird Dir Gott in Allem beistehn, Dich trösten, Dich erfreuen, denn der blos menschliche Trost hilft uns wenig. Pflege nur die gute Mutter recht treulich als ein gutes Kind. In ihren Briefen an mich erhalte ich immerwährende Beweise, wie sehr sie Dich liebt, wie besorgt sie um Dich ist.

Grüße Alle herzlich von mir. An Fräulein Heyse*) schicke ich ein Kreuzchen als Dank für die Läppchen. Wenn sie größer und schöner sind, ist es für meine Handarbeiten freilich noch besser, aber, ich bitte, nur neue Abfälle! Du schicktest mir ein Mal Bandstückchen; die waren sehr schön . . .

Jetzt lebe wohl! Habe Dank für die drei Thaler, die Dein liebevolles Herz mir gesendet.

Deine
Dich herzlich liebende Schwester
Maria Constantia Herold,
Professin.

N. S. Freundliche Grüße und Glückwünsche von Ihro Hochwürden und Gnaden und Jungfrau Priorin.

Gedenke meiner in Deinem frommen Gebete; ich habe gehört, Du wirst zu Weihnachten zur heiligen Kommunion gehen. Ich auch; dann gehen wir zusammen und das macht mir viel Freude.«

Für mich das rührendste Erinnerungsblatt an die alte verwehte Frühlingszeit und das alte verschollene Königstädter Theater.

*) Die langjährige liebenswürdige Garderobiere des Dresdener Hoftheaters.

Aber welche Kontraste!

Dort — einst — funkelnder Lichterglanz, rauschende Musik, lachender Jubel, blitzende Augen, hüpfende Herzen, strahlende Toiletten, schmeichelnde Huldigungen — um eine junge schöne gefeierte Schauspielerin . . .

Hier — jetzt — in stiller Klosterzelle, beim müden Lämpchen — eine einsame alte Nonne in grober dunkler Ordenstracht . . . Die blassen Finger, die noch soeben zum Ave Maria über die Kugeln des Rosenkranzes glitten, suchen in bunten Seidenläppchen — geschenkten Abfällen von glitzernden Theaterkostümen — um aus ihnen kleine Kissen und Decken, reich benäht mit Kreuzen und Herzen und Kelchen und Dornenkronen zusammen zu flicken . . . Wenn die leuchtende Seide unter den Fingern knistert und rauscht — — wie oft da wohl die Gedanken zurückgehen in die alte versunkene Glanzzeit am Königstädter Theater!

Welt und Menschenherz — ja, wie reich an Kontrasten! Am reichsten aber das Komödiantenleben! —

3. Rahel.

Die Welt ist reizend, viel zu lieben drin.
Sich damit begnügen ihr innerster Sinn.
Rahel.

»Ich bin der Menschenmagnet, mir fliegt das Pünktchen Mensch zu! Das ist auch meine Schönheit, mein Talent, mein Gesang, meine Gedichte, meine Grazie ꝛc. ꝛc. ꝛc., die ich nicht besitze . . . Großer Ersatz. Fühlte jeder seinen so wie ich!« — heißt es in einem von Rahel's Briefen.

Schon als Kind hatte ich winziges Pünktchen Mensch diesen wunderbaren Menschenmagnet empfunden.

Rahel von Varnhagen war 1816 mit ihrem Gatten nach Karlsruhe gekommen. Dieser, Karl August Varnhagen von Ense fungirte drei Jahre lang als preußischer Ministerresident an unserem Hofe. Und immer, wenn ich die kleine ältliche Frau mit dem gelblichen Teint, den scharfen jüdischen Zügen, den zerzausten kunstlos hängenden Locken, der schlotternden unschönen Kleidung und der vogelhaften Beweglichkeit auf der Straße oder abends im Theater sah, flog mein Auge zu ihr hinüber . . .

Und was an dieser unscheinbaren Fremden fesselte das schönheitsfrohe Auge des kleinen dummen Mädchens, das die hoheitsvolle Schönheit der Königin Friederike von Schweden und die noch bezaubernde Anmuth und Grazie der Großherzogin Stephanie, die leuchtende Jugendblüte von Amalie Neumann und die wehmüthige Holdseligkeit der geliebten Benda

täglich bewunderte und selber das wunderschönste Mütterchen hatte?

Rahel Varnhagen war so ganz anders, als die Karlsruher Damen; sie hatte in ihrer Erscheinung und in ihrem Wesen so etwas Besonderes, das mich frappirte, ohne daß ich mir in meiner kindlichen Einfalt es erklären konnte oder dies auch nur versuchte. Dann hörte ich in dem Tarokkränzchen der Mutter viel Rühmens von der Klugheit und Liebenswürdigkeit der geistreichen Frau von Varnhagen, die Männer und Frauen, Hoch und Niedrig, Alt und Jung gleich sehr bezauberte und sah sie mit unserer Großherzogin Stephanie und mit der Prinzessin Amalie so vertraut verkehren. Besonders bewundert wurde die anbetende Verehrung des noch jugendlichen Herrn von Varnhagen für seine vierzehn Jahre ältere, wenig schöne Gattin . . .

Auch meine alte Fratel war mit Frau von Varnhagen in Berührung gekommen und konnte nicht genug rühmen, wie leutselig und theilnahmvoll die Frau Ministerresidentin gegen die arme Trödlerjüdin gewesen sei. Sie hatte sie ihre »Religionsschwester« genannt und aus ihrem strengjüdischen Elternhause in Berlin erzählt und wie sie sich nur ihrem Gatten zu Liebe habe taufen lassen . . . »Allvater Jehovah, der Ewige, Unwandelbare — heißt jetzt bei mir: Gott, der ewige, unwandelbare Allvater!«

Das Alles beschäftigte meine dämmrigen, stets regen Kindergedanken. Und doch mischte sich in mein nie müdes Interesse für die fremde Dame eine seltsame Scheu, über die ich mir ebenso wenig Rechenschaft zu geben vermochte, wie über der kleinen Frau magnetische Anziehungskraft. War es die wundersame Taufe einer vierzigjährigen Braut mit rastlosem Augenglas und rebellischen Locken, deren Akt meine lebhafte Phantasie gleich im Bilde vor sich sah? War es das Unbegreifliche einer Ehe, in der die Frau wie die Mutter des Gatten erschien? Noch mehr aber war es sicher die so sehr gerühmte

Klugheit der Frau von Varnhagen, die mir so sehr imponirte, daß ich auf der Straße ihr immer scheu aus dem Wege ging und im Theater wie schuldbewußt schnell das Auge abwandte, wenn mich das blitzende Augenglas traf.

Aus und über mein liebes Karlsruhe schrieb Rahel im Juli 1816: »Karlsruhe ist ein schöner unbequemer Ort. Die Unbequemlichkeit liegt in der Prätension eines großen, ohne dessen Ressourcen zum Nutzen oder Vergnügen und in der Beschränktheit und dem Stagnirenden eines kleinen. Ist man hier geboren oder eingelebt, so mag's Einem auch hier gefallen: der Eindruck ist heiter, angenehm, Berlinisch; ja überraschend schön. Viel Wald, viel Sumpf, viel Mücken umher. Im Ort die schönste Bauart; schöne Gebäude, viel Grünes — verdure — und kein Logis: chambres garnies gar nicht. Wie konnte der Ort auch das wissen!« —

Schon nach drei Jahren — 1819 — wurde Herr von Varnhagen abberufen. Man sagte, er sei in den badischen Verfassungsstreitigkeiten seiner und der Karlsruher Regierung zu freisinnig aufgetreten und solle »zur Strafe« dafür nach Washington versetzt werden. Er lehnte aber ab, quittirte den Staatsdienst und ließ sich mit seiner Gattin, dem Titel und der Pension eines Legationsraths dauernd in Berlin nieder.

Hier sollte ich der gefeierten Rahel im Herbst 1824, bald nach meinem Abgange vom »Königstädter Theater« persönlich näher treten. Gleich bei meiner Ankunft in Berlin war mir von vielen wohlmeinenden Freunden gerathen worden: vor allen Dingen müsse ich der Frau von Varnhagen meinen Besuch machen. Sie sei eine große Freundin und Kennerin des Theaters und ihr Salon in allen Fragen der Kunst und Wissenschaft tonangebend. Alle Künstler beeilten sich daher, der Prophetin dieses geistreichsten der vielen ästhetischen Berliner Theetische sich zuerst zu Füßen zu legen und um ihre Protektion zu bitten. Ueberdies sei Rahels Bruder, Ludwig Robert, einer der geachtesten und einflußreichsten Theaterkritiker Berlins . . .

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Aber ich konnte meine alte kindische Scheu aus Karlsruhe vor der gelehrten, fremdartigen Frau nicht überwinden und schob den Besuch von Woche zu Woche hinaus. So war ich denn schon ein halbes Jahr in Berlin und hatte Rahel nur auf der Straße, im Thiergarten oder bei den so beliebten Konzerten im »Hofjäger« gesehn. Erst meiner liebenswürdigen Kollegin Auguste Brede vom Hoftheater in Stuttgart, die jetzt im Spätherbst in ihrer Vaterstadt Berlin und bei ihrer langjährigen Freundin Rahel zum Besuch anwesend war und auch die Mutter und mich freundlich aufgesucht hatte, sollte es gelingen, mich fast gewaltsam zu Rahel zu schleppen.

Auguste Brede war eine schöne wohlthuende Erscheinung, groß und stattlich, nur war — wie auch bei Esslair — das reizende Köpfchen fast zu klein und lieblich für die Heroinengestalt. Das brachte sie und ihre Kunst in immerwährende Konflikte mit dem Urtheil des Publikums. Gab sie in »Minna von Barnhelm« die Franziska, so sagte man: ein reizendes Kammerkätzchen — aber eigentlich müßte diese stattliche Dame die Minna spielen. Da würde sie erst recht an ihrem Platze sein! — Spielte sie nun die Minna — da hieß es sicher umgekehrt: Wie Schade! bei diesem gebornen Fränzchengesicht!

Selbst Ludwig Tieck wurde von diesem Dilemma beirrt. Er sah Auguste Brede bei einem Gastspiel in Dresden als Franziska — und verlangte von ihr, sie solle — — Lady Macbeth, die Orsina und Milford spielen. Als sie seinem Rath folgte, wollte er wieder Emilia Galotti und Louise Millerin von ihr sehen.

Ueberaus liebenswürdig, ja glänzend erschien mir die geistvolle Künstlerin im heiteren Konversationsstück. Nach Jahren — 1834 — sah ich sie bei meinem Gastspiel am Wiener Burgtheater als Königin Elisabeth (in »Maria Stuart«) und Gräfin Orsina wieder. Es waren achtungswerthe Leistungen einer klugen, denkenden Schauspielerin, aber nicht mehr. Ich

hätte die gute Auguste lieber in der witzfunkelnden Rolle eines Scribe'schen Konversationsstücks gesehen.

Ihre Freundschaft mit Rahel knüpfte sich schon im Jahre 1808. Diese — damals noch Rahel Levin Markus, oder auch, gleich ihrem Bruder Ludwig, Rahel Robert genannt — besuchte im September die Leipziger Messe und gleich am ersten Abend das Theater. Es wurde »das Intermezzo« gegeben. Rahel schrieb über die Vorstellung: »Opitz und eine Frau, deren Namen ich noch nicht weiß, sagten affektirte Verse göttlich!« — Jene Frau war Auguste Brede.

Als Rahel im August 1813 vor den Franzosen nach Prag flüchtete, fand sie dort Auguste Brede unter Liebichs Direktion wieder. Die Leipziger Bekanntschaft wurde sogleich erneut und schnell zur innigsten Freundschaft für's Leben. Rahel wohnte sogar Monate lang bei der Freundin. Später schreibt sie an ihre »liebe Gustelette« — an ihre »herzensgeliebte alte, immer theure Auguste! Schöne, Liebe!« —: »Holder Charakter! Sie sind die beste Frau. Sie sind die wahre Versüßerin. Sie sind süß. Ich weiß noch, wie Sie mir in Prag auf der Treppe entgegen kamen. Im grauen Ueberrock, ein Häubchen mit Puffen drauf und Ihre Schönheit im Gesicht . . .« und über die Freundin: »Mad. Lindner könnte keine bessere, ehrlichere, gütigere Frau kennen lernen. Ich liebe sie sehr und immer!«

Das ist Auguste Brede, die mich zu Rahel führte.

Meine Eindrücke, die ich von diesem Besuche und späteren Begegnungen mit Rahel empfing, schildert frischer und treuer, als ich es heute vermöchte, wenn auch jugendlich-flüchtig und ziemlich ordnungslos ein alter Brief aus jenen frohen Dezembertagen an Bruder Louis:

. . . »Eine alte Dame, Frau Krickeberg, welche (als Schauspielerin am Hoftheater) die undankbarsten Rollen übernehmen muß, habe ich auch liebgewonnen. Sie war mit

Kotzebue befreundet, erzählt fesselnd aus vergangenen Zeiten und wird von Rahel von Varnhagen sehr geschätzt.

Als ich im Begriff war, im vierten Stock bei Frau Krickeberg anzuklopfen, trat mir Rahel entgegen, blieb aber noch während meines Besuches und forderte mich auf, sie durch die Straßen bis zu ihrer Wohnung zu begleiten. Sie sprach sehr lebhaft, in ihrer bezaubernden Redeweise. Unter Anderem sagte sie: »Von der alten Krickeberg habe ich mir oft Rath geholt, von ihr kann man Lebensweisheit lernen!«

»Sie — die geistreiche Rahel, bedürfen der Weisheit Anderer?« fragte ich lächelnd.

»Mehr als jedes andere Menschenkind!« sagte sie seufzend, — »ich bin oft unausstehlich trüb gestimmt! — Das wundert meinen lieben Narren, nicht? Ja, Sie Glückliche wissen noch nicht, wie Nerven quälen können. Frau Krickeberg versteht aus der dürftigsten Blume noch Honig zu schlürfen, ist beladen mit den schwersten Sorgen und doch stets heiter. Sie spart, entbehrt für Lieblingswünsche — und gibt resignirt das sauer Erworbene den um Hülfe bittenden Töchtern, Schwiegersöhnen, Enkeln, — zufrieden, genug zu behalten, um ihre gefiederten Freunde nicht abschaffen zu müssen!«

»Gefiederte Freunde?«

»Ja, bemerkten Sie denn nicht die Menge Käfige mit Kanarienvögeln? Frau Krickeberg hört das lustige Geschmetter so gern und freut sich kindisch, wenn die reizenden Haushaltungen durch ausgebrütete Ankömmlinge vermehrt werden. Sie hat mir soeben versprochen, nächstens einen Kaffee zu geben mit Theater-Damen — vom Großmutterfach bis zu den Kinderrollen. Sie kommen auch, lieber Narr?«

»Mit Freuden! ich helfe dann die Honneurs machen.«

»Und ich spendire die Kuchen. Das wird hübsch werden. Ich verkehre gern mit dem Theatervölkchen. Es sind meistens gute Menschen; wenn auch der Dämon der Leidenschaften unter ihnen wohnt, so macht er sich doch nur blitzartig — vorüber-

gehend bemerkbar. Das Bessere überwiegt bei weitem die Fehler — und ich wiederhole, ich liebe, ich verehre die Künstler, ihr Umgang erfrischt mein Gemüth!«

Während dieser Lobeserhebungen hatte ich meine liebe Noth: bald mußte ich das Tuch erhaschen, welches stets von Rahel's Schultern glitt, dem Hut unbemerkt einen Knuff geben, denn er war schief aufgesetzt — sie stützen, denn alle Augenblicke trat sie auf ihr zu langes Kleid. Sie umarmte mich (vor ihrer Thür in der Französischen Straße Nr. 20) herzlich und schien keine Ahnung zu haben von ihrer so ganz eigenen, wunderlichen Toilette.

Als ich Frau Brede frug, weshalb sie, als vertraute Freundin, nicht Rahel bestimme, doch nur die nothwendigste Eitelkeit zu beobachten, oder Herrn von Varnhagen ins Komplott zöge, versicherte sie, das würde nichts nützen, Beide würden es weder begreifen, noch ausführen, übrigens seien alle Bekannte an diese Eigenheiten der liebenswürdigen und geistreichen Rahel längst gewöhnt. — Wie ist denn aber Dein einfältiges Schwesterchen mit der berühmten Rahel auf einen so vertraulichen Fuß gekommen, daß sie sogar deren Hut knuffen darf? — Nicht wahr, Du fängst jetzt endlich an, vor mir ein wenig Respekt zu bekommen!

Doch ich will ehrlich sein — ich habe mich Anfangs selber nicht wenig vor der Bekanntschaft mit der berühmten, klugen, gelehrten, genialen Rahel von Varnhagen gefürchtet, und die Mutter himmelhoch gebeten, ohne mich bei Varnhagens Besuch zu machen. Vergebens wurde mir vorgestellt, daß Frau von Varnhagen während ihres Aufenthaltes in Karlsruhe mehr noch durch Herzensgüte und sanftes Wesen bezauberte, als durch sprudelnden Geist und hinreißende Unterhaltungsgabe . . . ich konnte meine kindische Furcht vor der gelehrten Frau nicht überwinden. Erst Frau Brede, der Jugend- und Herzensfreundin Rahel's, einer beliebten Künstlerin vom Stuttgarter Hoftheater, die gerade auf Besuch in Berlin ist und auch uns längst eine

liebe Bekannte geworden, war es vorbehalten, mich zu überreden. Frau Brede kam, uns bei Rahel einzuführen.

Als sie vernahm, weshalb ich nicht mitgehen wollte, ermuthigte sie mich: »Recht bald werden Sie Herr Ihrer Befangenheit werden. Meine Freundin ist gern heiter mit der Jugend, sie erwartet Sie und freut sich, die Abtrünnige vom Königstädter Theater, die so gerühmte Elsbeth aus dem »Turnier zu Kronstein« zu sehen. Rahel war krank und konnte keiner Vorstellung beiwohnen. Kommen Sie getrost, Sie werden mir noch für mein Zureden danken.« Und ich ging wirklich mit — und dankte Frau Brede später von Herzen.

Das Vorzimmer bei Varnhagens war nicht einladend, klein und düster, und die Visitenstube, obgleich geräumig und hübsch möblirt, gefiel mir erst recht nicht. Auch hier hatte sich die in Berlin so beliebte dunkelblaue Tapete eingebürgert, welche Jedermann so blaß erscheinen läßt. Die grau-weißen Gardinen schienen sehnlichst einer Wäsche zu harren, und gaben dem Zimmer ein schwermüthiges Aussehen.

Frau von Varnhagen bewillkommte uns herzlich mit sanfter, angenehm klingender Stimme. Als wir Platz genommen hatten, hoffte ich die gepriesene Frau recht aufmerksam betrachten zu können, doch ich vermochte es nicht unbemerkt zu thun, denn während des lebhaften Gesprächs spielte sie beständig mit einem Augenglas, und öfters führte sie es blitzschnell an die Augen, mich dadurch fixirend.

Rahel ist klein, ziemlich stark, von Taille keine Spur. Ein graues Kleid hing wie ein Sack um ihre Gestalt, nur von einer Gürtelschnur lose gehalten, deren Enden nachschleiften. Die dunkelbraunen Haare schienen nur so in aller Eile hinaufgewirbelt zu sein, von einem Kamm gehalten, der immer herabzustürzen drohte. Einige wilde kleine Locken schmückten ihre schöne Stirne, und freundlich blickende, tiefblaue Augen, von langen Wimpern beschattet, milderten die scharfen jüdischen Züge; die ganze Physiognomie athmete Wohlwollen und hohe

Intelligenz. Ich entschuldigte auch bald die vernachlässigte Toilette, denn trotz der größten Lebendigkeit, der geistreichsten Reden, sah Rahel doch momentan — wie ermüdet aus, und eine gewisse Wehmuth umschleierte dann ihre Züge. Ganz eigenthümliche Bemerkungen überraschten und fesselten mich. Lachen und Scherzen wechselten bei der seltenen Frau oft blitzschnell mit ernsten Betrachtungen und Rührung.

So behauptete Frau von Varnhagen, daß sie erst beim gleichzeitigen Anblick ihrer Schwägerin, Friederike Robert, und der Madame Neumann, meiner Kollegin in Karlsruhe, die Erzählung von des Grafen von Gleichen beiden Frauen begriffen habe: — von der weißen und der rothen Rose! Ludwig Roberts Frau, mit römischem Gesicht, ernst, marmorblaß, mit rabenschwarzem Haar und großen, dunklen Augen, gleiche einer Juno; — die Neumann, rosig blühend, blond, mit schelmischen Augen und zierlicher Gestalt, sei ein heiterer Maitag ... Plötzlich abbrechend frug sie mich: »Warum sagt denn die Jugend kein Wörtchen?« — »Ich höre mit Entzücken zu«, erwiederte ich, und erzählte dann, wie glücklich ich in Karlsruhe gewesen sei, die schöne Frau Robert, damals noch Frau Primavesa, beim Kommen aus der Schule auf der Straße zu sehen. Wie ich sie anstaunte, wähnend, die Fee aus dem eifrig gelesenen blauen Märchenbuch — Du erinnerst Dich doch, Louis? — zu erblicken, welche aus ihrem Feenreiche zeitweise verbannt, jetzt in Karlsruhe weile! So sei sie mir erschienen: die hohe Gestalt, traurig an mir vorüberschwebend, aber mild, meinen ehrerbietigen Knix mit den Worten lohnend: »Wie geht es, liebes, freundliches Kind?«

»Wie hübsch sich das anhört!« sagte Rahel; »ja, der Kinderblick! — wie richtig fühlen oft diese kleinen Menschen heraus, ob Kummer unser Gemüth bedrückt! Meine Schwägerin hatte damals manche Prüfung zu bestehen und war ungern in Karlsruhe.«

Dann kam die Rede auf das Theater. Rahel freute sich,

daß wir ihr Entzücken über die Mustervorstellung von Kleist's »Käthchen von Heilbronn« theilten. Sie fragte mehrere Male: »Nicht wahr? Rebenstein ist ein prächtiger, biederer, schöner Wetter von Strahl? und könnte man ein holderes, lieblicheres Käthchen zu sehen wünschen, als Frau von Holtei? Wie entzückend ist diese zarte, ätherische Erscheinung, besonders neben Wauer, diesem herzigen Gottschalk, der so brummig seinem Herrn die Wahrheit sagt und doch dabei zum — Fressen lieb ist!« Sie fand meine Ansicht ganz richtig, daß Frau von Holtei an Goethe's Mignon erinnere. »Wenn doch mein armer Kleist diesen Erfolg seines Stückes erlebt hätte!« — rief sie mit Wehmuth aus, — »er hätte nicht so furchtbar geendet — von der eigenen Hand! Hätte dieser Eine goldene Glücksstrahl seine umdüsterte Seele erhellt, Muth und Kraft wären ihm zurückgekehrt — zu neuem Leben — zu neuem Dichten!«

Ihre Augen hatten im Eifer des Gespräches einen wunderbaren Glanz bekommen, und die blassen Wangen waren geröthet. Das ließ sie unendlich interessant und anziehend erscheinen.

Madame Brede lenkte das Gespräch auf Frau von Varnhagen's Herzblatt, Friederike Unzelmann-Bethmann, und ich bat inständigst, mir von dieser seltenen Künstlerin zu erzählen. Heinrich Bethmann habe in rührender Begeisterung mir so viele Wunder von der verstorbenen Gattin berichtet. Rahel bestätigte Alles. »Friederike Bethmann hat uns gezeigt, wie richtig das Wort: »La grâce — plus belle que la beauté!« Obgleich etwas zu stark für ihre kleine Figur und mit zu dickem Halse, wußte sie doch trotz ihrer 48 Jahre alle Welt zu bezaubern, so daß August Wilhelm von Schlegel in seinem herrlichen Gedicht an die Bethmann sie mit Recht »ein Feenkind« nennen durfte, bei dem die Anmuth mit den Grazien Pathen gewesen. Sie spielte — gleich Ludwig Devrient — stets wie plötzlich inspirirt. Sie besaß eine unerschöpfliche Wärme des Gefühls, und ihre Stimme verstand nicht nur lieblich zu entzücken — auch zu er-

schüttern, gewaltsam zu ergreifen, wie keine andere. Dafür zeugten besonders ihre Lady Macbeth und Phädra. — Außerdem sang und spielte sie wunderlieblich in Operetten — als Aline, Königin von Golkonda, Fanchon und Nina. Die Vielseitigkeit ihres Talentes ist bis jetzt noch nicht übertroffen!«

Herrn von Varnhagen's Kommen unterbrach das für mich so höchst interessante Gespräch. Er machte auf mich von vornherein einen recht unbedeutenden, ja unangenehmen Eindruck. Er hat nicht die Spur von ernster, würdiger, imponirender Männlichkeit. Er gilt auch in ganz Berlin als eine Klatschbase prima Sorte.*) Er spricht mit leiser, beinahe flüsternder,

*) Diese Stelle hat bei Leuten, die Varnhagen nur aus älteren Literaturgeschichten oder aus dem Konversationslexikon kennen, hin und wieder Befremden erregt. Wie richtig aber die junge Schreiberin des Briefes den Verfasser von »Varnhagens Nachlaß« schon vor 50 Jahren beurtheilte, beweisen nicht nur jene nachgelassenen Tagebücher, sondern auch gewichtige Stimmen von Zeitgenossen. So schreibt Professor Ernst von Leutsch im »Göttinger philologischen Anzeiger« in einer freundlich eingehenden Kritik über die erste Auflage des »Bühnenleben«, nachdem er obige Stelle citirt: ... »Worte, die ich hieher setze, weil mir einst der edle Heinrich Ritter diesen charakterlosen Mann fast mit denselben Worten schilderte.« — Ebenso heißt es in einer trefflichen und treffenden Kritik der »Augsb. Allgem. Zeit.« desselben Buches: »Sie (die Verf.) hat stets Worte der wärmsten Anerkennung für ihre Rivalen und Rivalinnen und vergißt auch bei entschieden antipathischen Personen nicht leicht eine gute Seite derselben hervorzuheben. Nur bei einem einzigen Menschen weiß Karoline Bauer, die sonst so heiter und mild Urtheilende, gar »kein gutes Haar zu finden, das ist — Varnhagen, der ihr von vornherein .... (folgt obige Stelle). »Hier hat man in Wahrheit den Varnhagen der Tagebücher leibhaftig, wenn auch ungeschmeichelt porträtirt, und das Bild stimmt genau zur Vorstellung, die sich Jeder, der den vielgewandten Mann nicht persönlich gekannt hat, aus den Schriften seines Nachlasses machen muß ...« — Und ein anderer Zeitgenosse, Karl von Holtei, schreibt 1860 über die »Briefe Humboldt's an Varnhagen« dem Professor August Kahlert in Breslau: »Das von Fräulein A(ssing) herausgegebene viel beschrieene Buch hab' ich langweilig gefunden. Meine Ansicht über Herrn v. V(arnhagen) stand schon vorher fest: Innerliche Impotenz bei äußerlicher Glätte — ein serviler Schmeichler, — ein Aristokrat im schlechten

gezierter Stimme. Die grauen, matten Augen vermögen dem runden, vollen Gesicht keinen belebenden Ausdruck zu verleihen, denn er hält sie stets halb geschlossen, dabei spielt ein stereotypes Lächeln um seinen Mund, und das hellblonde Haar, die fast weißen Wimpern lassen die Züge noch unbedeutender und zerflossener erscheinen. Gar keine ansprechende Persönlichkeit! Herr von Varnhagen scheint seine Gattin über alle Maßen zu verehren! Er lauscht mit fast komischer Bewunderung jedem Worte Rahel's und beobachtet ihr Gesicht, ihre Bewegungen fortwährend aufmerksam und mit Selbstgefälligkeit, und auf seinem verschwommenen, eitlen Semmelgesichte triumphirt es: Ah! seht doch — ich bin der Mann dieser geistreichen, berühmten Frau! — In meinen Augen die jammervollste Rolle, die ein Mann spielen kann: der Mann seiner Frau zu sein! — also: hüte Dich davor, Louis!

Beim Abschied umarmte uns Frau von Varnhagen sehr herzlich und nahm uns das Versprechen ab, recht oft zur traulichen Theestunde zu kommen. . . .*) Wenn wir nur die unschmackhafte Milchsuppe von Mann nicht mit in den Kauf nehmen müßten!

Sinne, — ein Demokrat aus Eitelkeit, — ein Heuchler, — ein sammelnder Kompilator, — ein Wortklauber, — ein Stil-Drechsler, — ein »Ausschneider«, — ein philiströser Pedant, — eine vornehmthuende gemeine Natur. Bei Allbem ein homme habile, der wohl verstand zu scheinen, zu gelten, zu imponiren sogar: Der echte Heros solcher Zeiten!« A. W.

*) Wenige Wochen später schreibt Rahel (Buch des Andenkens für ihre Freunde) an den jungen Russen Alfred Graffunder:

»Donnerstag, den 20. Jan. 1825.

Morgen Abend kann ich Ihnen sehr etwas Hübsches zeigen, wenn Sie zu mir kommen können. Ich rathe es Ihnen. (Auch meinetwegen, denn es that mir vorgestern sehr leid, Sie verwaist bei mir gewußt zu haben; ich bin die Mutter in meinem Hause: wenn ich nicht da bin, sind die Kinder in den müßigen Stunden ganz irre.) Das Hübsche ist ein Mensch; und der Mensch ein Mädchen; und das Mädchen Mlle. Bauer . . .« A. W.

Viele genußreiche, gemüthliche Stunden verlebten wir schon bei Rahel. Sie scheint mir gewogen zu sein und Gefallen an meiner übermüthigen, jungen Fröhlichkeit zu finden, und ermuntert mich, stets so frisch von der Leber weg zu sprechen, wie mir es gerade einfällt. Einst sagte sie lachend zur Mutter, nachdem ihr Augenglas sehr beschäftigt gewesen war, mich zu fixiren, und ich so recht toll geplaudert hatte: »Ihre Tochter ist ein Narr! — aber — ein lieber Narr!« Ich bestehe nun darauf, stets so titulirt zu werden, denn dann ist — oder wird Rahel selber heiter und unnachahmlich liebenswürdig . . .«

* * *

Soweit jener alte, vor 51 Jahren geschriebene Brief der jungen übermüthigen Lina. Der alten Frau Erinnerungen, gereift und geläutert in einem reichen, wechselvollen Leben, möchten diese Blätter und Bilder ergänzen.

Rahel war unstreitig eine der interessantesten, geistreichsten und originellsten Frauen jener verschollenen Literatur- und Kulturperiode briefseliger und theetisch-ästhetischer Geistreichigkeit. Wie ein brillantes Feuerwerk sprühten und prasselten ihre Geistesfunken unaufhörlich nach allen Seiten hin — blendend — imponirend — bestechend . . . Aber auch nur zu oft bald betäubend und verwirrend. Es war ein königliches Feuerwerk, das mit Allem auf's Reichste ausgerüstet war: mit Raketen und Schwärmern, Feuerrädern und Feuergarben, Fröschen und Leuchtkugeln, bengalischen Flammen und Transparenten, illuminirten Ballons und goldnem Thränenregen — — sogar elektrische Kanonenschläge gab es hin und wieder . . . Leider aber fehlte die ordnende Meisterhand, die das so überreich ausgerüstete Feuerwerk hübsch nach der Reihe und nach wohlthuenden Ruhepausen, zur Sammlung für den Zuschauer, abbrannte. Neckische Kobolde zündeten es bald hier — bald da auf allen Ecken und Enden an und da schossen dann Raketen und

Schwärmer und Leuchtkugeln und Frösche und all die andern Lichter und Funken närrisch und kunterbunt durcheinander ... Wie Rahel's Stil, so war ihr Gespräch: sprunghaft — kreuz und quer — voller Paradoxen. Höchst fesselnd, so lange das kleine Ich diesen tollen Geistessprüngen zu folgen vermochte: sie entwirrend und in klare Bahnen leitend. War aber diese Kraft zu Ende, so war man auch total verloren. Wie oft ist meinem armen Kindskopf das passirt! Resignirt, wie erstarrt saß ich dann der sprudelnden Rahel gegenüber und dachte mir: so muß Frau Lot zu Muth gewesen sein, als sie zur Salzsäule wurde!

Dazu kam schon mir jungem Dinge gar bald das wenig behagliche Gefühl: diese geistreiche, originelle Frau ist sich ihrer Geistreichigkeit und Originalität nur zu gut — bewußt! Dank den Posaunenstößen ihres Gatten und ihres Publikums ist es mit der Zeit sogar ihr Metier geworden: zu jeder Stunde am Schreibtisch, bei Visiten, auf der Promenade und am Theetisch geistreich und originell zu sein — à tout prix! Wie es das Metier der Pythia war, auf ihrem Dreifuß über der dampfenden Erdspalte zu sitzen, Lorbeerblätter zu kauen und den wartenden Gläubigen göttliche Orakelsprüche vorzustammeln, mag der Geist und der Gott sie treiben, oder nicht! — Das sind ungesunde Zustände des Geistes und der Seele.

Ja, oft hat die berühmte, vergötterte Rahel mir in der Seele leid gethan, wenn sie blaß, müde, von gichtischen Schmerzen und Brustbeklemmungen gequält auf ihrem Dreifuß am Theetisch dasaß und von allen Seiten betäubende Weihrauchdämpfe zu ihr aufstiegen und der Oberpriester Varnhagen der eifrigste und grausamste war, ihr immer neue Lorbeerblätter zum Kauen zwischen die Zähne zu schieben und alle Augen und Ohren auf ihren Orakelmund gerichtet waren ... und die arme kranke Rahel sich endlich doch wieder entschließen mußte: bon gré, mal gré die geistreiche, originelle göttliche Pythia zu spielen!

Zu diesem Metier gehört auch ein steter Enthusiasmus. Rahel war enthusiastisch bis zum Exceß. Alles was ihr gefiel:

Menschen, Briefe, Bücher, Kleider — war himmlisch, göttlich, feenhaft! . . . Einst aßen wir zum Thee geröstete Kastanien. Das war ein olympisches Götteressen! — So oft ich späterhin Austern sah, mußte ich an Rahel's Ausspruch denken: In Austern kann man sich tiefsinnig essen! — Kam ich in einem neuen Hut, in einem hübschen Kleide: so war ich angezogen wie eine Göttin — wie eine Fee — wie ein Engel!

Es gibt aber auch einen Enthusiasmus: à bas! Auch den besaß Rahel, und wohl für Niemanden mehr, als den armen Iffland — wie wir später sehen werden.

Rahel sprach gern und enthusiastisch über Toiletten, kritisirte sie, gab Toilettenrath und glaubte in allem Ernst, auch in diesem Fach eine erste Kennerin zu sein und den feinsten Geschmack zu besitzen. Das wirkte gradezu komisch, wenn man dabei ihre eigene Toilette etwas genauer musterte.

Ueber Fanny Elslers Toilette schreibt sie 1830 an Gentz: »In meinem Billet an die Schöne lobte ich ihren Anzug und nannte ihn einen »persönlichen«. Und wie ich hinkomme, sitzt sie noch und bereitet der Schwester und sich mit höchsten Händen Ballaufsätze, von Blonden, Draht und Band; geschickt wie eine Fee, graziös, als käme es eben aus Paris; und intelligent, wie nur der individuellste Charakter sie erfinden kann. Richtig hatte ich ihren Anzug einen persönlichen genannt. Ich halte entsetzlich viel auf Anzug: aber gehe schlecht einher; versteh es, wie Niemand besser. Kann auch schön Rath geben und wählen; im höchsten Sinn; mit genauster Kenntniß der Mode, die öfters los gelassen werden muß, — mise de côté, mais pas ignorée.« —

Noch lieber und enthusiastischer sprach Rahel über — Herzensangelegenheiten. Da wurde die vierundfünzigjährige kleine kränkliche Frau überaus mobil, redselig, neugierig, anbohrend, vertraulich, ja sogar duldsam gegen einen kleinen amüsanten Theeklatsch. Sie dachte über Liebe und Ehe sehr frei. Das antike Götterleben und Lieben der Griechen war ihr

Ideal. »Freiheit! Freiheit! besonders in einem geschlossenen Zustande, wie die Ehe!« — war der Schrei ihres Herzens. Sie deutete gern an, daß durch dies Herz manche große Leidenschaft gegangen war. Die größte soll ein Graf Finkenstein gewesen sein. Aber die arme Rahel hatte kein Glück in der Liebe. Sie verlangte in ihrer heißen Jugend neben der geistigen, auch ein wenig körperliche Anbetung. Und an ihrer reizlosen und doch reizbaren Körperlichkeit scheiterten alle ernsten Verhältnisse. Auch ihr Gatte Varnhagen war nie ihre irdische Liebe, nur ihr Seelenfreund! — wie Rahel ihrer intimsten Freundin, Auguste Brede, seufzend anvertraute.

Dafür war die arme liebedürstende Rahel schon in ihren jungen Jahren die Vertraute so mancher freien Liebe: des Prinzen Louis Ferdinand und der schönen frivolen aber geistig leeren Pauline Wiesel, der genialen Friederike Bethmann und ihrer zahlreichen Anbeter. In ihrer merkwürdigen, oft schier naiven Aufrichtigkeit beneidete sie diese »Griechinnen« um ihr Glück und schalt die »elende Welt«, die anders über solche Verhältnisse dachte und urtheilte.

Als ich Rahel kennen lernte, hatte sie fast überwunden. Sie schreibt 1825: »Ich freue mich, alte Uebel los zu sein, als unsinnige Liebe; die wir Unseligen in Anderen suchen, anstatt uns an der, die wir für Andere haben, zu ergötzen. Nur um dies recht zu machen, möcht ich noch ein Mal jung sein.«

Am Liebsten hörte ich Rahel vom Theater sprechen und ich versuchte stets, sie so schnell wie möglich auf dies Thema zu bringen. Sie liebte die Bühne enthusiastisch — aber die Bühne einer vergangenen Zeit — die Bühne ihrer Jugend — die Bühne, auf der Fleck und Friederike Bethmann mit einander gespielt hatten.

Rahel schreibt 1818 an August von Stägemann: »Eine Stadt ohne Theater ist für mich, wie ein Mensch mit zugedrückten Augen: ein Ort ohne Luftzug, ohne Cours. In unsern Zeiten und Städten ist ja dies das einzige Allgemeine, wo der

Kreis der Freude, des Geistes, des Antheils und Zusammenkommens — auch nur — aller Klassen gezogen ist. Nichts desto weniger applaudire ich Sie doch, daß sie nicht in's Theater gehen: d. h. es macht mir Vergnügen. Lassen Sie sich gestehen, daß kein Theater in der Welt mir den Aerger abzwingen kann, wie das Berliner — seit Iffland, — erstlich, weil keines mich so interessirt hat; dann gibt es keines mehr (es hat aber schon angesteckt!) mit solchen steifen Prätensionen an sich selbst. Es ist eine Zwangsanstalt für Schauspieler und Publikum in allen Rücksichten nach und nach geworden — das wird (Komödien-) Schulz wissen.«

Der arme Iffland! Ebenso enthusiastisch, wie Rahel in ihrer Liebe über ihren »Abgott« Fleck und ihre »Fee« Friederike Unzelmann-Bethmann, über die »Schönheit« Baranius, den genialen Czechtitzky, den wackeren Beschort, den urkomischen Unzelmann und den feurigen Mattausch sprach, der sie als Fürst in »Elise Valberg« so lebhaft an den geliebten und vielbeweinten Prinzen Louis Ferdinand erinnerte — — ebenso enthusiastisch war sie in ihrem Haß gegen Iffland und seine Schule. Sie flammte schon bei dem Namen »Iffland« glühroth auf und wurde nie müde, ihn den »Verderber der Berliner Bühne und der ganzen theatralischen Kunst« zu nennen, und ihm vorzuwerfen: daß er seine innerliche Armuth an originellen Einfällen und Gedanken durch allerlei Künsteleien zu ersetzen versucht habe.

Diesen enthusiastischen Zorn — ja unsterblichen Haß gegen Iffland strömt Rahel besonders in zwei Briefen an Auguste Brede aus:

»Dieser wenig begabte Pedant hat nicht allein der Berliner, sondern den deutschen Bühnen großen Schaden zugefügt, bei mancher Ordnung der Scene und gesellschaftlichem Vortheil ihrer Mitglieder; und mich verfolgt er noch nach seinem Tod!!! Muß ich nicht rasend werden, — Wien nicht ausgenommen, — auf allen Theatern Deutschlands Einen zu finden, der ganz

wie er spielt, schnarrt, glupt, spricht, die Hände dreht, fingerirt, pausirt, einzelne Worte mitten vor oder aus einer Phrase wie verlorne Schildwachen hinausschickt, und als solchen ihnen keine Lebensmittel, d. h. keinerlei Accent und Beziehungston mitgibt, es dem Hörer in seiner Verlegenheit überläßt, was sie damit machen sollen, und diese Verlegenheit noch für künstlerische überlegte Absicht ausgeben will. Solche verfolgen mich noch, wo ich ihn schon lange vergessen hätte, und hetzen den alten Aerger wieder in mir gegen ihn auf ... So herrschte Iffland nicht durch sein Besseres, durch sein Schlechtestes ... Verstockt war er in seinem Direktionsglück, unter dem Götzendienst geworden. Und nun ruhe er selig.«

Aber nein, er läßt ihr und sie ihm keine Ruhe. Noch kurz vor ihrem Tode schreibt sie der Freundin über Iffland:

»Dieser verdirbt uns die deutschen Theater auf fünfzig Jahre hinaus; der Geruch, den der nachließ, ist für Publikum, Fürsten und Höfe und Intendanten benebelnd, betäubend, todbringend, und nur die Künstler gedeihen dabei, die auch Histrionen, Pedanten, Lügner in der Kunst und im Leben sind; wie der Schöpfer dieser Affektation in Kunst, ihren Einrichtungen und in Sitte! Diesen Nachruf erlauben Sie mir meiner Bühnenleidenschaft nachzusenden; was dem Bühnengeheimrath davon gebührt, nehme er hin.«

Rahel erging es eben wie anderen Sterblichen mit der hochgelobten »guten alten Zeit«. Das ist immer die entblätterte und verwehte wunderschöne Frühlingszeit, in der wir jung gewesen sind. Wie würde es wohl mir ergehen, wenn ich heute — nach mehr als vierzig Jahren meine in der Erinnerung so vollblühende, geliebte, hoch- und heilig gehaltene Berliner Bühne wieder sähe?

Ich würde Ludwig Devrient, Pius Alexander und Amalie Wolff ... und so manchen und so manche Andere aus meiner »guten alten Zeit« schmerzlich vermissen — und dazu meine leichtherzige, begeisterte Jugend.

Rahel's »gute alte Zeit« war: als sie 15 — 20 — 25 Jahre zählte, das Berliner Theater das echt königlich glänzende Friedrich Wilhelms II. und der Lichtenau und allabendlich für jeden anständig Gekleideten frei Entrée war. Königliche Garde du Corps und reich galonirte Diener empfingen das Publikum wie zu einem Hoffest. Das Haus war brillant mit Wachskerzen erleuchtet. Statt der schmalen Bänke gab es in Logen und Parquet bequeme Stühle. »Alles war festlich, respektuös!« Der brillante Righini dirigirte seine Wunderopern — die Marchetti sang wie ein Engel und der Neapolitaner Vignano tanzte wie ein Gott. Friederike Unzelmann war in Oper, Tragödie, Schau-, Lust- und Singspiel die bezauberndste jugendliche Fee und die Schönheit Baranius empfing von dem prächtigen, heißblütigen Könige, mochte auch die Gräfin Lichtenau neben ihm in der Loge von Diamanten und Herrschsucht funkeln, die glühendsten Huldigungen. Die junge anmuthige Maximiliane Döbbelin sprach keck und kokett die wundersamsten gereimten Prologe. Der jugendsprühende Mattausch war noch nicht »durch Tabackrauchen und verbürgertes, vernachlässigtes, unelegantes Leben außer der Bühne alt geworden« und hatte noch nicht »durch seine Körperschwere einen Wackel im Gange bekommen.« Und Fleck — der geliebte einzige Fleck! »Refüsirt! — schrie der Gott wie ein Engel. Und verblaßte, in Blick und Mienen. Göttlich!« — In der Rolle des Valberg.

Diese verwehte Zeit und diese dahingegangenen Künstler waren Rahel's Maßstab für die Bühne — meiner Zeit. Und dieser Maßstab machte sie nicht selten ungerecht gegen das neue Bühnenleben, weil es anders war, als das ihrer Jugend. Sie ließ nur die alte italienische Gesang- und Tanzschule gelten — und machte für den deutschen Gesang eigentlich nur eine einzige lobende Ausnahme. Und das war ein — junger liebenswürdiger Dilettant: Dr. Karl Grüneisen aus Stuttgart, später als Dichter, Kunsthistoriker und Oberhofprediger bekannt. Rahel enthusiasmirte sich im Sommer 1824 so sehr für den zweiundzwanzig-

jährigen Liedersänger ihres Salons, daß sie ihn durchaus zu ihrem Obergott Goethe nach Weimar senden wollte. »Thun Sie's ja! Bedenken Sie, was das heißt, daß Sie das Glück haben, zugleich mit Goethe zu leben. Bedenken Sie's ganz. Sie kommen ja nicht mit leeren Händen. Sie können ihm ja so schön deutsch vorsingen, wie es kein anderer Mensch vermag; lassen Sie den Mann dies nicht versäumen aus einer Bescheidenheit, die nur eine falsche sein kann. Folgen Sie einmal einer Freundin, die Sie nicht kennen, der Sie aber gewiß in dieser Angelegenheit trauten, wenn Sie sie kennten. Ich verstehe sehr viel Musik und Theater. Sie singen und sprechen die Worte vortrefflich; wie kein Anderer. Was wollen Sie dazu thun, noch sagen? Es ist eine Gabe!« — Und bald darauf schreibt sie an Ottilie von Goethe: »Dieser hübsche junge Mann sang so schön deutsch, wie ich es auf allen unsern Theatern nie hörte und überhaupt nie ... Solche Art auszusprechen erahnte ich nicht einmal!«

Dagegen fanden unsere berühmtesten Berühmtheiten: Henriette Sontag, die Schechner und Schröder-Devrient wenig Gnade vor Rahel's Ohren.

Von dem darstellenden Künstler verlangte Rahel: er muß Alt, Jung, Erhabenes, Komisches bunt unter einander spielen, denn Fleck und die Bethmann haben das gethan und — gekonnt. Geht mir mit Eurem engen, scharf abgegränzten Rollenkreis. Da will der Eine nur schmachtende Liebhaber, der Andere nur Bösewichter, der Dritte nur edle Helden spielen! Der sicherste Weg: einseitig, manierirt zu werden. Ihr wißt heut zu Tage gar nicht mehr, was echte Menschendarstellung ist ... »Das ganze Studium dieser Kunst besteht doch nur darin, auf's Pünktlichste zu wissen, was man nicht machen darf. Durchdrungen muß der Schauspieler vom ganzen Stück sein, jede Rolle, jede Zusammenstellung wissen und kennen; muß vom Himmel die Gabe haben, Zustände zu fassen und auszudrücken, das letztere ist eine rohere, äußerlichere und allgemeinere; wenn

er dann nicht thut, was er nicht darf, — und diese prohibirenden Gesetze aus allen Gegenden des Rechenschaft gebenden Geistes zusammen hat, — und sich freies Spiel läßt, so werden wir Gutes haben!«

An Sophie Schröder tadelte Rahel einst: daß sie als Fürstin in »Elise Valberg« beim Eintritt in die Gemächer des Fürsten nicht mal Handschuhe in der Hand hielt! — Sie konnte eben nicht vergessen, wie elegant und überprächtig gekleidet Friederike Unzelmann diese und andere Fürstinnen spielte.

Nach meinem Gefühl zeigt man auf der Bühne überhaupt zu viel Ziegenleder. Man sollte nur dort Handschuhe tragen, wo man sie nach Gewohnheit und feiner Sitte auch sonst im Leben trägt; nicht, wenn man aus einem Zimmer des eigenen Hauses in das andere geht. — Jeder Glaceehandschuh verdirbt die bedeutsamste Geste der schönsten Hand. —

Dann sprach Rahel auch enthusiastisch von Talma, Raucourt, Fleury, der Mars und Georges, die sie in Paris gesehen hatte.

Von Talma und Napoleon erzählte sie eine hübsche Anekdote, obgleich sie sonst den Korsen mit dem gleichen Enthusiasmus haßte, wie Iffland.

Talma hatte in St. Cloud zum ersten Mal Racine's »Neron« gespielt. Am nächsten Morgen ließ der Kaiser ihn zu sich kommen. Strahlend im Vorgefühl des erwarteten Lobes steht der eitle Künstler zwischen den Prinzen, Gesandten und Ministern im Empfangsaal. Da tritt Napoleon aus seinem Kabinet heraus und geht sogleich auf Talma zu, mit den Worten: »Sie haben den Nero gestern abscheulich gespielt! Ihr Komödianten glaubt immer, ein Kaiser sei nie Mensch, nie natürlich, müsse immer auf dem Kothurn einherschreiten. Unsinn! Ist Nero auch bei seiner Mutter der stolze, bombastische Kaiser? Lesen Sie Sueton — und mit Verstand Ihren Racine. Sagt der Dichter nicht deutlich genug:

Neron commence à ne plus se contraindre!

Seiner Mutter gegenüber ist Nero nur der unkindliche Sohn, der ihrer Herrschaft überdrüssig ist und in sich das Zeug hat, sie mit kaltem Blut ermorden zu lassen . . . Morgen will ich den Nero von Ihnen noch ein Mal sehn!« — — Und Talma spielte am andern Abend den Nero in der Scene mit seiner Mutter mit jener göttlichen nichtswürdigen Familiarität und impertinenten Schlingelhaftigkeit, wie ich den Engel in dieser Rolle selber sah und wie er den Römer-Kaiser noch heute spielt, himmlisch! — da Frankreichs Nero schon lange auf seiner Felsen-Insel modert! —

Der »alten« Theaterenthusiastin Rahel werden wir später bei dem reizenden kleinen Künstlerkaffee in dem hochgegiebelten Vogelstübchen der guten Mutter Krickeberg wieder begegnen.

Zu meiner Zeit ging Rahel nur noch selten in's Theater. Sie war kränklich, müde — körper- und theatermüde. Nur wenn ihre langjährigen Freundinnen: Sophie Schröder und Auguste Brede, — oder an sie empfohlene Künstler und Künstlerinnen, wie Esslair, Wilhelmine Schröder-Devrient, Sabine Heinefetter, Nannette Schechner, Fanny Elsler gastirten — oder vielbesprochene glänzende Sterne neu aufstrahlten, wie Henriette Sontag und Marie Taglioni, — oder wenn neue Stücke ihrer literarischen Freunde gegeben wurden: — dann erschien die kleine lebhafte Frau im Theater, gewöhnlich in der Loge eines ihrer vielen Freunde und ihre Locken, ihre Lorgnette, ihr Opernglas waren in blitzartiger beständiger Bewegung.

Aber regelmäßig, wenn sie nicht todtkrank war, besuchte Rahel im höchsten Putz das Schauspiel- oder Opernhaus am 3. August — dem Geburtstage Friedrich Wilhelm des Dritten — zu Ehren ihres geliebten Königs!

Rahel war stolz darauf, eine glühende Patriotin und liebevolle Anhängerin ihres Königs zu sein. Sie schreibt: »Ein König, unter dem wir leben, ist gradezu ein Blutsverwandter!« — Mit welchem Enthusiasmus erzählte sie kleine Charakterzüge von der armen, edlen, engelschönen Königin Louise und von

Friedrich Wilhelm dem Guten und Gerechten aus den thränenreichsten Tagen Preußens und ihres eigenen Lebens — und auch noch aus meinen Tagen!

So schreibt sie — um ihre eigenen charakteristischen Worte zu gebrauchen — am 4. März 1829:

»— Was man jetzt von unserem Könige für himmlische Geschichten hat! Und keine kommt — für die Fremden; wir Alle wissen sie; und wissen sie auch im voraus — in ein Blatt! Will es der König nicht? Höre die englischste! Des berühmten Sanssouci-Müller jetziger Nachkommenbesitzer dieser Mühle ist in der größten Detresse und hat mehrere tausend Thaler Schulden. Er redet den König an und stottert und fleht, Majestät möchte ihn von Verzweiflung retten, seinen Kindern aus der Noth helfen und die Gnade haben, die Mühle zu kaufen! — Der König sagt: Das geht nicht! — Der Müller kommt schriftlich ein und gibt noch nähere Details über seine Lage. Er bekommt den schriftlichen Bescheid abseiten des Königs: Diese Mühle hätte Friedrich II., sein hoher Ahnherr, schon nicht haben können, und er selbst könne sie auch nicht kaufen, weil sie der Geschichte gehöre; aus seiner Noth wolle er ihm aber helfen, damit er in seiner Mühle bleiben könne; und schickte ihm dazu die nöthige Geldsumme. He!? Gestern, als bei meiner Abendgesellschaft die Rede davon war, sagte ich, was Du auch wissen sollst: Als unser großer Friedrich so schön die Mühle aufgab, mußte man glauben, Schöneres könne nun mit dieser Mühle nicht vorgehn: nun aber müssen wir glauben, jeder künftige König könne eben so etwas Unerwartetes, wieder Neues, aus dem Herzen erfinden. Ich weine.

Höre noch eine liebenswürdige Anekdote! Nach Beendigung der Königlichen Tafel ertappt ein Tafelaufseher — den Titel weiß ich nicht: Fourier? — einen Lakaien, der eine Flasche Burgunder vor dem Kopf hat und sie einklucken läßt und sich aus Schreck ganz begießt; der Mann will sich etwas zeigen und

beginnt einen zu starken und überlauten, schimpfenden Lärm; »gleich wegjagen«, »unerhört« u. s. w. Längere Zeit hört der König den Lärm, als es aber gar nicht aufhören will und nur immer stärker wird, tritt er in's Tafelzimmer, der Lakai will zu Füßen fallen, der Unerbittliche erzählt Alles, und: — »Livree zu Grunde richten!« — »Nicht unglücklich machen!« — sagt der König; und lächelt noch hinzu: »Ein ander Mal weißen Wein trinken!« Händeküssen!

Ein Fähnrich aus fremder Garnison, den der König, in (der Oper: Stumme von) Portici, glaub ich, mit einem Offizierrock und wider Anbefehl aufgeknöpft sah, veranlaßte ihn, hinüber zu schicken und nach seinem Namen fragen zu lassen. Der arme Knabe ließ sich das nicht zwei Mal sagen: und — reißt aus! Unser König bemerkt, daß er fehlt und erfährt, daß er auch nicht nach hinten getreten ist. Aus der Kommandantenliste erfährt der König Garnison und Regiment und Wohnung: läßt ihm sagen, bis zur nächsten Vorstellung der Oper zu bleiben, wozu er ein Billet erhält; der Fähnrich antwortet, den Urlaub habe er nicht. Majestät gibt ihm einen; nun hat er auch kein Geld zu bleiben: der gute liebe König läßt ihm so viel verabreichen. Und das Kind sieht die Oper. Und wir: Bravo! bravo! den Accent auf der letzten Silbe, wie in Paris, damit man's bis dorthin hört!«

Und am 24. März:

»Unser König begegnet vor ein Paar Tagen einem Mann im Thiergarten, steht vor ihm still: »Ich kenne Sie! Wie heißen Sie?« — Ja, Ew. Majestät! ich heiße S. aus Königsberg. — »Ganz recht, da wohnt ich bei Ihnen!« — Kurz, es war grade den Abend französisch Theater, Ballet und Ball im kleinen Palais; der König lud den Mann mit Frau, Tochter und einer Verwandtin ein. »Sie werden abgeholt werden!« Er wurde es. Frau von Kotta, der ich die Geschichte erzählte, wußte endlich, wer die Leute mit der sehr hübschen, anständig

einfach gekleideten Tochter waren, sie hätte sie dort gesehen. Größte Distinktion. Bravo König! Auch der Griechen Gastfreundschaft bringst Du wieder in's Leben. Herrlich König!« —

Auch ich, die ich an jenem Abend im Palais mitwirkte, entsinne mich sehr gut jener Anekdote und der Königsberger Familie, mit der König und Prinzen und Prinzessinnen wiederholt auf's Freundlichste sprachen und sich sichtbar bemühten, es den guten einfachen Bürgersleuten in der glänzenden Umgebung behaglich zu machen.

Und an wen schrieb die gute Rahel diese kleinen Königsgeschichten und ihren großen Königsenthusiasmus?

An ihren Gatten, den Königlichen Legationsrath Karl August Varnhagen von Ense, der damals auf einer »sehr ehrenvollen Mission« in kurfürstlich-hessischen Familienangelegenheiten in Kassel abwesend war.

Mit welchem Mephistopheles-Lächeln muß dieser Mann die begeisterten Königshistorien seiner vor Rührung und Entzücken weinenden Rahel gelesen haben — — wenn er zwischen den Zeilen an die dicken, sauber geschriebenen Tagebuchhefte daheim in der heimlichen Schieblade dachte — — und wie so andere — ja himmel- und höllenweit andere Histörchen er darin von dem lieben guten König erzählte, der dem diplomatischen Ehrgeize des Herrn von Varnhagen so wenig traute . . .

»Die Katz', die lachte den Bauch sich rund,
Ja, ja!
Dem Schatz, den ich erkoren,
Dem zieh ich's Fell über die Ohren,
Ja, ja! — Katzennatur!
Schlafe, mein Mäuschen, schlafe Du nur!«

— singt der gute ehrliche Chamisso.

Ja, ja, Katzennatur! Schleichende Sammtpfötchen mit heimlichen schärfsten Krallen.

Rahel konnte ehrliche Herzensthränen weinen. Varnhagen hatte ein ewiges glattes Lächeln im Gesicht ... Daß Einem dabei immer Hamlet's Wort einfallen muß:

»Schreibtafel her! Ich muß mir's niederschreiben,
Daß Einer lächeln kann und immer lächeln,
Und doch ....«

Katzennatur! Wie die grauen matten Augen hinter den Brillengläsern aufglitzerten, wenn da am Theetische ein neues Skandälchen erzählt wurde ... während Herrn von Varnhagens geschickte Scheere aus schwarzem Glanzpapier die niedlichsten Ochslein und Aeffchen und Ballettänzerinnen schnitzelte ... »Schreibtafel her! Ich muß mir's niederschreiben ...« Es war die eitle Vorfreude, die aus diesen Augen funkelte — über den riesigen Skandal, den dereinst »Varnhagens hinterlassene Tagebücher« machen würden ...

Eitelkeit! Geschmeichelte oder — gekränkte Eitelkeit war die Triebfeder, die Varnhagen regierte: im Denken, Handeln, Sprechen und Schreiben! Aus Eitelkeit spielte er den freisinnigen Volksmann — noch lieber aber doch den vornehmen Herrn, mit seinen lieben guten Freunden, dem Fürsten X. und der Excellenz Y. und dem berühmten Gelehrten Z. kokettirend. Ja, nur aus Eitelkeit konnte er »Rahel's Mann« geworden sein. Eitel wie der weibische August Wilhelm von Schlegel, als dieser der dienende Schleppträger der männlichen Frau von Staël wurde.

Der berühmte Orientalist Freiherr von Hammer-Purgstall, den ich während meiner Gastspiele in Wien kennen lernte und in dessen gastlichem Hause ich Rahel's hinterlassenen Gatten wiedersah, — dieser geistvolle, milde Mann pflegte von Varnhagen zu sagen: »Er hat nie die drei kleinen Worte ausgesprochen: — Ich irrte mich!«

Mit Rahel hatten die Mutter und ich viele innige Berührungspunkte des Herzens. Mit Herrn von Varnhagen nur

einen einzigen: er hatte zugleich mit meinem armen Vater die Schlacht von Aspern mitgemacht. —

Ich spreche hier nicht über den berühmten Schriftsteller und Stilkünstler Varnhagen. Das ist nicht Sache einer ungelehrten Frau. Aber über den Menschen Varnhagen darf auch sie ein Urtheil haben. Das ist Herzens- und Gewissenssache.«

* * *

»Viele interessante und berühmte Leute sah ich in Rahel's Salon an mir vorübergleiten, ohne Allen persönlich näher zu treten. So sind manche von diesen Persönlichkeiten auch in meiner Erinnerung zu Schatten verblichen, wie sie die Laterna Magika bunt und schwankend im verdunkelten Zimmer an die Wand wirft.

Alexander von Humboldt, hoch und schlank, elegant und beweglich wie ein Franzose, tauchte oft plötzlich — blitzartig — ein aufregendes Irrlicht an Rahel's Theetisch auf, knusperte ein Paar geröstete Kastanien oder Bisquits, sagte Rahel, Henriette Herz und Bettina im Fluge die niedlichsten Schmeicheleien, plätscherte wie ein Salon-Springbrunnen von Kölnischem Wasser die zierlichsten und pikantesten Hof- und Stadtneuigkeiten in das Tassenklirren hinein, plauderte mit Herrn von Varnhagen noch zwei Minuten in der Fensternische — Stoff für die Tagebücher — und war verschwunden — wieder wie ein Irrlicht.

Der berühmte Gelehrte und Reisende hielt im Winter 1827—28 in der Berliner Singakademie Vorlesungen über »Psychische Erd- und Weltbeschreibung« — für ein recht buntes Publikum. Damen waren am zahlreichsten vertreten und auf Wunsch der Mutter, der ich nie genug lernen konnte, ging auch ich hin, so oft ich nicht im Theater beschäftigt war. Gelernt habe ich aber spottwenig von diesen gelehrten Dingen, so sehr ich auch meinen armen Kopf anstrengte. Zu meinem Trost

und zu meiner Erholung sah ich mir zwischendurch die Gesichter der anderen Zuhörerinnen an. Die schauten auch nicht drein, als ob sie mehr kapirten. Und das war wirklich eine kleine Genugthuung. — Daß Humboldt von seinen Zuhörerinnen auch nicht sonderlich viel erwartete und verlangte, beweist eins seiner vielen geflügelten — sarkastischen Worte, die schnell in Berlin coursirten.

Der Prinz August hatte ihn gefragt, ob er denn glaube, daß die so zahlreichen Zuhörerinnen seinen gelehrten Vorlesungen mit Nutzen zu folgen vermöchten?

Und Humboldt hatte lächelnd geantwortet: »Das ist ja aber auch gar nicht nöthig; wenn sie nur kommen, damit thun sie ja schon alles Mögliche!«

Humboldt, der verpariserte Salonmann, liebte seine Vaterstadt Berlin nicht und dachte ziemlich gering von den Berlinern. Ihm war Berlin »langweilig und drückend, eine intellektuell verödete, kleine, unliterarische und dazu überhämische Stadt, wo man monatelang gedankenleer an einem selbstgeschaffenen Zerrbilde matter Einbildungskraft nagt!«

Mein geliebtes altes Berlin!

Seine königliche Kammerherrn-Uniform war dem Gelehrten eine »lächerliche Kleidung« und seine Hofstellung die langweiligste, unausstehlichste . . . Warum aber trug er denn beide länger als ein halbes Jahrhundert? Doch nicht nur wegen der 5000 Thaler Kammerherrn-Gehalt? Oder aus höfischer Eitelkeit? Beides wäre gleich traurig für unseren größten Weltgelehrten.

Humboldt's schärfster und geistreichster Gegner bei Hofe war Friedrich von Ancillon, der frühere Erzieher des Kronprinzen und spätere Staatsminister. Er nannte den Alles wissenden, geschmeidigen Kammerherrn witzig: die encyklopädische Katze!

Ein heiteres Aufsehn machte es, als Humboldt der großen Naturforscher-Versammlung im Berliner Schauspielhause einen

glänzenden Thee mit Damen gab. Ich konnte von einer Galerie einen Blick auf dies bunt wogende, fröhlich lärmende Bild niederwerfen. Da war Humboldt so recht in seinem Element: wie mit Zaubergeschwindigkeit durch den Saal irrlichterirend, bald hier, bald dort an einem Theetischchen auftauchend, mit einer flüchtigen Causerie, einer Schmeichelei, einem Witz — und husch! husch! weiter!

Humboldt's älteste Freundin in Rahel's Salon war die Hofräthin Herz — die einst hoch- und weitberühmteste Schönheit Berlins. Als ich sie sah, war sie schon über sechzig Jahr alt, — aber noch immer eine anmuthvolle königliche Erscheinung mit silbergrauen Locken, den wunderschönsten siegenden dunklen Augen und einem liebreizenden Lächeln. Dabei milde und in der Unterhaltung zurückhaltend; hierin der stärkste Kontrast zu der sprudelnden Rahel und dem närrischen Zaunkönig Bettina. Aber was Henriette Herz sagte, hatte Charakter, Geist, Klarheit und war immer wohlthuend. Als ich sie nur ein Mal gesehen hatte, begriff ich sogleich die langjährige Herzensfreundschaft Schleiermachers zu der schönen Jüdin. Der kleine verwachsene Pastor an der Dreifaltigkeitskirche mit den seelenvollen Augen und dem herzenswarmen Munde, mein und der Mutter verehrter Beichtvater und auch in schwierig weltlichen Fragen unser milder Gewissensrath, liebte in Henriette Herz nicht die berauschende Frauenschönheit, — nur den schönen, klaren, großen Menschen, zu dem er nothwendig »Du« sagen mußte. — Ebenso begreiflich aber war mir, daß der siebenzehnjährige Ludwig Börne die um volle zweiundzwanzig Jahre ältere Henriette Herz bis zum Wahnsinn — ja bis zum projektirten Rattengift unglücklich lieben konnte, und daß der Staatsminister Graf Dohna-Schlobitten aller gesellschaftlichen und höfischen Vorurtheile nicht achtete und der Witwe des jüdischen Arztes Markus Herz Hand und Namen bot. Sie aber dankte ihm herzlich für Beides und — blieb Henriette Herz und Schleiermachers geistige Freundin. — Alexander und Wilhelm von Humboldt vergaßen

nie, daß Henriette Herz das erste schönheitstrahlende edle Frauen-Ideal ihrer Jünglingsjahre gewesen war. Die reizendste Frau Berlins hatte sie die ebräische Schrift gelehrt, in derselben mit den jungen Söhnen von »Schloß Langweil« (Tegel bei Berlin) korrespondirt und mit ihnen die neumodische Menuet à la Reine geübt und getanzt. Die beiden berühmten Humboldt blieben der alternden Freundin in zarten Huldigungen treu.

Welch ein Kontrast zu dieser schönen klaren hoheitsvollen Frau war — Bettina! Mit Rahel dagegen hatte Frau von Arnim sehr viel Aehnliches, ja Gemeinsames: das Sprunghafte, Wirblige, Flatterhafte, Funkensprühende, Feuerwerkartige, Explodirende, Enthusiastische, Excentrische, Elektrisirende, Kokett-Geistreiche, Jungherzig-Frische und Erfrischende — — und auch das gute, ehrliche, menschenfreundliche Herz und die unermüdlich hülfreiche, wohlthätige Hand. In schnell aufflammendem Mitgefühl für Nothleidende und Unterdrückte konnte Bettina eben so ehrliche Herzensthränen weinen, wie Rahel, eben so mitleidig klagen und zornvoll anklagen — aber auch ebenso geschäftig für die Unglücklichen laufen, schreiben, bitten, betteln, schier gewaltsam exekutiren, das Beste und das Letzte hingeben und in den Hütten der Armen und Kranken selber die helfende und pflegende Hand anlegen.

Auch hatte Bettina dasselbe liebeglühende und liebesehnende Herz, wie Rahel — und dasselbe Unglück in der Liebe. Das Herz des schon recht anständig erwachsenen »Kindes« Bettina flammte und flackerte lichterloh — daß es rings umher einen glührothen Schein und weit, weit das größte staunende Aufsehn gab — für Zeus-Goethe in Weimar . . . mochte der auch schon ihre Großmutter Sophie verehrt und ihre Mutter Maximiliane Laroche geliebt haben. Das Kind Bettina schaukelte sich und gaukelte liebeathmend auf den Knien des Olympiers, — und wenn der es auch noch so oft und zuletzt recht unsanft und immer unsanfter auf die Erde setzte — immer wieder kletterte der reizende Wildfang hinauf und schmiegte sich an

das große göttliche Herz und that wohl gar, als schliefe es dort sanft ein, wie ein unschuldig Kind auf der Mutter Schooß ... Endlich aber verlor der Weimarische Jupiter, der mit den Jahren in Herzenssachen recht sehr vernünftig und bedächtig geworden war und seine häusliche Ungenirtheit über Alles liebte, doch seine olympische Ruhe und er setzte das immer zudringlicher liebende Kind von seinen Knien gar — vor die Thür des gelben Ministerhauses auf dem Frauenplan und gebot seiner lieben Frau Christiane, die unbequeme Frau von Arnim nie wieder hineinzulassen. Das war der Frau Christiane nur eine Wonne, denn sie haßte den verliebten »Aff'«, der ihr so oft schnippisch und hochmüthig begegnet war und ihr am Ende wohl gar ihren lieben Geheimenrath abspenstig machen wollte, von ganzem Herzen und wie Cerberus hielt sie an der Thür Wache und wies der armen Bettina die Zähne und — wohl gar den Besen.

Das Kind weinte bitterlich und liebte den Weimarischen Olympier in alter Glut von ferne weiter. Da es sich nicht mehr auf seinen Knien schaukeln durfte, schaukelte es sich fortan auf seiner — Berühmtheit.

Darin waren Rahel und Bettina sich wieder gleich: in dem schier abgöttischen Goethe-Kultus! Ihr Theetisch war der Altar, an dem sie als begeisterte Hohepriesterinnen ihrem Obergott allabendlich opferten. Daß dabei für die Priesterinnen gelegentlich von den Hekatomben ein fetter Bissen abfiel, war selbstverständlich, — geheiligt durch den priesterlichen Usus der geliebten klassischen Götterzeit der Griechen.

Als Achim von Arnim todt und Goethe kaum begraben war, klettete sich Bettina's sehnendes Herz flugs an den berühmten »Verstorbenen« — bis das eitle Ich des Fürsten Pückler-Muskau des Weihrauchs, der Briefschreiberei, des Liebespielens und der ganzen armen kleinen Bettina müde war — und ihr in brüsquester Weise die Thür von Muskau wies. Daß aber dieser frivolste aller frivolen Ichlinge das große sehnende Herz der armen Bettina in ihren Briefen noch nach des

eitelsten Mannes Tode prostituirte, — diese Niederträchtigkeit hat Bettina nicht verdient.

Noch ein Mal kam eine große Leidenschaft über die alternde Bettina. Sie war schon zweiundsechzig Jahr, als sie ihr wundersames Buch: »Ilius Pamphilius und die Ambrosia« schrieb. Die alte Ambrosia-Bettina küßt dem jungen Ilius Pamphilius-Nathusius liebeselig die Locken, die Augen, den Mund, das Herz, die Hände und die Füße . . . und verlegen, hölzern steht der um volle dreißig Jahr jüngere Ilius Pamphilius dabei und läßt Kuß, Liebe, Ambrosia geduldig-ungeduldig über sich ergehen.

Bettina selber hat wohl nur eine einzige heiße, dauernde Liebe eingeflößt. Aber es war die sturmbrausende — titanenhafte Liebe eines Ludwig van Beethoven. Seine letzte! Er liebte das reizende neckische originelle Kind von fünfundzwanzig Jahren vom ersten Sehen in Wien (1810) an — bis an seinen Tod. Diese Liebe begeisterte ihn zu neuen unsterblichen Kompositionen. Er hätte wohl gar den »dummen Streich« begangen und Bettina geheirathet, wenn sie ihn hätte haben wollen. Aber er war ihr doch zu taub, zu grillenhaft, zu »wüscht« — und sie heirathete gleich nach der Heimkehr aus dem Stegreif ihres Bruders Clemens Freund: Achim von Arnim.

Als ich Bettina bei Rahel kennen lernte, war sie schon vierzig Jahr, aber noch eine anmuthige Erscheinung voll Jugendlichkeit, Leben und Grazie. Sie war klein, zierlich und hatte in ihrem Aussehn und in ihrer wirbelnden Beweglichkeit etwas Knabenhaftes. Dazu stimmten ihre kurzen dunklen Locken, die das Köpfchen frei umflatterten, ihre blanken großen italienischen Augen und starken Augenbrauen, ihr dunkles einfaches Kleid mit dem altdeutschen weißen Klappkragen, ihre naive Kindlichkeit und ihre kecken jungenhaften Manieren. Sie hüpfte trällernd durchs Zimmer, spielte mit einem Apfel Fangeball, voltigirte kühnlich über einen Sessel, versteckte meiner Mutter das Strickzeug, warf mich beim Thee mit Brodkügelchen und

machte einen Heidenlärm. — Ludwig Tieck erzählte mir später in Dresden: Bettina, schon lange verheirathet, saß bei mir wie ein Junge auf der Sopha-Seitenlehne und wenn Leute zu mir kamen, glitt sie gleich einem lachenden Kobold geschwind hinter die Lehne hinab, knabberte und piepste dort in der heimlichen Ecke wie ein Mäuschen und schalt nachher, wenn wir wieder allein waren, in ihrem geliebten Frankfurter Dialekt: »Lasch doch die dumme, wüschte Mensche nich immer herein, wenn die Bettine da isch. Ich hab Dich lieb — lieber als sie Alle!«

Der ganze Eindruck war fremdartig, halb Puck, halb Sylphe. Man konnte sich lebhaft denken, daß Bettina in ihrer Jugend bei der Frau Rath und bei Goethe das Kind »Mignon« reizend spielte, ja daß sie sogar mit Grazie kindlich und kindisch unartig sein konnte, — nach ihrem Motto:

Ich bin so froh und heiter,
Meine Stimmung ist so rein,
Und wenn ich einen Fehler beging
So kann es keiner sein!

Bei der vierzigjährigen Frau aber erschien für schärfere Augen und Ohren diese ewige Kindlichkeit und vordringliche Naivetät doch etwas forcirt, ja kokett — und man begriff Rückert's Spottwort:

Bettina macht mir Angst
Und Rahel macht mir bange ...

Den Hauptunterschied zwischen Rahel und Bettina, die so viel Aehnliches und Gemeinsames hatten, versuche ich in den Worten auszudrücken: Bettina war ganz ewig gährende Poesie, die mit dem Klärungsprozeß nie völlig fertig wird und immer am Gefäß haftet, — Rahel ganz ewig gährende klärende Philosophie voll größter Selbständigkeit, im Leben und Denken.

Rahel selber urtheilt über die Bettina meiner Berliner Tage: »Frau von Arnim ist von allen, die ich kannte, die geistreichste Frau. Man möchte sagen: ihr Geist hat die meisten

Wendungen. Ihr Geist hat sie, nicht sie ihn. Was wir Ich nennen können, ist nur der Zusammenhang unserer Gaben, und die Regierung derselben, die Direktion darüber. So wie Frau von Kalb jeden Gesichtskreis als solchen verlassen und in der Gewißheit, einen neuen zu finden, freudig sein kann; so leuchtet, oder blitzt wenigstens bei Frau von Arnim Mißvergnügen gegen das eben gefundene hervor und dieses spornt sie an, um jeden Preis Neues hervorzufinden; — dies Verfahren aber kann nicht immer ohne Störung vorgehen.«

Jetzt folgt eine Reihe mehr oder weniger nebelhafter Schattenbilder der Erinnerung, die ich der geistigen Verbindung wegen hier aber doch nicht fehlen lassen möchte.

Von Achim von Arnim weiß ich nur, daß er mir neben seiner Gattin furchtbar ernsthaft, still und ehrbar vorkam.

Clemens Brentano sah ich nur ein Mal flüchtig. Ich fand ihn wunderlich und für meine Heiterkeit gar zu weinerlich. Man sagte und lachte: er hat mal wieder mystische Klosterschmerzen, wie andere Leute — Migräne! Er redet immer davon: nur hinter katholischen Klostermauern wohnt der wahre Friede! — aber er findet doch: draußen lebt sich's angenehmer und lustiger.

Friedrich Baron de la Motte-Fouqué, der Dichter des »Zauberring« und der »Undine« lebte die Wintermonate in Berlin, den Sommer in Nennhausen. Eine schöne milde ritterliche Erscheinung, wohlwollend, wahr, treu und echt vornehmbieder. Die Jugendfreundschaft mit Varnhagen war stark gelockert, seit Fouqué — »fromm« geworden war. Besser harmonirte Varnhagen mit der noch immer lebenslustigen geistvollen Baronin Karoline, die auch Romane schrieb und deren stürmische Jugend noch pikantere Romane lebte.

Auch der poetische Kriminalrath Eduard Hitzig, der Präsident der literarischen »Mittwochgesellschaft« und hülfreiche Freund aller Poeten und Poetinnen, war Herrn von Varnhagen »zu fromm« geworden, seit er sich hatte taufen lassen.

Grade bei meiner Ankunft in Berlin machten Hitzigs Bücher über seine verstorbenen Freunde: Zacharias Werner und E. T. A. Hoffmann großes Aufsehn. Recht begreifen konnt' ich aber nie, wie Eduard Hitzig die unglückliche Liebe der armen Fanny Tarnow, der glühenden Romanschriftstellerin, zu sein vermochte. Und doch soll sie ihm gegenüber ziemlich stark — Bettina gewesen sein. Aber auch der kühle Kriminalrath hatte seine energische Christiane: — die praktische Tante Lotte, die Freundin seiner verstorbenen Gattin, die Erzieherin seiner schönen Kinder und unerbittliche Wächterin am Eingange zu seinem Herzen und zu seinem angenehmen Hause.

Adalbert von Chamisso war keine Salonfigur. In Haltung und Kleidung vernachlässigt, schweigsam bis zum Mürrischen, machte er anfangs wohl den Eindruck eines armen Hypochonders. Aber wenn ein Funke des Gesprächs zündend in seine Seele fiel, wenn sein reines graublaues Auge aufleuchtete, sein gutes mildes Gesicht, edel und hager, von langen silbernen Locken umzittert, sich röthete, sein anmuthiger Mund beredt wurde — — dann war Chamisso unbeschreiblich liebenswürdig, wie man sich den Dichter so viel reizender, herzenswarmer Lieder dachte.

Professor Eduard Gans, noch in den Zwanzigen, war eine auffallende, in gewissem Sinne: schöne Persönlichkeit. Sohn eines reichen jüdischen Banquiers, der durch den Tod des stark verschuldeten Prinzen Louis Ferdinand funfzig tausend Thaler ohne große Schmerzen verlieren konnte, hatte er ganz seiner juristischen und philosophischen Ausbildung gelebt und sich dazu auf großen Reisen eine vielseitige Weltbildung erworben. Mit siebenundzwanzig Jahren schon Professor an der Berliner Universität geworden, schrieb er zu seiner Erholung geistesscharfe Kritiken über Literatur und Theater — (auch ich kleines Subjekt diente seiner philosophischen Feder zuweilen als Objekt) — und redete allabendlich sich und etliche Salons schier zu Tode. Die beweglichste und schneidigste Zunge, die mir je

vorgekommen ist. Dabei konnte der Athem der gedrungenen starken Figur kaum mitkommen, das runde Gesicht wurde beängstigend roth, die orientalischen Augen starrten weit offen und das krause schwarze Haar erhob sich förmlich vor unseren Augen. Rahel, Varnhagen und Ludwig Robert patronisirten den jungen Freigeist und Feuerkopf sehr.«

* * *

»Zum Schluß noch zwei Porträts aus Rahel's Kreise, die wieder klarer, lebendiger vor meinem rückblickenden Auge auftauchen: Ludwig und Friederike Robert! Fast gleichzeitig mit meinem Abgange vom Königstädter Theater hatten Beide Berlin verlassen und zwei Jahre in Paris und Karlsruhe gelebt. Ich war natürlich nicht wenig gespannt auf die persönliche Bekanntschaft meines geistvollen, freundlichsten Kritikus im »Morgenblatt«. Endlich sollte ich ihm bei Rahel begegnen, konnte ich ihm danken.

Ludwig Robert war keine so sonnige, lebensfrische Natur, wie Schwester Rahel. Eine schmächtige, fast dürftige Gestalt, blaß, kränklich, ernst, ja finster, mit scharfen jüdischen Zügen trat mir entgegen. Ihm fehlte des Lebens Sonne: fröhlicher dauernder Erfolg — in der Welt und auf den Brettern! Dazu hatte ihn das unsterbliche, fluchwürdige Hepp! Hepp! sein Leben lang gehetzt, bis er fast zum Menschenhasser geworden war.

Und doch war Ludwig Robert ein echter Dichter, ein edler wahrer Mensch. Rahel nannte ihn ihren Lieblingsbruder — ihren Religionsbruder.

Ihr Vater war der reiche Juwelenhändler Markus Lewin; Rahel 1771, Ludwig 1778 in Berlin geboren. Nach des strengen und orthodoxen Vaters Tode verließ Ludwig den Kaufmannsstand und den Glauben seiner Väter, viel früher als Rahel. Er nahm den Namen Ludwig Robert Tornow an. In dem geistreichen Kreise, der sich um seine Schwester bildete, erkannte er seinen Dichterberuf. Mit Chamisso, Hitzig, Franz

Theremin, Wilhelm Neumann und Varnhagen stiftete er 1803 den poetischen »Nordsternbund«. Bald darauf brachte er »Die Ueberbildeten«, eine moderne Nachbildung von Moliere's »Précieuses ridicules« auf die Berliner Bühne — mit Seitenhieben gegen die neue Schlegelsche Schule. Das Stück gefiel. Der einundzwanzigjährige Dichter träumte himmelstürmende Poetenträume . . . Träume!

Iffland war kein sonderlicher Freund von witzig-satirischen Theaterstücken. Er liebte mehr das hausbacken Bürgerliche. Er ließ Ludwig Robert, dessen Talent grade im Witz und in der Satire am brillantesten sprudelte, bald ganz fallen. Der junge Dichter haßte Iffland sein Leben lang kaum weniger, als Rahel. Seine Bitterkeit spritzte er in Epigrammen aus, wie:

»Talent hieß einst in alter Zeit,
Von Gott verlieh'ne Fähigkeit.
Drauf ward Talent
Ein Kompliment,
Und das verlangt heut Jedermann,
Der schmieren oder klimpern kann.«

Seine »Kämpfe der Zeit« — glühende Freiheitslieder, einem reichen warmen Gemüth und der Trauer über Deutschlands Erniedrigung unter Napoleons Henkerhand entsprungen, erweckten rauschende Begeisterung — — um eben so schnell im wildflutenden Strome der Zeit unterzugehn und vergessen zu werden.

Gleichzeitig trafen den Dichter und den Menschen tiefschmerzliche, erschütternde und erbitternde Schläge — in dem »Juden«.

Seine ganze dramatische Kraft hatte er in dem Trauerspiel »Die Macht der Verhältnisse« niedergelegt. Es war ein Tendenzstück, ein Kampf gegen die Standes-Vorurtheile der vornehmen Gesellschaft. Aber grade diese Gesellschaft war mächtig genug, das Stück des »frechen Juden« volle zehn Jahre lang von der Berliner Hofbühne fern zu halten. Erst

1825 wurde »Die Macht der Verhältnisse« in Berlin aufgeführt. Ich durfte zu meiner Freude vom ersten Abend an drin mitwirken. Darüber später ausführlich in dem Kapitel: »Ludwig Devrient«.

Und zu gleicher Zeit, als er an der »Macht der Verhältnisse« dichtete, liebte Ludwig Robert in Dresden eine berückend schöne Frau — bis zum Wahnsinn. Sie war eine Kokette. Sie ließ sich die poetischen und goldenen Huldigungen des reichen jungen Mannes sehr wohl gefallen — — und gab dann lachend dem »Juden« den Laufpaß . . .

Wie tief verwundet — mit vergiftetem Pfeile — muß das arme Herz gewesen sein, aus dem in jenen Tagen das wehmüthig-bitterste aller Sonette quoll:

Wenn der ein Jud' ist, der im Mutterleibe
Verdammt schon war zu niederm Sklavenstande,
Der ohne Rechte lebt im Vaterlande,
Dem Pöbel, der mit Koth wirft, eine Scheibe;
Dem gar nichts hilft, was er auch thu und treibe,
Deß Leidenskelch doch voll bleibt bis zum Rande:
Verachtungsvoll und schmachvoll und voll Schande?
Dann bin ich Jud' — und weiß auch, daß ich's bleibe.
Und wenn der Christ ist, der sich streng befleißet
Sein Erdenkreuz in Demuth zu ertragen
Und die zu lieben, die ihn tödtlich hassen;
Glaubend, daß Alles, was sein Herz zerreißet,
Der Herr, um ihn zu prüfen, zugelassen?
— Dann bin ich Christ! das darf ich redlich sagen!

In Karlsruhe, wohin Ludwig Robert seiner Schwester Rahel 1816 gefolgt war, sollte der Arme endlich der Frau begegnen, die berufen war, für zehn Jahre die Sonne seines durchdüsterten Lebens zu werden. Aber erst nach langen, schweren Kämpfen. Denn sie war das Weib eines Andern — eines Unwürdigen!

Friederike Braun wuchs auf als Tochter eines armen, kinderreichen Schulmeisters zu Schwäbisch-Gmünd — das

schönste, lieblichste Mädchen im Schwabenlande, frisch wie eine Frühlingsblume, fröhlich wie ein Waldvögelein.

So fand sie der Italiener Primavesa. Entzückt von ihrer Schönheit, gab er sich als reicher Freiersmann ... Welch ein Glück für das arme Mädchen! — dachten die Eltern. Friederike wurde sein Weib und folgte ihm nach Karlsruhe — — in die elendeste, schmachvollste Ehe. Das waren die Tage, in denen ich als Kind anstaunend die wunderschöne, traurige Frau an mir vorübergehen sah ... Dann traf ich sie häufig mit Ludwig Robert auf Spaziergängen — und meine kleinen Ohren hörten hin und wieder im Spielkränzchen der Mutter: wie die Karlsruher über dies Spazierengehn der Madame Primavesa mit dem Herrn Robert die Köpfe schüttelten ... So vergingen Jahre. Inzwischen dichtete Ludwig Robert für unsern genialen Konzertmeister Friedrich Ernst Fesca, den berühmten Violinspieler und originellen Komponisten, den Text zu der Oper »Omar und Laïla«, in der ich später auf der Karlsruher Hofbühne mitwirkte ... Endlich ging durch die Stadt das alarmirende Gerücht: der schändliche Primavesa hat seine schöne Frau an den Dichter Robert verkauft — für viele, viele Tausende ...

Genug: Ludwig Robert heirathete 1822 die geschiedene Frau Primavesa — und sie liebte und verehrte ihn ihr Leben lang wie einen rettenden Gott. Er hatte für ihre Befreiung wirklich den größten Theil seines Vermögens geopfert — und jetzt fangen die Briefe mit ebräischer Schrift an, in denen die gute Rahel ihrem theuren »Religionsbruder« heimlich ihre Ersparnisse schickt, daß seine Frau von diesem neuen drückenden Opfer nichts erfährt. Und wie liebt Rahel die liebe schöne »Rike«, die ihren Bruder so glücklich macht!

Friederike Robert blüht in diesem neuen Glück wieder jugendfrisch und fröhlich auf. Ganz Berlin ist entzückt von der wunderschönen Schwäbin, die so »gesund und mit so weißen Zähnen« lacht, so reizend Hebels alemannische Gedichte vor-

trägt, selber so niedliche naive Gedichtchen macht und so vogelfrisch singt! Ihre Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit wird von den Poeten um die Wette besungen: von Fouqué, Achim von Arnim, dem jungen Russen Graffunder, dem dicken Breslauer Schall — und erst von Heine!

Heine ist 1823 in Berlin Rahel's und der Musen ungezogener Liebling. Er läßt sich von der »lieben guten kleinen Frau mit der großen Seele« — »der geistreichsten Frau des Universums« geduldig »hobeln«, widmet ihr heimlich seine Lieder und versucht sogar, ihr zu Liebe auch — Goethe zu lieben. Für Ludwig Robert hat er die wärmste Freundschaft und für die »schöne Rike« brennt er lichterloh. Er ist nicht nur der eifrigste Mitarbeiter an dem von ihr redigirten und bei einem Verwandten, dem Buchhändler Braun in Stuttgart, erscheinenden Almanach: »Rheinblüten« — er wirbt auch Immermann und andere Freunde dafür. Er schreibt über die schöne Robert: »Sie vereinigt in sich die Jokaste und die Julia, das Antikste und das Modernste« — und singt ihr den Sonettenkranz:

Friederike.

Verlaß Berlin, mit seinem dicken Sande
Und dünnen Thee und überwitz'gen Leuten,
Die Gott und Welt, und was sie selbst bedeuten,
Begriffen längst mit Hegelschem Verstande.

Komm mit nach Indien, nach dem Sonnenlande,
Wo Ambrablüten ihren Duft verbreiten,
Die Pilgerschaaren nach dem Ganges schreiten,
Andächtig und im weißen Festgewande.

Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,
Am heil'gen Ufer Lotosblumen ragen
Empor zu Indra's Burg, der ewig blauen;

Dort will ich gläubig vor Dir niedersinken,
Und Deine Füße drücken und Dir sagen:
Madame! Sie sind die schönste aller Frauen!

. . . . . .

Ein Bild! Ein Bild! Mein Pferd für'n gutes Bild!
Womit ich Dich vergleiche, Schöne, Feine,
Dich Unvergleichliche, Dich Gute, Reine,
Die mir das Herz mit heitrer Lust erfüllt!
. . . . . .

»Ja, Du bist schön, Du schönste aller Frauen!« —

Ich sehe Friederike Robert noch vor mir in ihrer strahlenden, imposanten Schönheit, besonders an einem heiteren Gesellschaftsabend bei Hofrath Heun. Wir hatten nach Herzenslust mit einander geschwäbelt, Hebelsche Gedichte deklamirt, gesungen, gelacht und getanzt. Glühend vom Lachen und Tanzen machten wir mit einander Toilette zum Nachhausegehn. Wie war Friederike wunder-wunderschön in ihrem purpurnen Atlascapuchon, mit der reinen weißen Stirn, den hervorquellenden nachtdunklen Locken, mit den leuchtenden großen schwarzen Augen und den glühenden Wangen! Dazu die königliche Figur!

Der alte galante Clauren rief entzückt aus: »Rika, wie Juno!« — Dann bekam auch mein weißer Schwan-Capuchon sein Kompliment: — »und Hebe!«

Auf der Gemälde-Ausstellung 1826 erregte Friederike Roberts Bild, von Eduard Magnus in Paris gemalt, das größte Aufsehn. Rahel schreibt darüber dem glücklichen Robert und zugleich für uns eine reizende Charakteristik der holden Frau: Ich war zum dritten Mal auf der Ausstellung — »um Riken's Bild zu sehn, wovon die ganze Stadt, jeder nach seiner Weise sprach; höre nun die meinige. Ein Maler, der eine so vollkommen schöne Person so ähnlich machen kann, reißt sich selber die Lorbeerzweige vom Baum, die man ihm flechten muß. Augen, Stirn, Haare, vortrefflich; Haltung, Miene! bei dieser bleib ich stehn. Wer solch vollkommenen Zügen die Miene abgewinnen kann, ist ein halber Künstler; wer sie wiedergeben kann, ein ganzer. Weil vollkommen schöne Gesichter beinah keine Miene machen können . . . Rike aber hat eine

Miene, die das Glück hat, ihr bestes Innere auszudrücken, es ist die Festhaltung mannigfacher Bewegung ihrer Gedanken und ihres Zumutheseins. Es ist der Moment, wenn sie etwa einer guten, hübschen, geehrten Frau vorgestellt wird, wo sie aufmerksam, klug und unschuldig ihren Gegner — der gegenübersteht — betrachtet, zugleich weiß, daß sie betrachtet wird und in kindischer Bescheidenheit ihr Bestes aus der Seele reicht, und doch fürchtet zu mißfallen, welches eine leichte menschenfreundliche Scham auf das schöne Gesicht führt: dann ist sie schön und äußerst hübsch; und diese schöne Miene, diesen herrlichen Ausdruck hat der glückliche Magnus mit seinen Augen abgeschöpft, mit den Kußhänden auf die Leinwand gebannt. Heil ihm! ... Sie hat noch einen Moment zum Malen: den, wenn sie sibyllenartig aussieht und mit keinem Menschen, keinem »Gegner« zu thun hat, ganz allein steht mit ihrem angebornen Muth — von der besten Sorte — zornfertig, nur fertig, er könnte kommen, wenn er sollte — und allein mit der Natur, die sie wohl zu schauen und, ihrem Wesen nach, zu fassen weiß ... Mit der Nase aber hätte Magnus glücklicher verfahren können ... die schöne Nase muß er mir (trotz des darauf gehaltenen Schatten) zeigen ... Die Miene aber dieses Bildes ist so vortrefflich, daß ich's besitzen möchte, weil ich dadurch unsere Rike zehn Mal des Tages lieben würde. Wenn sie diese Miene macht, berührt sie gradezu mein Herz: diese Miene spricht um einen Beifall an, den der innerste Mensch nie versagt; weil der beste innre ihn fordert. Bravo Magnus! Schön gesehn, Stirne, Augen, Augenbrauen vortrefflich. Es hängt auch Tizians Geliebte oben, die sieht Rieken sehr ähnlich: die hat mehr Fülle, mehr Weiches, aber weniger Geisterartiges ...«

Glücklicher Robert! Und — doch nicht glücklich! Das Theater verbitterte ihn mehr und mehr. Seine fein satirischen Lustspiele: »Der Paradiesvogel« und »Cassius und Phantasus, arg romantische Komödie mit Musik, Tanz, Schicksal und Verwandlung« — die alte Romantik und neumodische Schicksals-

tragödie scharf geißelnd, gingen an der großen Menge unverstanden und spurlos vorüber, machten ihrem Dichter aber in »höheren Sphären« viel Feinde. Darum wurde auch sein harmloses Scherzspiel »Staberl in höhern Sphären«, für das Robert der echte Berlinische Witz so reich zu Gebote stand, obgleich 1825 in der »Königstadt« anonym gegeben, doch von den gegen den »Juden« und Verfasser der »Macht der Verhältnisse« erbitterten Garde-Offizieren furchtbar zu Tode gepocht und gepfiffen. Und mit dem mächtigen »Komödien-Schulze« lebte Robert schon seit Jahren in grimmem Federkriege.

Auch der schnelle Verfall der »Königstadt« verdüsterte ihn sehr. Denn welche Hoffnungen für einen neuen Frühling des deutschen Theaters und — für eine freundliche Erntezeit seines Talents hatte er auf dies »Volkstheater« gebaut!

Umsonst! Umsonst gelebt, gestrebt, gelitten, gekämpft!

Immer düsterer wurde es um ihn und in ihm. Nur im kleinen vertrauten Kreise an Rahel's Theetische konnte er noch lachen — ohne Bitterkeit. — Dort habe ich ihn eines Abends — wie er mir selber mit feuchten, glänzenden Augen sagte — sehr beglückt. Ich sollte Etwas deklamiren — und ich sprach mit Komik eine komische Episode aus Ludwig Robert's »Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt«, an Ludwig Tieck gerichtet:

»Die edlen Freuden Berlinischen Thee's!

Lampen und Kerzen,
Brennende Lichter,
Erloschene Herzen
Gemachte Gesichter.
Dort Federn und Spitzen
Und türkische Shawle,
Sind Damen, sie sitzen
Im Kreise, im Saale;
Und ferne stehen
Die Söhne, die Gatten,
Ein Haufen Krähen
Mit weißen Kravatten.
Grüßendes Neigen,
Tonloses Summen,
Verlegenes Schweigen,
Hochmuths-Verstummen.
Ein laulich Gebräue,
So schwächlich gegohren,
Wie lieblose Treue
Von Gleichmuth geboren.

Langweil und Ekel
Und Kuchen und Torte,
Man öffnet den Deckel
Des Pianoforte;
Nun trillern und stümpern
Die Virtuosen
Und Tassen klimpern
Und Diener tosen;
Es flüstern und zischeln
Die Frau'n unersättlich,
Und rufen dazwischen
Ihr: Bravo! Ihr: Göttlich!
Es werden die Zimmer
Stets heißer und enger,
Und immer und immer
Die Weile länger;
Bis endlich die Wagen
Gemeldet werden,
Um Dank zu sagen
Für alle Beschwerden.
Zuletzt und am Ende
Recht um uns zu necken
Die Diener die Hände
Entgegen uns strecken;
Die muß man nun füllen,
Sie kriegen das Beste,
Und lachen im Stillen
Der albernen Gäste!«

»Also doch nicht ganz umsonst gesungen!« — sagte er herzlich und drückte mir warm die Hand.

Es war das letzte Mal, daß ich ihn sah — sie alle: Rahel, Friederike und Ludwig Robert.

Die Julistürme 1830 regten Ludwig Robert's Nerven furchtbar auf. Man fürchtete das Schlimmste für ihn. Im nächsten Jahr um dieselbe Zeit nahte zum ersten Mal die schreckensvolle Cholera. Robert's Aufregung wuchs beängstigend. Er floh mit seiner holden Frau nach Baden-Baden. Dort ist er am 5. Juli 1832 am Nervenfieber gestorben. Seine treue Friederike, die ihn mit Aufopferung gepflegt hatte, folgte ihm nach wenigen Wochen in's gemeinsame Grab.

Rahel überlebte ihren geliebtesten »Religionsbruder« nur neun Monate. Sie starb am 7. März 1833 an Brustkrämpfen.

Ich weiß nicht, welche Grabschrift ihren Hügel auf dem Friedhofe vor dem Halleschen Thore zu Berlin schmückt, wo auch ihr Fleck und ihre Friederike Unzelmann-Bethmann — und auch Iffland schlummern. Aber ich weiß keinen schöneren Nachruf für die berühmte, geistreiche Rahel, als das Wort ihres angebeteten Goethe:

Hülfreich, edel und gut!«

4. Eine heitere Kunstpause.

Weißt Du, worin der Spaß des Lebens liegt?
Sei lustig! — Geht es nicht, so sei vergnügt,
Sei Dir nur selbst getreu,
Und was die Leute meinen
Sei Dir dann einerlei.

Goethe.

»Meine unfreiwillige Muße, die plötzliche Verbannung von den heißen, aber doch immer noch heiß geliebten Brettern des »Königstädter Theaters« — diese Pause in meiner vergötterten Kunst bis zu ihrer neuen, schöneren Blüte auf der königlichen Bühne sollte mir bald in einem rosigeren Lichte erscheinen — als in jener dunklen Stunde, wo mir von den racheschnaubenden Herren Direktions-Aktionären meine Lieblingsrollen abgefordert wurden. . . . Dank der mir ewig unvergeßlichen liebenswürdigen Theilnahme und Güte der Berliner, die sich förmlich überboten, mich vergessen zu lassen, daß es in Berlin auch Dornen gibt!

Rahel's Bekanntschaft und Liebenswürdigkeit gegen mich fällt ja auch wie ein freundlicher Sonnenstrahl in diese anfangs so thränenreiche Kunstpause.

Vor mir liegen wieder alte, vergilbte Briefblätter mit verblichenen Schriftzügen. . . . Ein junges, freudebebendes Herz hat sie einst — vor einem halben Jahrhundert diktirt — eine warmpulsirende, rosige Mädchenhand hat sie niedergeschrieben. . . . Sie waren an das beste, treueste warmfühlende Bruderherz gerichtet. . . .

Dies Herz, das die frischen, sprudelnden Schriftzüge damals mit Jubel gelesen, hat schon lange ausgeschlagen. . . .

Eine alte Frau legt die vergilbten Briefblätter zu den trockenen — aber immer noch lieb duftenden Blumenblättern ihrer Erinnerungen. . . .

Berlin, Dezember 1824.

Der Strudel des geselligen Lebens hat uns seit einigen Wochen erfaßt und unaufhaltsam mit fortgerissen! Dankbar gerührt von den Beweisen des Wohlwollens, vermochten wir es nicht, die vielen herzlichen Einladungen zurückzuweisen. Bälle, Konzerte, Diners, Soupers, Familienfeste, sogar ein kleiner intimer Maskenball wechselten in bunter und schnellster Reihenfolge. . . . Und was steht noch in Aussicht bis Neujahr, wo meine unfreiwilligen Ferien zu Ende sind!

Wer hätte gedacht, lieber Louis, daß Eure kleine Komödiantin in dem kritisirenden, selbstbewußten, gelehrten Berlin Aufsehen erregen würde! Ungern von der grollenden Königstädter Direktion entlassen, — von der königlichen Intendanz mit Freuden engagirt — und, — was die Mutter am Meisten freut — im geselligen Leben so ausgezeichnet und gesucht . . . darf man da mit 16½ Jahren nicht ein wenig übermüthig glücklich sein? Ja, mon frère, ich bin seit dem »Turnier zu Kronstein« das enfant gâté der Berliner, — mein succès außerhalb der Bühne übertrifft womöglich noch den bretternen. Die gute Mutter wird nicht müde zu wiederholen: »Lina, diese Epoche wird wohl die glücklichste Deines Lebens bilden. Theile nur Louis Alles ausführlich mit, damit Du in trüben Zeiten Dich einst an der Schilderung wieder erfreuen kannst!« — Ich bitte mir daher aus, diese Briefe — Deiner unrühmlichen Gewohnheit gemäß — nicht zu vernichten; — obwohl ich zu hoffen wage: erst nach vielen, vielen Jahren in der Lage zu sein, mich daran erquicken und aus diesen Zeilen Muth schöpfen zu müssen.

Die Mutter hat Recht, ich bin förmlich berauscht von all' dem Erlebten, glücklich in der schönen, heiteren Gegenwart

— der Zukunft übermüthig fröhlich entgegensehend! Die ausgestandenen Alterationen sind weggewischt aus dem Gedächtniß — und mit Lust und Zuversicht gehe ich an meine neue Aufgabe bei der königlichen Bühne. Ein ganzer Pack allerliebster Rollen wurde mir schon abgeliefert: — »Strudelköpfchen«, aus dem Französischen, — »Die Gouvernante«, von Körner, — Wilhelmine, aus der »Entführung«, von Jünger, — »Die Nachtwandlerin«, Operette von Karl Blum, für Madame Neumann komponirt, — und der Edwin in »Raoul de Crequi«. ... Also, singen wird die kleine Komödiantin nun auch noch gar? Ja, Herzenslouis, ich bin so kühn! Karl Blum hat bereits meine Gesangsfähigkeit geprüft, und folgenden Urtheilsspruch der hohen Intendanz vorgelegt: »Nicht starke, aber wohlklingende Altstimme. Richtiges Gehör. Musikalische Ausbildung. — Summa: für Operetten und nicht zu schwere Gesangspartieen vollkommen genügend!« — Die berühmte Unzelmann-Bethmann hatte in früheren Jahren den Edwin gesungen. Recht wehmüthig stimmte mich der Anblick der vergilbten Rolle; neben dem ausgestrichenen verblichenen Namen der auf immer Verstummten lacht mein junger, lebensfrischer, von Graf Brühl's fester Hand geschrieben. Für mich ein mahnendes Memento mori! — kein triumphirendes vive le Roi! Ich übernehme die geistige Erbschaft der großen Künstlerin mit ernster Andacht — sie ist mir wie ein Gruß aus Jenseits: »Strebe beharrlich vorwärts, um der Ehre würdig zu sein, mich ersetzen zu dürfen; es ist schwer, Lorbern zu pflücken — auch ich mußte sie erkämpfen!«

Und welche, — und wie viele jugend- und glückstrahlende Namen werden einst — vielleicht bald neben meinem verblaßten stehen?!

Doch — laß Dich nicht irre machen durch die momentane Sentimentalität Deiner Schwester — meine Mobilität wächst im Gegentheil riesig. Leicht ergriffen — noch schneller getröstet, erscheint mir mein Charakter für den erwählten Beruf ganz geeignet.

Und nun, mein Bruder, zu meinen neuen Erlebnissen! Freund Bethmann hätte zu keiner passenderen Zeit in Berlin wieder eintreffen können, als während meiner unfreiwilligen Ferien. Seine beruhigenden Versicherungen trugen viel dazu bei, uns wieder heiter zu stimmen. Bethmann lobte meine Selbstüberwindung: der momentan glänzenden Stellung entsagt zu haben, um eine in den Augen der Welt unbedeutendere, aber fördernde einzunehmen. Er sagte: »Dieser Schritt — anscheinend rückwärts, wird Sie nicht gereuen, da Sie wahre Liebe und Achtung für Ihren Beruf empfinden!«

Der erste Besuch unter Bethmann's Protektion wurde Madame Eunicke abgestattet. Bethmann wollte die Runde mit mir bei seiner ältesten, bewährtesten Freundin beginnen. Madame Eunicke spielt die komischen Alten mit Humor und liebenswürdiger Anmuth. In jüngeren Jahren war sie eine berühmte Gesangssoubrette. Die älteste Tochter Johanna ist eine sehr beliebte Sängerin, der Vater war einst ein herrlicher Tenorist. Seine erste von ihm geschiedene Gattin ist die berühmte Hendel-Schütz, die Schöpferin der lebenden Bilder in Deutschland, die Meisterin in der Attitüde und Mimik — Mutter von sechzehn Kindern und soeben auch von ihrem vierten Manne geschieden.

Ich fand eine wahrhaft liebenswürdige, glückliche Künstlerfamilie, das innige Liebesband von gegenseitiger Achtung geknüpft. Zwei reizende Mädchenknospen blühen neben der Schwester Johanna auf; Käthchen war meine anmuthige, talentvolle Kollegin in der »Königstadt«. Bald fühlte ich mich in diesem harmonischen Kreise wie zu Hause. Ich wurde gefragt: welche Vorstellung auf der königlichen Bühne und welcher Künstler mich am mächtigsten ergriffen habe? Ich war schnell fertig mit dem Wort: Ludwig Devrient! Begeistert fuhr ich fort: »Wie hat er mich als Mercutio entzückt, — als »armer Poet« gerührt, — in den »Drillingen« erheitert, — und als Raimbaut in »Waise und Mörder« und in den »Galeeren-

sklaven« — entsetzt! Aber wie sieht der unsterbliche Devrient denn außer der Bühne aus? — wird man denn nicht geblendet von den Strahlen seiner merkwürdigen Augen?« — Da lächelte Madame Eunicke: »Sie sollen ihn nächsten Sonntag bei uns sehen — ja, prosaisches Mittagsbrod mit dem Unsterblichen essen! Er flieht zwar jede Geselligkeit, besonders wenn Damen die Mehrzahl bilden, nur zu uns kommt er gern. Aber — liebe Enthusiastin, verlieren Sie nicht Ihr Herz, denn das seinige ist felsenhart und nicht gestimmt, ein verlorenes Herz aufzuheben. Und sollte Ihrer Holdseligkeit es vorbehalten sein, dies Herz zu erweichen — so würde ich Sie beklagen. Ich schätze Devrient als unseren Freund und den größten Künstler unserer Tage, — aber zur Frau möchte ich ihm keine meiner Töchter geben!«— »Er will uns ja auch gar nicht!« fiel das junge Trio lachend ein. — »Um mich armes Ding wird ein Ludwig Devrient auch nicht minnen!« schloß ich mit Resignation. — »Sie sollen ihm gegenüber sitzen«, flüsterte mir der Vater zu, — »da können Sie den Weiberfeind so recht con amore betrachten und — bestricken . . . aber ja unbemerkt, — denn wähnt er sich beobachtet, so wird er verlegen wie ein schüchternes Mädchen.«

Drei Wochen vorher hatte ich als Minna von Barnhelm zu sagen: »Eine Freude erwarten ist auch eine Freude!« Wie fühlte ich die Wahrheit dieser Worte, — wie freute ich mich auf den Sonntag! Endlich, endlich waren wir bei Eunickes, — endlich trat Ludwig Devrient in's Zimmer. Ernst und blaß, doch mit milden Zügen stand er vor mir und sagte in bezaubernd anmuthiger Weise freundliche Worte seinen Freunden, — dann mir, der jungen Kollegin, Wohlwollendes, Ermuthigendes! — Devrient war schwarz gekleidet, fein, elegant, er sprach leise, einfach, — aber wie zur Unterhaltung gezwungen, — bis er später bei Tische lebhafter wurde. Sein schwarzes, voll gelocktes Haar, die marmorweiße Stirn, die kühnen Augenbrauen mußten schon frappiren; aber die magnetisch anziehenden

dunklen Augen, welche bald wie Lorenz Kindlein blickten, so gut, so fromm — bald aufblitzend von Geist und Leben, — fesselten mich unwiderstehlich. Der hübsch geformte Mund, den selbst beim Lächeln Wehmuth umzitterte, das eigen Traumartige, Zerstreute in seinem ganzen Wesen rührten mich tief. Ich fühlte die innigste Sympathie mit dem bescheidenen, sich so anspruchslos zeigenden Mann, der es gar nicht zu wissen scheint, daß er der größte Mime seines Jahrhunderts ist! Ich hätte ihm Angenehmes, Beglückendes sagen mögen — denn ich fühlte den edlen, neidlosen Charakter des seltenen Künstlers heraus — und die Gewißheit, bald mit Devrient spielen zu können, beseligte mich wahrhaft; die Chikane der Aktionäre, — die Rolle der Gräfin Elsbeth — — ja selbst der geliebte blinde Theaterschimmel — Alles ist verschmerzt!

Herr Kapellmeister Schneider*) und seine sanfte, gemüth-

---

*) Georg Abraham Schneider, 1770 in Danzig geboren. Ein glänzender Virtuose auf dem Waldhorn, kam er in jungen Jahren als Kammermusikus an den buntbewegten Hof des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg. Nach des Prinzen Tode, 1802, wurde Schneider in Berlin Kammermusikus und später unter Spontini Kapellmeister der Oper. Er studirte als erste Kapellmeisterthat Mozart's »Cosi fan tutte«, von Herklots als »Verhängnißvolle Wette« bearbeitet, neu ein. Seinem Sohne Louis aber sollte es erst gelingen, Mozarts herrlicher Oper einen würdigen Text zu geben, der noch heute auf allen ersten Bühnen gesungen wird: »So machen sie's Alle!« — Kapellmeister Schneider schrieb selber neun Opern, unter denen »Aucassin und Nicolette«, Text von dem vielgewandten Koreff, dem Leibarzt und diplomatischen Vertrauten des Fürsten Hardenberg, in Berlin das meiste Aufsehn machte, — außerdem Ouvertüren und Zwischenaktsmusik zu »Romeo und Julie«, — »Jungfrau von Orleans« und »Sappho«. Ihm verdanken wir die korrekte Instrumentirung der berühmten Faust-Kompositionen des Fürsten Radziwill. Mozart war sein Ideal, sein hohes Vorbild. Er starb 1839 als Direktor sämmtlicher Militär-Musik-Chöre des königlichen Gardecorps und Mitglied des Senats der Akademie.

Seine Töchter Maschinka und Johanna wurden geschätzte Sängerinnen. Maschinka gehörte 1832 der Deutschen Oper in London an, zugleich mit der Schröder-Devrient und dem Tenoristen Haitzinger. Sie entzückte die Englän-

liche Gattin sind uns auch schon sehr lieb geworden. Es muß einem behaglich zu Muthe sein bei diesem biederen, wohlwollenden Paar. Ein liebliches Töchterlein umschwirrt anmuthig die Eltern und singt allerliebst. Der Sohn befindet sich auf Reisen. Wie heimelte es uns an, wenn die Frau Kapellmeisterin mit überströmender Liebe von ihrem Louis erzählte, von seinem eisernen Fleiß, seinem Streben, und wie er zu den größten Hoffnungen berechtige! Unsere Mutter sprach dann natürlich auch von ihrem herzlieben Louis, und so gestaltete schon der erste Besuch sich gemüthlich erquickend.

Von besonderem Reiz für mich war mein Besuch bei der Witwe des berühmten Heldenspielers Ferdinand Fleck, jenes leuchtenden Sterns am Theaterhimmel der Berliner Nationalbühne zur Glanzzeit Iffland's. Beide ruhen jetzt schon still und erloschen draußen auf dem grünen Friedhofe vor dem Halleschen Thore. Sophie Louise Fleck, früher eine glänzende Liebhaberin, ist seit 1808 mit dem Kammermusikus Schröck verheirathet. Sie hat das mild weibliche Wesen unserer Mutter, eine flötenartig weiche und volltönende Stimme und das schönste und reichste Haar, das ich je gesehen. Ihre Schönheit war mir schon im »Käthchen von Heilbronn« aufgefallen; eine schönere Mutter Wetter's von Strahl kann man sich kaum denken — und doch ist sie bereits 48 Jahre alt. Auch jetzt bei Tage sah sie überaus anmuthig aus. Ihr von mir am meisten bewundertes Haar hat jenen bezaubernden röthlich goldenen Reflex, wie auf vielen alten Heiligenbildern der italienischen Maler. Es ist so üppig, daß sie es nur dicht geflochten tragen

---

der besonders als Aennchen im »Freischütz«. Später sollte ich das liebliche Mädchen als sehr beliebte Kollegin und Gattin des Konzertmeisters Schubert in Dresden wiederfinden. Dort lebt sie noch heute.

Johanna heirathete den Komiker Freund in Mannheim, ließ sich aber bald als Sängerin pensioniren.

Louis Schneider wurde mein werther Kollege an der Königlichen Bühne. Dort werden wir ihm später wieder begegnen.

kamm, gleich einem Diadem um den Kopf gewunden. Auf meine unverhohlene Bewunderung sagte sie: »Und doch ist mir die Haarfülle eine große Last und macht mir oft Kopfschmerzen, so daß ich die Flechten lösen muß!« Nun bat ich sie, sich mir doch einmal so zu zeigen, — und sie ließ, wie ein junges Mädchen erröthend, die Prachthaare niederfallen. Der schönste Goldschleier, den ich je gesehen, umwallte sie, wie das Schwesterchen von den sieben Raben im Walde. Denke Dir dazu: feine Züge, ausdrucksvolle blaue Augen, lieblichen Mund, herrlichen Hals und Arme, schmale Kinderhändchen, Cendrillonfüße . . . und die deutsche Ninon de Lenclos steht vor Dir, — aber eine edle Ninon, mit allen häuslichen Tugenden geschmückt!

Madame Schröck spielt das ältere Fach, die Tante im Bräutigam aus Mexiko, auch dann und wann Lieblingsrollen, wie die »Eifersüchtige Frau«, von Alexander Wolff vortrefflich unterstützt. Der poetische Romeo, Fernando, der brillante Don Cesar — hat sich hier plötzlich und wie durch Zauber in den — einfältigsten Pantoffelmann verwandelt. Die Scene des Revoltirens, wo er in komischer Verzweiflung ausruft: »Auch ich will einmal Austern essen!« — und dabei mit gleichen Füßen den kühnsten Luftsprung vollführt, erregte die ungeheuerste Heiterkeit, — aber ich, die ich doch sonst so gern mitlache, verargte es fast dem Künstler: aus den idealen Schöpfungen herausgetreten zu sein, denn die Darstellung streift an die Posse. Die Mutter fühlte gleich mir, rieth aber zu schweigen . . .

Du fragst, ob Madame Milder-Hauptmann noch an die Emmeline in der »Schweizerfamilie« erinnere, die uns Kinder damals in Karlsruhe so entzückte — bezauberte? — Ach, Louis — wie ward mir das Herz so weh . . . über das Verblühen und Verblassen und Verwehen des armen Menschenlebens, da das Ideal unserer frohen Kinderjahre jetzt vor der jungen Kollegin stand: — — eine Marmorstatue, der es erlaubt worden, sich auf Augenblicke zu beleben! Keine Miene zuckte in dem edel

geformten Gesichte, die Augen blickten kalt — fast starr — wie abwesend. Gleich schweren Regentropfen fielen die Worte langsam — eintönig von den blassen Lippen. Sie sagte mir durchaus kein unfreundliches Wort — sie sprach verständig, gebildet und mit einer gewissen stolzen Sicherheit ... aber ich fühlte mich in ihrer Marmornähe mit erstarren und kürzte den Besuch ab.

Und doch, wie bewundere ich die vierzigjährige Frau noch heute auf den Brettern als Iphigenie, als Elvira im »Don Juan«, als Fee in Spontini's »Nurmahal« und vor Allem als Alceste ... die junonische, plastisch schöne Gestalt, das tragische Spiel, den Zauber der metallreichsten, süßesten Stimme! ... Sie soll auch im bürgerlichen Leben gut und sehr wohlthätig sein ... aber die Grazien standen nicht an ihrer Wiege — oder — was muß dies Herz erlebt haben, ehe es so erstarren konnte!

Spontini könnte als Pendant zur Milder dienen, was die Theilnahmlosigkeit, das kalte zurückhaltende Wesen betrifft. Nur muß die Milder mit einer edlen Marmorstatue, und Spontini mit einer Wachsfigur verglichen werden.

Der italienische Maestro hat unschöne Züge, gelbweißlichen Teint, trägt große Vatermörder, immense weiße Halsbinde, in welche sein Kinn stets zu versinken droht. Die schwarzen Haare sind als ungewöhnlich hoher Titus frisirt, die Nase flach, der Mund breit. Die hagere Gestalt sieht vornehm aus, besonders wenn sie vor dem Dirigenten-Pult steht und äußerst graziös den kleinen Stab schwingt. Spontini steht beim Könige in großer Gunst — beim Publikum aber fast gar nicht. Nur Rahel bewundert ihn, wie alles Italienische in Musik und Tanz.

Frau von Spontini, eine geputzte Französin, hat das exklusive Wesen ihres Mannes angenommen und gleich ihm noch nicht zehn Wörtchen Deutsch gelernt. Sie spricht nur von ihrem Paris — gleich einer unglücklich hieher Verbannten.

Sie bewohnen ein prachtvolles Logis, sind von vielen dienstbaren Geistern umschwirrt und machen ein glänzendes Haus.

Spontini lebt mit dem Grafen Brühl auf mehr als gespanntem Fuße — aber er ist allmächtig, kann seine neu komponirten Opern nach Belieben und mit größter Verschwendung in Scene setzen, hundert Proben halten und die Stimmen der armen Sänger und Sängerinnen auf seinen beliebten Ambossen langsam zu Blech hämmern ... Niemand darf ihm hineinreden. Der König schützt ihn.

Das Publikum hat seine letzten Schöpfungen nicht beifällig aufgenommen und wirft ihm mit Recht Mangel an Melodie und zu massenhafte Orchester-Begleitung vor. Freunde Spontini's behaupten, durch die immerwährenden Angriffe der Kritik und die Kälte des Publikums sei sein Gemüth so verbittert worden. Daß »Die Vestalin«, »Ferdinand Cortez« zu den Meisterwerken zählen, scheint ihn nicht zu beglücken. Graf Brühl hat viel von seinen Prätensionen zu leiden.

Und diesem steinernen Gaste mußte ich bei einem Diner, von seinen wenigen Verehrern ihm gegeben, gegenüber sitzen, — sogar ein weihrauchduftiges Gedicht vortragen. Madame Milder, Madame Schulz — unsere Primadonnen — saßen zu seiner Rechten und Linken, Madame Spontini neben mir. Bei Tisch wurde aus seinen Opern rauschende Musik gespielt. Nach meiner Deklamation wurde ihm mit Tusch und Vivats ein Lorberkranz überreicht. Ich sah — o Wunder! — die wächsernen Züge Spontini's einen milden Ausdruck annehmen und etwas wie Thränen in den harten Augen blinken ... Sie brachen sich aber keine Bahn — diese Gefühl verrathenden, Herz erfrischenden Tropfen! Der Italiener hatte den Augenblick der Rührung leicht überwunden; gefaßt, wie vorher berechnet, theilte er den Lorberkranz und überreichte die Hälften Madame Milder und Madame Schulz, in gebrochenem Deutsch hinzufügend: »Sängerinnen — Lorber — gebührt — mir — Sieg — — verholfen.«

Wie gerne hätte ich ihm zugerufen: Nicht einmal für Augenblicke können Sie gemüthlich deutsch empfinden, selbst nicht im Kreise Ihrer Verehrer — und möchten doch bei Deutschen Sympathie erwecken! —

Da wurde mir es klar, daß Graf Brühl mit dem versteinerten Maestro viel auszustehen hat. Graf Brühl, ganz Hingebung und Begeisterung für die königliche Bühne, er, der Goethe und Schiller gekannt, Zeuge klassischer Darstellungen in Weimars Glanzperiode gewesen, — muß so den Intriguen des schlau berechnenden Italieners nachstehen! — Allgemein wird behauptet, daß der hochbegabte Intendant nicht allein Kunstsinn — auch Kunstkenntniß besitze, — seine Mitglieder zu schätzen wisse und selbst, wenn er Tadel aussprechen muß, nie verletze . . .«

* * *

. . . »Einen sehr genußreichen Abend verlebten wir bei dem guten alten Zelter. Daß ich ihn bei seiner Tochter, der Doktorin Rintel, unserer liebenswürdigen Hausgenossin kennen lernte, habe ich Dir früher schon geschrieben. Aber nicht, daß ich gleich den ersten Abend den Ehrenplatz an seiner Seite erhielt und daß wir uns gegenseitig sehr gut leiden können. — Zelter liebt es, des Sonntags im kleinen Kreise bei der Doktorin zu speisen und dann werden auch wir häufig dazu eingeladen. Für mich jedes Mal ein Fest. Zelter haßt allen Prunk und flieht elegante Visitenzimmer, sowie große Gesellschaften. Einstens hatte die Tochter ihn zur Einweihung eines Ballsaales herbeizulocken gewußt. Lange grollte Zelter aber, daß sie mit dem alten Vater paradiren wolle. — Als ich den großen, ernsten Mann zum ersten Mal sah, verstummte ich verschüchtert; seine blauen, ausdrucksvollen Augen schienen bis in den Kern meines Herzens dringen zu wollen — doch bald blickten sie freundlich mild — er vermochte wohl in den meinen keine Abgründe zu entdecken. Er sprach zu mir in väterlichem

Ton und munterte mich auf, unverzagt meine Ansichten zum Besten zu geben. Wie herzlich lachte er über drollige Einfälle! »Ich liebe fröhliche Jugend!« sagte er, — »nur frisch in's Leben geschaut, übermüthige Blondine . . . es wird leider schon anders kommen!« — Zelter erinnert an Aloys Schreiber und Hebel, das gleiche biedere Wesen, das kluge Sprechen, die edlen Züge . . . nur, ich möchte sagen, umfließt ihn noch der Reiz als Komponist und Freund Goethe's, der sein Abgott ist. Wie oft faßte ich seine weiche Hand und küßte sie — rasch — ehe er es verhindern konnte; — und so wurde mir denn die seltene Ehre zu Theil, von ihm eingeladen zu werden, denn er empfängt selten Gäste und lebt sehr zurückgezogen, sorglichst gepflegt von seiner jüngeren Tochter Dorothea, welche jeden Heirathsantrag zurückgewiesen, um sich ganz dem Vater widmen zu können; ein sanftes, liebenswürdiges Mädchen. Als wir in's Vorzimmer getreten — ich zitternd vor freudiger Erwartung, denn Zelter hatte verkündet, Louis Berger, der seelenvolle Komponist und beliebteste Klavierlehrer Berlins, und Mendelssohn, sein bester Schüler, Sängerinnen mit süßem Sopran und herrlicher Altstimme würden anwesend sein — kam uns Dorothea entgegen und flüsterte: »Nur ganz leise — bis die Diskussion beendet ist, die Herren sprechen eifrigst über die Urtheilsfähigkeit des Berliner Publikums, — hören Sie?« — — — Da vernahmen wir eine jugendlich helle Stimme: »Wie grausam sind Ihre bewunderten Musikkenner mit meinem ersten Versuch — mit meiner Operette verfahren!« — und eine tiefere, gemüthvolle Stimme fügte hinzu: »Ich mußte während vierzehn Tagen das Bett hüten, so hatte mich die Gemüthsbewegung ergriffen — das Mitgefühl für meinen jungen Freund!« . . . Das war der ehrliche Ludwig Berger. — Zelter erwiderte in seiner voll und kräftig klingenden Redeweise: »Hat nicht der beste Mensch seine Launen, — darf ein Publikum nie irren? Und dennoch sind meine Berliner wahre Kunstverehrer; Felix Mendelssohn-Bartholdy wird bald den entmuthigenden Eindruck verschmerzt

haben und glänzende Anerkennung erringen. Im Uebrigen: Vivat Genius und hol' der Teufel alle Kritik! . . .«

Wir folgten Dorothea in den Saal — und nun gab es seltene Genüsse für Geist und Ohr. . . . Berger und Mendelssohn spielten vierhändig — dann Mendelssohn Solo — Zelter schlug mächtige Akkorde an — ergreifende Choräle, und begleitete der seelenvollen Altstimme eines jungen, schönen, bleichen Mädchens seine herrlichen Goethelieder: »Rastlose Liebe« und »Der König in Thule«. . . . Zelter flüsterte ihr vor dem letzteren Liede zu: »Bitte, sanft und frei — als säßen Sie am Meeresufer ganz in Gedanken versunken.«

Und wie durchschauerte mich das wundersame Lied — besonders der Schluß:

Und warf den heilgen Becher
Hinunter in die Fluth! —
Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief in's Meer
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

die Töne, traurig verhallend — wie in's Meer versinkend. ... Die andere Schülerin mit der Sopranstimme trug »Rose, die Müllerin« von Berger vor, dann sein »Veilchen«, — ein wehmüthig klagendes Lied, welches der Arme nach dem Tode seiner Frau komponirt hat:

»Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchen's Locken schmückte,
Als ich zum ersten Mal beim Tanz
Sie schüchtern an mich drückte. . . .«

Zwölf Jahre hatte Berger in St. Petersburg, von Field protegirt, sich übermenschlich angestrengt, um sein Hannchen, die geliebte Braut, heimführen zu können, und nach einem Jahre glücklichster Ehe — starb sie sammt dem Kinde. — Da verließ Berger Petersburg und zog nach Berlin. Er ist all-

gemein geachtet, von seinen Schülern innigst verehrt, nicht nur als ausgezeichneter Klavierlehrer, sondern als fein gebildeter, geistreicher Mann. Seine Physiognomie trägt noch die Spuren tiefen Grames, auch sieht er kränklich aus; aber man empfindet Sympathie für den so schwer Geprüften. Sein Benehmen ist gewinnend und sein Aeußeres wie das eines vierzigjährigen deutschen Gelehrten, der aber die Toilette — nicht vernachlässigt.

Mendelssohn ist der anmuthigste Jüngling, den man sich denken kann. Kaum achtzehn Jahre alt, das dunkle Haar gescheitelt, die sanften, braunen Augen, der liebliche Mund, schönes Profil . . . könnte er als Benjamin einem Maler zum Modell dienen. Ja, wie ein echter Benjamin, »ein Sohn des Alters«, — ein »Sohn der rechten Hand« (ich hoffe, Du bewunderst meine ebräische Gelehrsamkeit!) — erschien mir Mendelssohn, wenn er so liebevoll, so kindlich Zelter und Berger ansah, so zutraulich sprach.

Lächle nicht über diesen Vergleich, Louis — Du weißt, wenn ich Jemand schildere, versuche ich es nach Bildern zu thun. So möchte ich Zelter mit Jakob vergleichen, denn patriarchalisch zeigt sich der gute Alte in seinem würdevollen und doch so einfach edlen Benehmen. —

Es war hohe Zeit, daß wir uns zum Souper niederließen und als Sterbliche den guten Sachen zusprachen, — denn alles Gehörte, Empfundene, hatte uns in fieberhafte Aufregung gebracht — wenigstens mich und Mendelssohn. Seine Wangen glühten gleich den meinigen, und Zelter sagte scherzend: »Die Augen der lieben Jugend glänzen gleich dem Karfunkel!« — Es wurde viel geplaudert, auch gelacht; selbst Berger wurde heiter und verglich Zelter mit einem Dirigenten, der mit Wohlgefallen sein Orchester den Gaben Gottes zusprechen sieht.

Dabei muß ich Dir eine reizende Anekdote vom alten Zelter erzählen, obgleich man sie eigentlich aus seinem eigenen derb-humoristischen Munde hören sollte.

Der alte Herr — er ist schon ein Sechsundsechziger — geht eines Abends in tiefen musikalischen Gedanken von der Singakademie nach Hause . . . Vor ihm her trottet ein echter Berliner Schusterjunge, in jeder Hand einen neuen blankgewichsten Stiefel taktmäßig schlenkernd, und singt aus vollem Halse das populärste aller Berliner Straßen- und Salonlieder:

»Wir bri—in—je—en Dich den Ju—um—pfe—ern—kranz«

— Aber merkwürdig! Weiter kommt der kleine Pechfink nicht. Nach 'ner Pause fängt er seinen Jungfernkranz wieder von vorn an, womöglich noch schreihalsiger.

Lange hält Zelter dies Ohrenmartyrium nicht aus — und als der Junge zum zwanzigsten Mal seinen Jungfernkranz gebracht hat, fällt hinter ihm eine tiefe Baßstimme mächtig ein:

»Mit veilchenblauer Seide!«

Was thut nun aber mein Junge? Was würdest Du gethan haben, Louis, wenn Du ein unverfrorener, pechhändiger, schreihalsiger Schusterlehrling wärest? Ich, mein Bruder, — hätte der liebe Gott meine arme Seele in einen ungewaschenen, wichsduftigen Schusterjungenleib fahren lassen — auf Stiefel! ich würde noch lauter, noch heller weiter gesungen haben:

»Wir führen Dich zu Spiel und Tanz«

— in der lustigen Erwartung, mein Hintermann würde fortfahren:

»Und ausgelassner Freude!«

Aber nein, Louis, wir Beide haben keine blasse Ahnung von einer rechten, mit echtestem Berliner Straßenwitz ausgepichten Schusterjungenseele. Also höre und nimm — kein Exempel dran.

Mein Junge dreht sich also mit beiden geschlenkerten Stiefeln in größter Pomade um, guckt dem alten Zelter kühnlich unter die Brillengläser und sagt mit der größten Ruhe:

»Hören Se, Männeken, Se — wenn Se sich den jrünen

Jumfernkranz mit de veilchenblaue Seide sinjen wollen, dann können Se ihn sich ooch alleene anfanjen!«

Spricht's, macht Kehrt, singt unbekümmert die erste Zeile Jungfernkranz dahin und läßt den alten Zelter anfangs ziemlich verblüfft und mundtodt dastehn — bis sein echter derber spreeathenischer Humor wieder Oberwasser bekommt und er dem Jungen ein kräftiges: Bravo! Bravissimo! nachlacht.

Dabei wurden dann noch zwei andere köstliche Berlinische »Schusterjungen-Anekdoten« erzählt. Die erste ist eine ganz echte pechduftige und ihr Held wirklich ein Lehrling vom Pfriem. Ich hörte sie bei Rahel.

Als der junge Doktor Markus Herz, der spätere Gatte der berühmten Schönheit Henriette Lemos, zum ersten Mal aus seiner ostpreußischen Heimat, aus der philosophischen »Stadt der reinen Vernunft« in den Siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Berlin kam, verlor er auf der Reise einen — Pantoffel. Eiligst läßt er einen Berliner Schuster-Meister kommen und bestellt einen ganz gleichen Pantoffel dazu: — »aber ja ganz gleich, Meister!« — Herr Pechdraht verspricht sein Möglichstes zu thun. — Bald steht der ungewaschenste, wichseglimmrigste, pechklebrigste Schusterjunge mit dem alten und neuen Pantoffel vor dem jungen Philosophen. Dessen Auge prüft das künstlich verbundene Alt-Neu-Pantoffel-System, auf dessen Erfindung sein rein-vernünftiger Kopf ein wenig stolz ist. Aber das System klappt in der Ausführung durchaus nicht: weder hinten noch vorn, nicht in der Länge und nicht in der Breite — und nun gar die Disharmonie der Farben! Mit recht unphilosophischer Heftigkeit fährt der Philosoph den Jungen an: »Bursche, und diese Pantoffel sollen einander gleich sein?«

Der Junge aber verliert seine Ruhe keinen Augenblick. Mit keckem Erstaunen sieht er dem Fremden ins Gesicht und dem Gehege seiner blitzenden Zähne enttönt es schlagfertig: »Aber

jutestes Herreken, kommen Se denn aus dem unjebildeten Mohrenlande, daß Se nich mal wissen: uf Jottes Erdboden jibt es reinemang keene zwee Dinje nich, die eenander janz eenjal sind?«

»Und ich stand da wie ein begossener Pudel vor diesem jungen Philosophen in der Schusterschürze!« — pflegte Markus Herz seine eigene Anekdote lächelnd zu schließen. »Meine ganze Schulweisheit wußte auf seinen Naturwitz nichts zu erwidern. Ich bezahlte ihm den ungleichen Pantoffel und seine Stegreifslehre obenein mit einem ungewöhnlich großen Trinkgelde. Aber vor dem schlagfertigen Witz und scharfen natürlichen Verstande der Berliner hatte ich durch diesen lumpigen Schusterjungen einen solchen heillosen Respekt bekommen, daß ich mich lange in keine gelehrte Gesellschaft wagte!«

Im Uebrigen ist hier in Berlin der Begriff »Schusterjunge« der weiteste. Alles Jungenhafte, das sich auf den Straßen herumtreibt, für sein Leben gern Mundharmonika, Maultrommel, Brummtriesel, Anmäuerlen spielt, Maikäfer fängt und massakrirt, schlafende Droschkenkutscher kujonirt, ihren Pferden die Schwanzhaare ausrupft und sie dann in falscher Direktion in Bewegung setzt, selbst die gewiegtesten Hökerinnen um einige Aepfel und Birnen, Johannisbrod und Lakritzen beschummelt, — ein Schrecken aller Damenschleppen, Herrenperrücken und frischpolirten Parterrefenster — von wegen der kleinen nichtsnutzigen harmlosen Wasserspritzen und der überall nahen offenen schmutzigen Rinnsteine, — alles Jungenhafte, das kein höheres Vergnügen kennt, als einen allerliebsten Straßenauflauf um ein Paar sich beißende Hunde oder gar um eine lustige kleine augenzerbläuende, naseneinschlagende Keilerei, — keine größere Delikatesse, als: Wurstsuppe, Käsestulle und Weißbier, — und kein höheres Ideal, als dereinst in goldner Gesellenfreiheit und silberner Zahlungsfähigkeit Sonnabend Abends bei Wisotzki Erpelgreifen und Sonntag Nachmittags in

der Hasenhaide »mit Damen« Blindekuh und »Ich hab' verloren meinen Schatz, ich werd' ihn suchen müssen!« spielen und Abends den »Vogelfänger« tanzen und Blauen Montags durch die Straßen randaliren und singen zu können — — vor Allem aber jeder Straßenjunge, der voll der nichtswürdigsten und in ihrer witzigen Originalität doch allerliebsten, bewundernswürdigsten Pfiffe und Kniffe ist, sich nie und nirgends verblüffen läßt und stets die impertinenteste, lustigste, schnotterigste, witzigste, perplexirende Antwort — auf Berlinisch: Schnauze! — bei der Hand hat — — das Alles, Louis, und noch vieles Andere gehört in Berlin zum Begriff: Schusterjunge und Schusterjungenwitz! — mag es auch sonst zum Hobel, zur Backmulde, zum Amboß, zu den Drucklettern oder — zur ewigen freien Sonnenbruderschaft geschworen haben!

Wahrhaftig die längste Periode, mon frère, die ich in meinem jungen Leben geschrieben habe. Meine Feder — noch von Dir in Karlsruhe so meisterlich geschnitten! — ist auch ganz außer Athem. Aber mein Professor würde strahlen!

Und nun die »unechte« Schusterjungen-Anekdote!

Als im vorigen Jahre unsere wunderschöne Kronprinzessin, Elisabeth von Bayern, — Du erinnerst Dich, wie wir in Baden-Baden besonders ihre großen, herrlichen Augen anstaunten und sie zum Unterschiede von ihren vielen Schwestern immer: »die bairische Prinzessin mit den Thurmaugen« nannten! — also als Kronprinzessin Elisabeth ihren prachtvollen Brauteinzug durch das Brandenburger Thor und die Linden hielt, hatte natürlich ganz Berlin sich herangedrängt, sie zu sehen. Besonders unter den Linden stand die Menge Kopf an Kopf. Darauf hatten die industriösen Schusterjungen — echte und unechte — spekulirt. An jedem Baum »unter den Linden« — es sind, ebenso wie bei den »Schusterjungen«, außer Linden auch Kastanien, Rüstern und alle möglichen anderen Bäume

darunter — stand ein Junge mit einer Leiter und pries mit gellender Stimme die schönsten Aussichtsplätze auf seiner luftigen Naturtribüne an: »Immer 'ran, meine Herren, noch sind die allerpikfeinsten Plätze uf meinen Boom zu haben, das Rufsteijen un'n Stehplatz man zwe Jute, ein nobler Sitzplatz uf'm Ast nach eijener Wahl vier Jute, Damen, Militärpersonen un Kinder unter zehn Jahren die Hälfte. Immer 'ran, meine Herrschaften, noch blüht das Jeschäft, jleich laß ich Sie die allerneuste un allerschönste Kronprinzessin sehn . . .«

Das Geschäft blühte wirklich. Alle Bäume hingen voll Schaulustiger. Mancher Ast brach und mancher ungeflügelte Vogel purzelte auf die Köpfe der höhnenden Menge herab. Endlich war der prachtvolle Brautzug vorüber. Ihm nach drängten sich die Neugierigen dem Schlosse zu. Auch die glücklichen Inhaber der Baum-Tribüne wollten niedersteigen — — aber die Leitern waren fortgezogen. Die Schusterjungen standen dabei mit nichtswürdig spöttischen Augen und den breitesten grinsenden Mäulern.

»Junge, die Leiter heran!«

»Erst Jroschen her, Männeken!«

»Aber Du hast ja Deine Taxe richtig erhalten!«

»Keene Bejriffsvermenjelirung nich, Verehrtester. De zwee un de vier Jute waren vor's Rufsteijen un de Steh- un Sitzplätze. Nu haben Se noch jefälligst acht Jute vor's Runtersteijen zu berappen. Sonst nie nich! Umsonst is in Berlin nich mal der Tod, höchstens das Herabsprinjen von'n Boom un das Arme- un Beenebrechen . . .«

Wie ich diese kecken, lustigen, nichtswürdig-witzigen Berliner »Schusterjungen« liebe, Louis! Meine ganze, durch unser treuestes, feinfühligstes Mütterchen so sorgsam eingeschläferte alte Bruchsaler Jungennatur wird in mir wieder rebellisch, wenn

ich diese jungen Straßenkomiker ihre Witze reißen höre und — sehe, — und die Mutter hat immer Himmelangst, daß ich mal lustig mit ihnen anbinde. Aber manch Stück Pfefferkuchen und andere Leckereien habe ich ihnen doch schon unbemerkt zugesteckt. Dafür behandelt die ganze Couleur unseres Alexanderplatzes und der Königstraße mich auch äußerst anständig, und als ein Neuling aus einem fremden Stadtviertel mich gestern mit einem Schneeball beglückte, haben die Andern ihn furchtbar durchgewichst. Wie leid that mir der arme Junge! Denn ich weiß noch recht gut, wie wonnig es ist, in den frischen weichen »ballenden« Schnee mit beiden Händen zu greifen und den wohlgebildeten Schneeball in der nächsten Sekunde auf dem Rücken des Ersten — Besten zerstieben zu lassen. Ach, Louis, unsere reizenden kleinen Bruchsaler Schneebataillen zwischen Russen und Franzosen, natürlich bei Moskau — mit Schneefestungen und Schanzen und Laufgräben und stürmischen Ausfällen und Hurrah! Cara memoria! Die zuckte mir auch gestern mal wieder in allen Fingerspitzen und schon hatte ich in den Schnee gegriffen, um dem Jungen, dessen Schneeball mir auf dem Rücken brannte, tapfer einen Revanche-Ball zu versetzen ... Aber da hättest Du unser Mütterchen hören sollen: »Lina, wie kann ein gebildetes Mädchen in Deinen Jahren — und noch dazu in dem so hoch- und fein gebildeten Berlin ...«

Ach, Louis, die Berliner Bildung ist mein einziger Kummer! Du hast gar keinen Begriff, was Alles dazu gehört, um hier für gebildet zu gelten! Und die Mutter will durchaus eine höchst gebildete Tochter haben. Ob das absolut nöthig ist, Brüderchen? Aber Du kennst ihr Sprüchlein:

Immer vorwärts mußt Du streben,
Nie ermüdet stille stehen,
Willst Du die Vollendung sehen!

Wenn's mir nur nicht so furchtbar sauer würde, eine gebildete

Berlinerin zu werden! Welche Stunden muß ich hier noch nehmen! Alle Vormittage sind vollständig besetzt und ich sehne mich schon deswegen furchtbar nach dem Beginn der Proben auf der königlichen Bühne, um dadurch einige Lektionen los zu werden. Daß ich noch bei den besten Lehrern Klavier- und Gesangunterricht habe, macht mir natürlich große Freude. So ziemlich auch noch dramatische Aesthetik, Geschichte und Literatur, anknüpfend an meinen Unterricht bei Aloys Schreiber. Aber schon »höhere Stilübungen« sind fürchterlich, wie der Knabe Karl! Merkst Du davon schon Etwas an meinen Briefen, Louis? Ich nicht das Geringste. Besonders kann ich meinem alten-Professor die Perioden nie lang und kunstvoll genug bilden. Nur, wenn er einen Satz zwei — drei Mal lesen muß, um ihn überhaupt zu verstehen, ist er zufrieden. Jene Schusterjungen-Periode da oben würde ihm sicher ein freundliches Schmunzeln entlocken, wenn der Stoff ihm nicht zu ungebildet wäre. Ich aber nähe lieber mit kurzem Faden und traue hierin mehr der Praxis unserer alten buckligen Näh-Katherine in Karlsruhe, die da zu sagen pflegte: »Kind, Kind, nur faule Näherinnen fädeln lang ein, nicht dran denkend, wie leicht sich das lange Garn verheddert!« — als meinem gelehrten Professor. Denke Dir, letzt hat er mir aus meinen kurzen Satzfäden eine »Muster-Periode« von 2¾ Schreibseiten zusammengeknüppert und sich selber nicht weniger als fünf Mal dabei verheddert. Und dafür gibt die Mutter 16 Jute pro Stunde! — Mit wahrem Ingrimm streicht der Professor mir aber meine vielen »frauenzimmerlichen« Gedankenstriche heraus*). — Und nun gar Metaphysik und Logik! Schrecklichster der Schrecken! Noch dazu Professor Kant's Logik! Brrr! Zu Anfang kam mir wenigstens der Name recht komisch vor, weil wir als Kin-

*) Das erlaubt sich auch der Herausgeber nicht selten, wenn auch — ohne pädagogischen Ingrimm. A. W.

der den geliebten harten Brodknust immer »Professor Kant« nannten. Aber das Lachen verging mir bald, als die Geschichte mit dem subjektivischen und objektivischen Begriff und Sein und Wesen losging. Denk' nur mal an Mephisto's Logik von der Logik:

»Zuerst Collegium logicum!
Da wird der Geist Euch wohl dressirt,
In spanische Stiefel eingeschnürt,
Daß er bedächt'ger so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn
Und nicht etwa, die Kreuz und Quer
Irrlichterire hin und her.
Dann lehret man Euch manchen Tag,
Daß, was Ihr sonst auf Einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken, frei,
Eins! zwei! drei! dazu nöthig sei ...
Das Erst' wär' so, das Zweite so,
Und drum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär nimmermehr ...«

Und ich, Louis, bin das arme Schülerlein:

»Mir wird von alle dem so dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum!«

Ganz amüsant ist hin und wieder die griechische und römische und nordische »Mythologie für Damen«, obgleich ich eigentlich nicht recht einsehe, was Mlle. Lustspiel mit all dem alten ausrangirten Götter-Krimskram soll. Aber hin und wieder gibt's doch eine kleine romantische Liebesgeschichte. Die von »Amor und Psyche« ist reizend und jetzt verstehe ich erst recht, was die Hendel-Schütz uns in Karlsruhe als Psyche mimisch-plastisch bot.

Als die Mutter mir nun aber auch noch gar mit »General Baß«, analytischer Physik, Trigonometrie und Astrono-

mie kam, da rebellirte ich ernstlich: wer dann von uns Komödie spielen solle, wenn meiner Mutter Tochter vor lauter à la Schwedentrunk eingetrichterter Gelehrsamkeit überschnappe oder gar ein Blaustrumpf würde! — Louis, was von Beiden wäre Dir das Furchtbarste bei Deinem Schwesterchen? Ich meine: Blaustrumpf! Entsetzlich! Aber, nicht wahr, Du glaubst doch auch, daß ich keine krankhafte Anlage dazu habe? Sonst beschwöre ich Dich bei Deiner brüderlichen Liebe: wende Deine ganze männliche Autorität als älterer Bruder und Deine berühmte Unwiderstehlichkeit bei chère mère an: daß sie wenigstens »die Logik« — und, wenn's sein kann, auch noch den »höheren Stil- und Periodenbau-Professor« von meinem Lektionsplan streicht. —

A propos! Ich habe Dir auch einen neuen, sehr ernsthaften Anbeter zu notiren. Anbeter im Allgemeinen, die zur Visitenstunde im schönsten Putz ihre Aufwartung machen, feurig die Hände küssen, Blumen, Gedichte und wohlriechende Flacons überreichen, auf Bällen sich mit der Angebeteten die galoppirende Schwindsucht angaloppiren, nach Limonade und Eis springen, nieleere Bonbonnièren führen, in Konzerten hinter unserm Stuhl stehn, zärtlich säuseln, die Mantille tragen, nach dem Kutscher rufen und im Mondschein wohl gar ein halb Stündchen unter unserm Fenster schwärmen . . . solche musterhafte Anbeter kann eine prima amorosa anständiger Weise nur nach Dutzenden zählen. Auf jedes Dutzend kommt aber »nach meiner Erfahrung« nur ein einziger ernsthafter Anbeter: der nicht nur Liebe schmachtet, sondern mit seinen glühenden Huldigungen auch zugleich eine ganz respektable Hand zu Füßen legt und kreuzunglücklich ist, wenn sie nicht aufgenommen wird. Solch ein liebenswürd'ger, nicht mehr ganz junger Jüngling ist Mr. Yes, ein englischer Arzt, mit einem sehr langen blassen Gesicht, roth-blond, den allerlängsten Armen und Beinen, die

ich je gesehn habe, einem entsprechend langen dünnen Halse, fußbreiter Kravatte, schaudervollem Französisch und dem allerschaudervollsten Deutsch. Dieser Mr. Yes hat nun den Spleen, mir durch seinen Groom jeden Morgen ein reizendes Bouquet zu senden und überdies einen vier Seiten langen ernsthaftesten Heirathsantrag in besagtem Französisch. Dazu kommt, daß Jung-England keine drei Worte schreiben kann, ohne inzwischen wenigstens zwei — Tintenklexe zu machen! Denke Dir also — zu all meinen vielen Bildungs-Arbeiten noch die: solche Liebesbriefe zu entziffern! Die gute Mutter hilft mir aber treulich. Jede liest abwechselnd eine Seite und jetzt wissen wir des guten Doktors Zwanzigtausend-Pfund-Heiraths-Anträge schon ziemlich auswendig. Sie brieflich zu beantworten, haben wir längst aufgegeben. Da kommt my dear worshipper in der Visitenstunde täglich selber angerasselt — reizende Apfelschimmel! — der Groom springt die Treppe herauf — »Mr. Yes?« — »Very welcome!« — und Jung-England storchbeint in's Zimmer: »Mademoiselle . . . uonderschönste . . . my love . . .?« — Melancholisch schüttle ich das Köpfchen: »My dear Sir — impossible!« — und wir sind für vierundzwanzig Stunden fertig.

Gefährlicher könnte mir schon ein junger polnischer Student werden. Ein reizender Junge, bildhübsch, feurig, schüchtern, bescheiden, klug, tugendhaft — und von einer rührenden Liebe zu seinem armen hingeschlachteten Vaterlande beseelt. Er singt allerliebst mit mir italienische und französische Duette und tanzt die Masurka wie ein Gott. Sein Französisch klingt bezaubernd und fein: moi! Mademoiselle, moi! — unnachahmlich! Chère mère und ich nennen ihn entre nous immer nur: Unser Moi! Die Mutter ist ganz verliebt in unser Moi. Aber fürchte — oder hoffe Nichts, Louis! Madame la mère in dem fernen polnischen Grafenschloß hält unser gutes Moi sehr kurz mit dem Taschengelde. Noch keine Blume hat mir Moi zu Füßen gelegt, geschweige denn . . . Aber die Augen, Louis,

diese dunklen feurigen Polenaugen sprühen mehr echte, reine Herzensliebe, als alle englischen Zwanzigtausend-Pfund-Brief-Klexe zusammengenommen . . . Und wenn auch! Du weißt, mein Bruder, daß ich nie heirathen will, um einzig meiner geliebten Kunst leben zu können . . .

P. S. Schicke mir doch einige Dutzend gute, etwas harte, von Dir geschnittene Federn, recht scharf und spitz, daß ich sie mit einigen heiteren Versen Mr. Yes zu Weihnachten schenken kann. Vielleicht macht er dann einige Liebes-Klexe weniger.«

* * *

»Heute, mein Bruder, habe ich Dir große musikalische Neuigkeiten zu melden. Höre und staune: Deine kleine Lina hat in zwei öffentlichen Konzerten mitgewirkt und — gefallen! Ein Mal sogar wirklich Klavier gespielt, obgleich Ignaz Moscheles — le célèbre prince des pianistes — anwesend war. Das kam so. Du hast von den furchtbaren Ueberschwemmungen im Badischen gelesen und wie viele unserer Landsleute dadurch verarmt sind. Da arrangirte nun Graf Röder aus Karlsruhe, der jetzt hier lebt, im Konzertsaale des königlichen Schauspielhauses für die Ueberschwemmten ein Subskriptions-Konzert. Der Graf kam auch zu uns und bat um meine Unterstützung. Ich erbot mich sogleich: zu deklamiren! Aber der Graf meinte: Das ist den Berlinern nichts Neues. Wenn sie aber hören: ihr blonder Liebling von der »Königstadt« kann sich auch auf dem Klaviere hören lassen! — so wird die Neugier sie schon in's Konzert ziehen, um von dem neuen Wunder mitsprechen zu können. Und Sie dürfen sich »als geschätzte Dilettantin« in einem Wohlthätigkeitskonzert für Ihre Landsleute, wie ausdrücklich im Programm bemerkt werden soll, sogar in Berlin

auf dem Klaviere produciren. Ich habe Sie in Karlsruhe im Museums-Konzerte gehört . . . Ich konnte mich durchaus nicht entschließen, aus Bescheidenheit und — aus Angst vor den scharfen Berliner Musikkritikern. — Als aber auch mein zu Rathe gezogener Klavierlehrer, Herr Gräulich — der aber durchaus nicht gräulich ist — meinte: ich könne es wagen! — da war ich geliefert. Die Mutter sagte mit ihrer milden Entschiedenheit, ohne auf meine Einsprüche zu achten: Herr Graf, da es sich hier um keine eitle, sondern um eine gute That handelt — wenn Lina's Konzert-Nummer auch nur wenige Friedrichsd'or mehr einbringt — so wird meine Tochter bestimmt spielen! — Herr Gräulich wird die Güte haben, das Klavierstück auszuwählen! —

Herr Gräulich wählte: Rondo Türc von Czerny, das wir schon fleißig vierhändig geübt hatten. Aber mit welchem Zittern sah ich dieser öffentlichen — Exekution entgegen! Als die Mutter mich abends putzte, dachte ich: so muß der armen Maria Stuart zu Muth gewesen sein, als Hannah Kennedy sie für den letzten Gang schmückte! — Ich hatte eine reizende neue Toilette: duftiges Spitzenkleid über weißen Atlas — in den Locken frische natürliche Blumen, wie die Mutter und ich es für junge Mädchen so sehr lieben — sonst keinen Schmuck. — Als ich an meines Lehrers Arm die Estrade betrat, dachte ich wieder an das Armensünder-Hochgericht und ich zitterte wie Espenlaub, daß Gräulich mir zuflüsterte: Muth — tapfer vorwärts — oder wir Beide sind verloren! — Ich wurde von freundlichem Applaus empfangen. Louis, das ist Lebensbalsam für ein Künstlerherz. Es wirkt zugleich erwärmend und beruhigend, wie Sonnenschein und holde Freude. Mag der kluge kalte Publikum-Verstand auch immer sagen: Wer vor einer Kunstleistung applaudirt, ist Partei — Freund des Künstlers! Immerhin! Wenn die klugen kühlen Leute doch nur mal an sich selber erproben könnten: wie wohl es uns Künstlern thut, uns

auch vor dem — Nach-Richter unter guten Freunden zu wissen — — und wie erkältend es auf das Künstlerherz wirkt — wie gottverlassen und kleinmüthig man sich fühlt — bei dem Gedanken: diese Bretter, auf denen Du stehst, können Dir heute Abend zum hochnothpeinlichen Gericht werden — da unten schlägt für Dich kein warmes Freundesherz — heißt Dich kein freundlicher Mund, keine hülfreiche Hand willkommen! . . .

So hatte ich — Dank diesem herzlichen Empfang! — schon die Courage, die weißen Handschuhe abzustreifen, ohne zitternd sie zu zerreißen oder gar in kindisches Weinen auszubrechen . . . Und als ich erst ein Dutzend Tasten berührt hatte, da war ich geborgen. Ich dachte nicht mehr an Freund oder Feind da unten — ich saß zu Hause in unserer rothen Stube und spielte mit meinem Lehrer Rondo Türc — so gut ich es konnte — — bis mich am Schluß der rauschendste Beifall wieder in den Konzertsaal zurückrief. Mütterchen sagte: ich hätte bei meinem Dank-Kompliment ganz rosig gestrahlt vor Vergnügen — — und ihr wäre der ganze Hebelsche Feldberg vom Herzen herabgefallen, als Alles glücklich überstanden sei. Sie habe vor lauter Stoßgebetlein keinen Ton gehört . . . Ja, warum ladet das stolze Mutterherz sich erst solch einen übermüthigen Angstberg auf? Da soll nachher der liebe Gott immer helfen, als ob er nichts Besseres zu thun hätte, als leichtsinnigen Fingern die richtigen Klaviertasten zu zeigen! — Nun, der gute Zweck ist wenigstens erreicht und der möge auch hier die schwachen Mittel heiligen: Der Saal war gepfropft voll, Viele haben Ueberzahlungen gemacht, auch die Mutter mit ihrem Pfennig der Witwe — und die armen Ueberschwemmten werden ihre Freude haben . . . Doch die Kritik — die böse schneidige Berliner Kritik? — Die war dies Mal recht stumpf — d. h. milde. Sie hat die »geschätzte Klavier-Dilettantin« sehr gnädig behandelt und war einstimmig in dem Urtheil, daß Mlle. Bauer

brillant —— ausgesehen habe! Ich fürchte, Louis, die schärfste Kritik für die — Klavierspielerin.

Wenige Tage später, am 15. Dezember, fuhren wir nach Potsdam, um in dem von Karl Blum arrangirten Konzert mitzuwirken. Ja wir! Madame Grünbaum, die berühmte Tochter des Wiener Volkskomponisten Wenzel Müller, die Gattin des Tenoristen Grünbaum, die als Hofsängerin von der großen Oper in Wien hier gastirt und mit Recht den Namen »die deutsche Catalani« führt, eine fein gebildete, liebenswürdige Dame, und?! — Moscheles — der geniale Virtuos — die Mutter und ich.

Karl Blum hatte Moscheles einige Tage vor dem Konzert uns vorgestellt. Wir wußten kaum, was mehr für ihn einnahm: — das eminente Talent, oder sein bescheiden natürliches und doch so würdevolles Benehmen. In Moscheles' Augen würde Zelter auch gern blicken, denn sein sanftes Gemüth, seine reine Künstlerseele spiegeln sich unverhohlen darin. Ich sollte vor ihm spielen, aber ich wagte es nicht. Er verstand es jedoch so prächtig, mir Muth einzureden, und ließ nicht nach, bis ich ein vierhändiges Stück mit ihm ausführte — die herrliche Ouvertüre zum »Don Juan«. Wahrscheinlich opferte sich le prince des pianistes der Mutter zu Liebe, denn die hat ihn schon ganz in ihr Herz geschlossen und schwärmt für Moscheles.

Blum hatte für einen bequemen Wagen gesorgt, und recht vergnügt begannen wir auf der Landstraße zu plaudern, — als Moscheles, plötzlich die Augen schließend, todtenblaß zurücksank und stöhnte: »wie wird mir — mein Kopf, mein Kopf!« Du kannst Dir unsern Schrecken vorstellen. Wir ließen halten und riefen nach Karl Blum, der mit Moscheles' Bruder einige Schritte voraus fuhr. — Das Gesicht des Konzertgebers hättest Du sehen sollen, als er seinen Freund in der

Wagenecke liegen — und sein Konzert um die schönste Zierde gebracht sah. Doch ohne Bedenken sagte er: »Schnell nach Berlin zurück! — ich will in Potsdam abbestellen . . .« Da öffnete Moscheles matt die Augen und flüsterte: »Nein! nein! ich spiele — und sollte ich sterben — nur vorwärts . . .«

Und alles Protestiren Blum's half nicht.

»Ich spiele!« wiederholte matt der Kranke, und die Wagen setzten sich in Bewegung. In Zehlendorf Pause, abermaliges Fragen, Bitten Blum's, sich zu schonen — die gleiche Antwort des halbtodten Moscheles — und endlich langten wir nach der peinlichsten Fahrt in Potsdam an.

Alle Billete waren bereits vergriffen. Im Gasthaus hatte Blum schönstens vorgesorgt. Nach der Probe setzten wir uns zu Tisch — aber Moscheles lag im Nebenzimmer auf dem Sopha, jede Erquickung verschmähend. Er hatte in der Probe kaum die Kraft gehabt, die nöthigsten Akkorde für das Orchester anzuschlagen. Wenn aber Blum nur Miene machte, gegen sein Auftreten protestiren zu wollen, so blieb Moscheles resignirt dabei: »Ich spiele!«

Zum ersten Mal sollte ich vor den Potsdamern erscheinen. Ich hatte also eine reizende Toilette gewählt: weißen Tüll mit himmelblauen Astern! Ich sollte mit Guitarre-Begleitung die Erlebnisse eines Troubadours deklamiren. Blum akkompagnirte. Er gilt als der erste Guitarrespieler Deutschlands.

Um sechs Uhr, als wir des Anfangs harrten, wankte Moscheles in feierlicher Toilette in's Versammlungszimmer, mit fieberhaft glühenden Augen, blaß wie eine Leiche. Die Mutter rieb ihm die Schläfen mit Eau de Cologne und — schminkte ihn, damit das Publikum nicht erschrecken solle. Dann saß er auf dem Sopha, den Kopf in den Armen der Mutter, und sah so — jammervoll zu ihr auf, daß ich trotz meines Mitleids

laut lachen mußte. Das Zeichen wurde gegeben — und Moscheles taumelte vor — wurde rauschend empfangen ... und spielte — wie ein Gott! Rasender Applaus und — der Gefeierte flüchtete todmatt zum Sopha. Nach der zweiten Nummer gleicher Enthusiasmus und gleiches Hinsinken auf's Sopha — aber bald, so wie Moscheles nicht mehr zu fürchten brauchte, daß durch seine Krankheit Blum's Konzert gestört würde — da fühlte er sich wohler, vermochte ein wenig zu essen, und während des Soupers verminderte sich die Migräne so, daß ich meinem Muthwillen schon die Zügel ein wenig schießen lassen durfte. Ich ahmte sein Augenschließen, Zurücklehnen, Lispeln: »Ich spiele — und sollte ich auch sterben ...« zu seinem größten Ergötzen nach. — Moscheles fuhr zu neuen Triumphen weiter in die Welt hinein. Wir kehrten noch in der Nacht nach Berlin zurück, beglückt durch die liebenswürdigste Theilnahme der Potsdamer. Sie freuen sich darauf, mich bald als Hofschauspielerin auch in ihrem hübschen kleinen Theater zu sehen.

Kaum waren wir von dieser angreifenden Fahrt etwas zu uns gekommen, so ließ sich Präsident Scheve melden, ein freundlicher, ehrwürdiger alter Herr, aber ungeheuer — zeremoniös. Tief sich verbeugend trug er feierlichst sein Anliegen vor: Ich möchte in einem Konzert deklamiren, zum Besten des Louisenstiftes gegeben, dessen Vorsteher — nein, Schutzpatron der Präsident ist. Gern sagte ich zu, und finde mich auch recht leidlich darein: — einstweilen zu deklamiren, statt Komödie zu spielen. Aber, Louis, es ist keine leichte Sache, ein geeignetes Gedicht zu wählen. Es soll nicht zu ernst, auch nicht zu heiter, weder zu kurz noch zu lang sein. Ich wählte — »Nichts!« von Theodor Hell. Der Konzertsaal des Schauspielhauses ist ein prächtig erleuchtetes, schönes Lokal, da erscheint man ungeschminkt, was mir besser steht. Und mein »Nichts« gefiel.

Zu unserer Ueberraschung besuchte uns Präsident Scheve am andern Morgen wieder, um mir in seiner feierlichen Weise

nochmals zu danken und eine lange Rede zu halten, deren kurzer Sinn war: die »tausendjährige Gesellschaft« beglückte uns durch ihn mit der Einladung — dem alljährlich stattfindenden Stiftungsdiner beizuwohnen . . .

»Tausendjährige Dinergeber?« fragte ich nicht ohne komisches Entsetzen . . .

»Ja, liebes Fräulein, die geschlossene Gesellschaft besteht aus vierzehn Mitgliedern — diese zusammen machen tausend Jahre . . .«

Du weißt leider, mein Bruder, daß ich stets ungern Rechenstunden genommen und öfters die aufgegebenen Exempel von den Schulkameradinnen abschrieb — aber so viel konnte ich doch dividiren: daß tausend durch vierzehn getheilt, jedem Kopf 71 Jahre und 6 Monate zuweist. Schon wollte ich mich entschuldigen, aber die Mutter versicherte rasch: wir würden mit Vergnügen erscheinen . . . und ein gewisser Blick — Louis, Du kennst doch noch diesen Blick? — machte mich verstummen.

Als Präsident Scheve uns verlassen hatte, beklagte ich mich aber bitter, daß ich nun gar mit siebenzigjährigen Herren speisen solle . . . das sei von einem jungen Mädchen zu viel verlangt . . . Aber da hättest Du unsere Mutter hören sollen: »Gegen junge, schöne Herren, — nicht wahr? — da wird es Dir nicht schwer, liebenswürdig zu sein? — Das will aber gar nichts heißen, das können Andere auch! — aber dem Alter gegenüber bescheiden, anmuthig, zuvorkommend sich zu benehmen — das erfordert nicht allein Bildung, sondern auch Herzensgüte. Nur gute Herzen vermögen zu schätzen, von ehrwürdigen Greisen achtungsvoll, wohlwollend ausgezeichnet zu werden . . .«

Und ich fühlte mich wahrlich tief beschämt. Ich dachte aber doch daran, die alemannischen Gedichte mitzunehmen und etliche vorzutragen, wenn mich meine Weisheit und — Liebens-

würdigkeit gegen die ehrwürdigen tausendjährigen Herren im Stiche lassen sollte.

Die Mutter schmückte mich, als sollte ich mir einen Bräutigam erobern. Sie hatte sich blühendes Geranium zu verschaffen gewußt; und diese frischen Blumen nahmen sich gar hübsch in den blonden Locken aus.

Präsident Scheve holte uns in seiner Equipage ab. Wir wurden von den alten Herren — meist hohen Militärs, die Brust mit Orden bedeckt — freundlichst begrüßt . . . und bald fühlte ich mich stolz und zufrieden in der tausendjährigen Gesellschaft.

Du hast keine Idee, Louis, auf welche liebenswürdig humoristische, geistreiche Weise die Unterhaltung geführt wurde! Wie diese alten Herren uns in's angenehmste Gespräch zu ziehen wußten, und wie meine unbefangenen Aeußerungen sie erfreuten. Ich mußte von Karlsruhe — die Mutter vom seligen Vater erzählen. — Sie lachten herzlich über meine enthusiastischen Lobeserhebungen — über Berlin und die Berliner.

Beim Dessert las ich »Hebel's Sommerabend« und »Hans und Verene«. Die alemannische Mundart war ihnen etwas Neues, und General Lestocq, mein Nachbar, bat immer wieder:

»O, nur noch einmal den Schluß« . . . und ich wurde nicht müde zu sagen: »jo frili willi, jo!«

Die Mutter sah wie verklärt aus und — lobte mich auch später. Beim Abschiednehmen mußten wir versprechen: nächstes Jahr dem Diner wieder beizuwohnen, und — — der Abwesenden zu gedenken. »Niemand wird fehlen! Mein Herz sagt es mir!« — rief ich lebhaft — und herzlich tönte es von beiden Seiten: »Auf frohes Wiedersehen — über's Jahr!« *)

*) Es fehlte auch Niemand im nächsten Jahre. Aber wie lange schon bin ich allein nur noch übrig aus jenem heiteren Kreise!

Und nun von den Bällen. Einer der hübschesten war der beim General Herwarth; ein lieber alter Herr, seine Gemalin die Sanftmuth selbst. Beide sind noch gar nicht von den Gebrechen des Alters heimgesucht, und genießen so recht froh und dankbar den Lebensabend. Die beiden ältesten Söhne*) sind schön verheirathet, auch Militärs, eine glückliche Familie.

Die Graf Brühlschen Subskriptionsbälle im Konzertsaale des Schauspielhauses habe ich auch zu »sehen« bekommen, denn getanzt wird dort fast gar nicht. Man konversirt, beobachtet und mustert und — kritisirt gegenseitig die Toiletten. Die Herren bewegen sich im Saal, die Damen sitzen meist auf den rings herum angebrachten Estraden. Der König promenirt unermüdet durch das Gedränge und spricht leutselig mit Vielen. Dabei schaut er lächelnd umher, wie ein Vater, der sich freut, die Kinder vergnügt zu sehen.

Auf der vierten Estrade saß ich ganz bescheiden mit der Mutter und einer befreundeten Familie und ergötzte mich an dem glänzenden Gewirr im Saal ... als plötzlich mir zugeflüstert wurde: »Der König will mit Ihnen sprechen, steigen Sie herab« ... und ich stand zum ersten Mal vor Friedrich Wilhelm dem Gütigen.

Ich fühlte, daß sämmtliche Anwesende mich beobachteten, wie ich mich benehmen würde, es flimmerte mir vor den Augen — aber kaum begegnete ich den milden, gütigen Blick des Königs, so war ich gefaßt. Der König sagte in seiner bekannten, abgebrochenen Weise: »Freue mich, Brühl Sie für meine Bühne gewonnen — oft auf dem Königstädter Theater gesehen — viel Vergnügen gemacht — muntres Wesen lieben — sehr gefallen.«

---

*) Der eine ist der durch die letzten Kriege so berühmte General Herwarth v. Bittenfeld.

»Ew. Majestät beglücken mich . . .«
»Wann auftreten?«
»Anfang Januar!«
»Welchen Stücken?«
»Beschämte Eifersucht — Jurist und Bauer —«
»Gut, liebe Lustspiele — wünsche Glück!«
Dann nickte der König freundlich und ging weiter.

Hofrath Heun (Clauren) bot mir seinen Arm, mich wieder auf die Galerie zu geleiten; doch nur mit Mühe gelangte ich hinauf. Alle Welt wollte mir vorgestellt sein — mich sehen — mit mir sprechen.

Bei meinem nächsten Schreiben, mon frére, bin ich wieder in Reih und Glied — unter den Berühmtheiten der königlichen Bühne und muß fleißig sein, um den Namen Künstlerin zu verdienen . . .«

Ende des ersten Theils.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).